



Katholische Universitäten.

Von P. Albert M. Weiß O. Pr., Universitäts-Professor in Freiburg (Schweiz).

III.

27. Betrachtet man das Leben und Treiben an so manchen Universitäten, so fragt man sich verwundert: Wozu sind aber doch diese Ungeheuer von Anstalten eigentlich da?

Man sagt uns: Zum Dienste der Wissenschaft.

Schön. Gehen wir aber durch sämtliche Hörsäle, und rechnen wir zusammen, wieviele von den 3000, 4000, 5000 Jüngern der Wissenschaft, die auf den Listen verzeichnet sind, in diesen heiligen Räumen zu finden sind, sehen wir auf der Bibliothek und im Lesezimmer nach, wie es um die Benützung der unermesslichen Lehrmittel steht, — kalte Wintertage schließen wir übrigens bei dieser Untersuchung aus — und stellen wir uns insbesondere, so grausam das auch sein mag, bei den Prüfungen ein, dann erhalten wir einen starken Beitrag zum Beweise für die längst bekannte Thatsache, daß die Menschen für das, was sie am meisten im Munde führen, und dazu gehört die Wissenschaft, in der Wirklichkeit nicht immer die größte Vorliebe haben.

Uebrigens haben wir meistens nicht lange Zeit, um solchen Untersuchungen nachzugehen, denn man schneidet uns regelmäßig jede Erörterung über diesen Gegenstand mit zwei Einreden ab.

Ja, heißt es, Sie müssen eben keinen zu engherzigen Maßstab anlegen. Das große Palladium, das Noli me tangere der Universitäten ist die Freiheit der Wissenschaft. Ohne diese könnten unsere Hochschulen einfach nicht bestehen. Nun schließt diese aber ein Doppeltes in sich, die Lehrfreiheit für die Professoren und die Lernfreiheit für die Studierenden. Daran läßt sich also nicht rütteln, sonst wären unsere Universitäten nicht mehr, was sie sind. Ueberdies dürfen Sie nicht vergessen, daß unsere Studenten denn doch auch zu andern Zwecken hier sind als um nur zu studieren. Sie müssen sich

außtoben. Sie müssen das Leben kennen lernen. Sie müssen Männer werden.

Darum haben unsere Universitäten einen weiteren Grundsatz auf ihren Schild geschrieben, der ebenso grundwesentlich für sie ist wie die Freiheit der Wissenschaft, einen Grundsatz, mit dessen Aufhebung sie ebenfalls in sich zusammenbrechen würden, die Lebensfreiheit.

Sonderbares Ding um so eine Universität! mag da mancher Vater denken. Geht ein junger Mensch dorthin um der Wissenschaft willen, so braucht er sich nicht um diese zu kümmern, und niemand kann ihn dazu anhalten, denn das wäre gegen die Freiheit der Wissenschaft. Und geht er aus andern Gründen hin, so kann ihn erst recht niemand zum Studiren zwingen, denn er hat ja das Recht auf Lebensfreiheit.

28. Aber nun müssen wir schon eine zweite Frage stellen. Ja, für wen sind denn dann eigentlich die Universitäten da?

Jetzt wird die Sache etwas verwickelt. Die Herren Studierenden erklären sich natürlich verletzt an ihrer Ehre, wenn jemand bezweifeln wollte, daß die Universitäten für sie da seien. Und wir müssen offen gestehen, daß wir, allerdings mit einer gewissen Einschränkung, dafür halten, sie seien im vollsten Rechte. Nur begreifen wir dann nicht, wie sie sich so wenig um dies ihr glorreiches Krongut umsehen mögen, daß viele von ihnen kaum deren Inneres, geschweige erst deren Schatzkammern, die Bibliothek, die Sammlungen, die verschiedenen Anstalten kennen. Von den Professoren dagegen scheinen manche grundsätzlich anderer Meinung zu sein. Denn wenn man bedenkt, wie viele von ihnen jede andere Thätigkeit der Lehrthätigkeit vorziehen, wie weit sie den Beginn ihrer Vorlesungen hinauschieben, wie bald sie die Ferien beginnen, so kann man es wahrhaftig nicht verwunderlich finden, daß man so oft den Satz hören muß, sie betrachteten die Universität als eine Einrichtung von reichen Sinecuren, die nur für sie gestiftet seien.

Die Wahrheit ist, daß die Universitäten Anstalten sind, die zum Besten der allgemeinen menschlichen Gesellschaft, sowohl des Staates als der Kirche, gegründet sind. Ihre nächste und unmittelbare Bestimmung aber ist unzweifelhaft die, der studierenden Jugend Gelegenheit und Mittel zu bieten, damit sie sich ihre letzte Ausbildung verschaffe, die sie in den Stand setze, nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Sowohl die Einrichtungen der Universitäten als auch die Lehrer sind also nicht Selbstzweck, sondern sie sind zunächst, populär gesprochen, um der Studierenden willen da. Genauer drücken wir uns übrigens aus, wenn wir sagen, daß alle Lehrmittel, alle Anstalten, alle Verordnungen und alle Professoren an den Universitäten dem Zwecke dienen müssen, die Studierenden zu tauglichen Mitgliedern der Gesellschaft heranzubilden, so daß sie fähig werden, als ganze Menschen, als nützliche Bürger und als Angehörige der Kirche mit Ehren ihren Platz auszufüllen und zur Förderung des Gemeinwohles das Ihrige beizutragen.

29. Auf dieses Ziel muß also vor allem die erste Aufgabe der Universität, der Unterricht, berechnet werden. Wenn eine Universität nicht das Ergebnis erzielt, daß die Studierenden durchschnittlich eine gediegene, gemeinnützige Geistesbildung erringen, dann hat sie ihren Zweck verfehlt. Das macht es noch nicht aus, daß einzelne Doctor-dissertationen von ihr ausgehen, die in dem Verzeichnisse von Jock das unermessliche Meer von Ziffern anschwellen helfen. Noch weniger kann sie sich darauf berufen, daß sie alle Menschenalter einmal einen jungen Mann herangebildet habe, der später überall unter den bedeutenden Männern der Wissenschaft genannt worden sei. Ihr Wert liegt wie der der Culturgeschichte in dem Beiträge, den sie zur Förderung der allgemeinen Bildung leistet. Je mehr sie den durchschnittlichen Bildungsgrad eines Landes oder einer Gesellschaft hebt, desto besser hat sie ihre Bestimmung erfüllt, auch wenn sie keine blendenden Meteore in die Welt hinausgeschickt hat.

Der Welt ist überhaupt mit diesen seltenen Ausnahmismenschen nicht viel gedient. Was sie vor allem bedarf, das sind fleißige, solide, zuverlässige Arbeiter, denen man alles anvertrauen, die man überall hinstellen kann. Deshalb muß auch jene Ausbildung, die für das Leben wirken soll, und das ist ja die Universitätsbildung, ihr Hauptaugenmerk darauf richten, ein gründliches, solides, nützliches Wissen zum Gemeingut der gebildeten Kreise zu machen. Was soll auch der Staat mit Richtern, was eine Gemeinde mit Beamten anfangen, die über Osiris und Buddha und die Katharsis des Aristoteles Orakelsprüche zum besten geben, aber von der Jurisprudenz ebenso vage Begriffe haben wie vom Nirwana, und sich zur Aufstellung einer Rechnung schon deshalb nicht verstehen, weil sie die gewöhnlichsten Sätze des Rechnens nicht verstehen?

Deshalb muß der Unterricht an der Universität hauptsächlich daraufsehen, daß alle wenigstens das Nothwendige und das Nützliche lernen. Man legt heute vielfach die eigentliche Bedeutung der Universitäten in die Seminarien, als bestehe die ganze Aufgabe darin, einzelne bedeutende Fachgelehrte heranzubilden. Damit können wir uns nicht einverstanden erklären. Uns scheint die wichtigste Aufgabe des Professors die zu sein, daß er sich zu der großen Menge der Studierenden herablasse und daß er die gewöhnlichen Vorlesungen mit dem höchsten Fleiße halte. Wenn der Eifer für das Studium im allgemeinen ohnehin so gering ist, dann geht gerade das noch ab, daß die Hörer herausfühlen, der Lehrer habe für sie kein besonderes Interesse, um sie vollends gleichgiltig zu machen. Wir verwerfen deshalb die Seminarien nicht. Aber sie sind nicht die Hauptsache, und diese darf nicht unter ihnen leiden. Es wäre ein seltsames Wahl, wenn man Trüffeln und Gefrorenes böte, aber Brot und Fleisch fehlen ließe.

30. Damit ist auch schon gesagt, daß das sogenannte Princip der Lernfreiheit durchaus verwerflich und schädlich ist. Es entspringt dem Geiste jenes vornehmen, bequemen Schlendrians, der den Haupttheil der Studierenden wie eine massa damnata einfach seinem Schicksale überläßt, und die ganze Thätigkeit auf jene wenigen Ausgewählten beschränkt, die sich in den Seminarien selber zu beschäftigen wissen, bei denen überdies auch mehr Ehre zu gewinnen ist.

Diese sogenannte Lernfreiheit ist eine Grausamkeit und Ungeerechtigkeit gegen die Studierenden. Es kommen denn doch nicht alle auf die Universität so hoffnungslos faul und so verstockt entschlossen, nichts zu studieren, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, ihnen mit Rath und mit der Hilfe eines vernünftigen Collegien- und Examinazwanges an die Hand zu gehen. Im Gegentheil, gar manche beziehen die Universität mit gutem Willen. Aber wie sollen sie sich in diesem Labyrinth von Vorlesungen, die sie angekündigt sehen, zurecht finden ohne einen rettenden Faden? Nicht sie sind es vielfach, die an der empörenden Zeitvergeudung auf den Universitäten die eigentliche Schuld tragen, sondern die rücksichtslose Vernachlässigung, mit der ihnen die Universität begegnet. Für den eifrigen Studierenden wäre eine strenge Ordnung und Verpflichtung zum Studium eine große Wohlthat, weil sie ihn vor falschen Schritten, vor Vergeudung seiner Zeit und seiner Kräfte bewahrt. Und für den Trägen wäre sie es erst recht, weil sie sowohl ihn für sein

ganzes Leben vor den traurigen Folgen des Müßigganges bewahrt, als auch die Gesellschaft mit ihm.

Denn die Rücksicht auf die menschliche Gesellschaft sollte in diesem Stücke vor allem dazu treiben, mit dem thörichten System der Lernfreiheit zu brechen. Wir wollen den Satz zugeben, daß die Universität für den Studierenden da sei. Daraus folgt aber nicht, daß sie die Herren auf der Universität seien. Auch die Professoren sind es nicht, und die Universität selber ist auch nicht Herrin. Sie und die Lehrer und die Studierenden sind der Gesellschaft verpflichtet und verantwortlich, und sie alle trifft eine schwere Verantwortung, am meisten die Professoren, wenn die jungen Männer, die die Gesellschaft mit so schweren Opfern an die Universität sendet, damit sie dort zu tüchtigen Förderern des Gemeinwohles erzogen werden, wenn sie dann zurückkommen, ruiniert am Leib, bankrott an der Seele, mißvergnügt, faul, verlegen und verschlafen fürs ganze Leben, leidige Miteßer an dem kargen Mahle, statt freudige Mitarbeiter an der großen Aufgabe des Lebens. Wahrhaftig, es ist schwer zu begreifen, wie die Vertheidiger der Lernfreiheit nicht schon aus Schamgefühl vor dem arbeitenden Theil der menschlichen Gesellschaft auf diese ihre Ansicht verzichten. Soll etwa das Volk aufstehen und ihnen mit Gewalt seine Meinung darüber kundgeben?

31. In der That, das könnte schon so kommen. Und wer weiß, ob es nicht so kommen muß nach einem allgemeinen Gesetze der Psychologie und der Geschichte?

Wenn es aber so kommen sollte, dann können sich die Hochschulen nicht wohl darüber beklagen, daß das Verhängnis über sie hereingebrochen sei ohne ihr Verschulden.

Die Universitäten haben von jeher eine ganz privilegierte Stellung eingenommen. Sie haben sich in dieser so gut zurecht gefunden und so wohlgefallen, daß sie zuletzt glaubten, das müsse so sein und bleiben, und daß sie kaum mehr fühlen, wie viel Privilegien sie genießen. Merkwürdig, daß gerade sie, von denen der Kampf gegen die Privilegien und die privilegierten Stände ausgegangen ist, fast noch die einzig privilegierten Gemeinschaften sind. Sicherlich ist diese Lage nicht gerade consequent und bietet nicht viel Garantie dafür, daß sie auf ewige Zeiten dauern müsse.

Und dies umsoweniger, als die Universitäten nach und nach ihre Ausnahmstellung mehr und mehr in einen Gegensatz zur

Gesellschaft, zur Zeitströmung und zur Geschichte umgewandelt haben. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Universitäten außerhalb der heutigen Zeit und Welt liegen. Mit der öffentlichen Meinung, auf die sie statt des Evangeliums zu schwören vorgeben, stehen sie im vollsten Widerspruch. Die ganze sociale Bewegung, die Bewegung der Ideen in den letzten Zeiten ist an ihnen spurlos vorübergegangen. Wir sprechen von den Universitäten, nicht von den einzelnen Lehrern. Der Liberalismus hat schmählich abgewirtschaftet, überall schickt ihn das Volk entrüstet aus der Welt, an den Universitäten lebt er ruhig fort, als wäre nichts geschehen. Die Romantik ist schon längst begraben und in Verwesung übergegangen, in den Kreisen der Universitätsstudenten haust sie als Gespenst noch immer mit all dem Quark und Popf und Krimskrams, mit dem läppischen Kauf- und Saufcomment, den die halbverrückten Kraftgenies aus der Blütezeit des Ritter- und Gespensterdusels ausgeheckt haben.

Eine solche unnatürliche Lage muß sich rächen. Je länger diese Isolierung der Universitäten dauert, und je unbegreiflicher sie der öffentlichen Meinung trogen, umso gewaltsamer muß einmal der gestaute Strom der Zeitbewegung über sie hinweggehen. Wenn all die Lehren, denen das Volk mit Recht den unerträglichen Druck der öffentlichen Lage zuschreibt, hier immer wieder vorgetragen werden, wenn in einer Welt, da man keinen Unterschied mehr gelten läßt, Lehrer und Studierende leben, als gehörten sie kaum zu dieser Welt, wenn in einer Gesellschaft, die von der Arbeit fast zu Tode geheßt, die von Lasten und von Noth erdrückt ist, hier mit herausfordernder Prahlerei, Trägheit, Luxus, Verschwendung und Genußsucht, beinahe möchte man sagen professionsmäßig betrieben werden, welches müssen die Folgen davon sein? Weiß man denn an den Universitäten nichts davon, daß es auch eine Logik der Geschichte gibt? Oder sind etwa die grollenden Massen, die Erben der Zukunft, die Leute dazu, um den Gang der geschichtlichen Logik in diesem Stücke aufzuhalten?

32. Da ist es wahrlich hoch an der Zeit, daß sich die Universitäten aufraffen und ihrer Aufgabe besinnen, damit sie nicht dem drohenden Gerichte verfallen.

Wie sie also auf dem Gebiete des Unterrichtes mit der sogenannten Lehr- und Lernfreiheit brechen müssen, so auf dem des Lebens mit dem Princip der Lebensfreiheit.

Dieses Wort ist noch viel schlimmer als das der Vernunftfreiheit. Hier handelt es sich nicht mehr bloß um Schlandrian und Gehelassen, nein, hier spricht die bare Corruption. Wer sich selber das Recht zuspricht zu leben, wie er will, der leugnet das Gesetz, der stellt seine Willkür, seine Leidenschaften, seine Triebe an die Stelle Gottes und des Gewissens. Und wer andern dieses Evangelium predigt, zumal der Jugend, in der eben die Leidenschaften und der Unabhängigkeitstrieb am wildesten gähren, der ist ein Apostel der Zuchtlosigkeit und des Fleisches, der begeht jenes Verbrechen, dem der Herr der Barmherzigkeit und Milde das furchtbare Wort vom Mühlstein nachruft.

Aber auch wenn sich einer über all diese Erwägungen hinwegsetzt, so gehört die ganze Weltentfremdung eines Stubengelehrten dazu, um dieses unheilvolle Wort unter den heutigen socialen Verhältnissen auszusprechen. Kein Band hält mehr, keine Ordnung gilt, keine Auctorität steht fest, die Genußsucht frisst um sich wie der Krebs, die Leidenschaften sind das einzige Gesetz, dem sich die Zeit noch fügt, mit Bangen sehen die Machthaber in die Zukunft und fragen sich, wie lange es noch möglich sein wird, dieser innern Auflösung mit den äußern Machtmitteln von Militär und Polizei entgegenzuarbeiten, — und die höchsten Erzieher des Volkes schütten noch immer Del in den glimmenden Brand, indem sie ihre ganze Weisheit in das Wort zusammenfassen: Lebensfreiheit!

33. Es ist schmerzlich, davon zu sprechen, aber es ist leider nothwendig und hoffentlich nicht umsonst. Wir können es nicht glauben, daß diese Lehrer wissen, was sie thun. Wir sind fest überzeugt, daß sie die Sache nie unter diesem Gesichtspunkte betrachtet haben. Wir erwarten mit Zuversicht, daß sie davon zurücktreten, sobald sie sich deren Bedenklichkeit klar gemacht haben.

Ja, möchte doch jeder akademische Lehrer bedenken, welch empfängliches und welch bildsames Material er in seinen Zuhörern vor sich hat. Auch der leiseste Eindruck dringt weit tiefer und wirkt weit nachhaltiger in diesem edlen, eben ausreisenden Stoff, als man gewöhnlich denkt. Das Gute und das Böse ringen in einem gewaltigen Kampf um die Seele des studierenden Jünglings, desto gewaltiger, je gewisser sie dessen sind, daß es der Entscheidungskampf für immer ist, der Entscheidungskampf nicht bloß für ihn, sondern vielleicht für ganze Massen. Und nun steht der Lehrer vor

diesem jungen Manne, dessen Seelenheil, dessen ganze Zukunft in seinen gespannten Augen, auf seinem offenen Munde liegt, und er weiß, daß er mit einem einzigen Wort über dessen Schicksal entscheidet. Sollte nicht schon das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit, sollte nicht der Ruf seines Gewissens, sollte nicht die Stimme der Humanität — von der Religion nicht zu sprechen — ihm die äußerste Zurückhaltung auferlegen?

Er wird doch hoffentlich die Macht des Wortes, die Macht seines eigenen Wortes kennen. Er wird sich doch selber zu gut dafür sein, daß er sich in der Rolle einer klingenden Schelle, eines *cymbalum mundi* gefiele. Er weiß, daß er keine Lehre vorträgt, und handelte es sich auch nur um Infusorien oder um Pandekten, die nicht im denkenden, im fühlenden, im lebenden Zuhörer ihre praktischen Einwirkungen hätte. Und er sollte nicht so viel Achtung und Liebe seinen Zuhörern gegenüber und so viel Begeisterung für seinen eigenen Beruf haben, um bei jeder schicklichen Gelegenheit dahin zu arbeiten, daß die Hörer, die sich ihm anvertraut haben, von ihm hinweg ins Leben hinaustreten, nicht als Phonographen, die herableiern, was er in sie hineingesagt hat, sondern als denkende Männer, als fertige Charaktere, als ganze, der Menschheit nützliche Männer?

34. Hier haben die katholischen Universitäten wieder eine große Aufgabe zu erfüllen, und zwar eine, bei der sie, Gott sei es geklagt, nicht einmal eine Concurrenz zu fürchten haben.

Die Einseitigkeit, die unser ganzes Unterrichtswesen beherrscht, angefangen von der Volksschule bis hinauf durch alle Grade, hat, wie selbstverständlich, an den Hochschulen dahin geführt, daß der Gedanke, sie könnten und sollten mehr als bloße Abrichtungsanstalten, sie könnten auch Bildungsschulen für das Leben sein, nicht bloß nicht mehr gefaßt, sondern vielmehr mit Abscheu zurückgewiesen wird. Die Vorstellung, der Universitäts-Professor solle dem studierenden Jüngling der letzte Stellvertreter der Eltern, Vater, Freund, Erzieher, Rathgeber sein, ist so veraltet, daß man sie einem Manne wie Quintilian¹⁾ hingehen läßt, im Munde eines modernen Lehrers aber geradezu als eine Entwürdigung für seinen Beruf und als eine Entweihung für eine Hochschule betrachtet.

¹⁾ Quintilian, 2. 1.

Somit haben wir hier vollkommen freie Hand, als Wohlthäter für die studierende Jugend und für die menschliche Gesellschaft aufzutreten. Das aber thun wir, wenn wir uns ernstlich um die Pflicht annehmen, bei den uns anvertrauten Studierenden ebenso auf die Bildung des Charakters, wie auf die des Geistes hinzuarbeiten. Der Lehrer, der diesem Publicum gegenüber bloß lehrt, aber nicht zum Thun, zum Ausführen des Gelehrten antreibt, verdirbt es für immer und vielleicht gerade dann am allermeisten, wenn er recht schöne Grundsätze recht begeisternd vorträgt. Das mögen sich die Lehrer an katholischen Hochschulen lebhaft vor Augen halten. Der große Vorzug jugendlicher Gemüther ist der, daß sie leicht zum Zorn gegen alles Böse und zum Enthusiasmus für das Gute entflammt werden, die große Schattenseite die, daß sie es dabei bewenden lassen und glauben, wunder was sie Großes damit geleistet hätten. Hier liegt die Wurzel der hässlichen Weltkrankheit, des leichtfertigen Absprechens, des maßlosen Kritisirens, der unvernünftigen Rathgeberei, der Lähmheit an guten Thaten mitten im Ueberfluß von hohen Reden. Jung gewohnt, alt gethan. Hätte man uns in jenen entscheidenden Zeiten fleißig gesagt, daß es nicht aufs Reden, sondern aufs Thun ankommt, daß wir nicht deshalb schon Heilige sind, weil wir es so gut verstehen, andere zu verdammen, so wären wir nicht heran gewachsen um mit Jean Paul zu reden als Worthelden und Thatfeige, die wir leider sind, fast ohne es mehr zu achten, weil es uns von Jugend auf so zur Gewohnheit geworden ist. Dieser Gefahr rechtzeitig vorbeugen, indem man die jungen Männer gerade in jenen Tagen, da sie endgiltig ihre Richtung fürs ganze Leben einschlagen, vom Einsehen zum Thun, vom Wissen zum Leben, vom Kritisiren zum Selbstprobiren, von der Aeußerlichkeit in ihr eigenes Innere führt, heißt ihnen den größten Dienst thun und mit ihnen der Gesellschaft.

35. Ja, damit nützt man der Gesellschaft mehr als wenn man glaubt, die Studierenden schon zu Politikern, zu Socialreformern und zu Welterneuerern machen zu sollen. Damit hat es Zeit. Vermuthlich bleibt auch später noch manches in der Welt zu verbessern, wenn die jungen Leute genugsam an Geist und Charakter erstarkt sind. Vorläufig haben sie eine andere Aufgabe, selber fertige Männer zu werden und erst sich selbst zu verbessern, ehe sie daran denken, die Welt umzugestalten. Diese läuft ihnen nicht davon, mögen nur sie sich nicht selber aus der Zucht entrinnen lassen.

Gewiß, sie sollen sich mit ihrem höchsten Eifer der Weltverbesserung ergeben. Nur ist für jetzt die Welt, die ihr Wirkungsgebiet ist, ihr eigener Geist und ihr Herz. Haben sie diese Welt geschlichtet, gut, dann können sie an die Welt im Großen gehen. Erst das Geringere, dann das Größere, erst das Nächste, dann das Fernste. Erst lernt man an sich selber, wo es fehlt, und wie man bessert, erst lernt man an den eigenen Erfahrungen, wie schwer und wie langsam die Bewegung vor sich geht, erst lernt man Bescheidenheit, Geduld und Beharrlichkeit — und das lernt keiner, der nicht ernstlich mit sich selber ins Gericht gegangen ist, — und dann gibt es weise, erfahrene und gesegnete Weltverbesserer.

Gesegnet die Studierenden, die sich auf diesem Wege für ihren öffentlichen Beruf vorbereiten. Dreimal gesegnet die Lehrer, die ihre Stellung dazu benützen, um ihre Hörer auf diesen Weg hinzuweisen.

Wahrhaftig, wenn die katholischen Universitäten ihre Aufgabe in diesem Sinne auffassen, dann kann es nicht lange dauern, bis die Welt sagt: Sie sind unsere wahren Wohlthäter, sie sind es unter allen Lehranstalten, die unsere Zeit verstehen; hätten wir deren nur in jedem Winkel der Erde!

36. Soviel von diesem Gegenstande. Wir haben nur einige Punkte berührt, die dessen Wichtigkeit klar machen sollen. Es wird sich wohl Gelegenheit ergeben, ihn noch von anderen Seiten her in Betracht zu ziehen.

Schon das wenige, was wir hier gesagt haben, ist aber so bedeutsam, daß man davon nicht sprechen kann, ohne im innersten Grunde des Herzens bewegt zu sein über die Tragweite der Fragen, die damit zusammenhängen. Wir schämen uns nicht, zu gestehen, daß wir diese Worte mit der größten Ergriffenheit geschrieben haben.

Mögen alle Leser davon ebenso ergriffen werden, und mögen sie daraus den Entschluß ziehen, für die richtige Verwirklichung einer so heiligen Sache mit Ernst und Fleiß zu beten. Kein Segen Gottes ohne Gebet. Es gibt aber vielleicht wenige Dinge, an die man beim Gebete seltener denkt, als die Förderung der Wissenschaft und die Anstalten, die ihr gewidmet sind.

Priesterstand und Ordensstand.

Von Augustin Lehmkühl S. J. in Valkenburg (Holland).

Kein Katholik kann zweifeln, daß der Ordensstand als solcher der Stand der christlichen Vollkommenheit, und zwar einfachhin, zu nennen ist, weil in ihm als Standespflichten die Befolgung all der evangelischen Rätke übernommen wird, welche der Heiland als Mittel zur christlichen Vollkommenheit bezeichnet hat. Damit ist jedoch eine hierarchische Würde so wenig verbunden, daß eine solche den Mitgliedern des Ordensstandes weit mehr versperrt ist, als den übrigen Gläubigen. Ebenso klar ist es auch, daß der Priesterstand als solcher zwar eine hohe Würde in sich enthält, aber nicht einfachhin der Stand der christlichen Vollkommenheit ist. Letzterer ist für beide Geschlechter gleich, der Priesterstand von Christus nur an das eine Geschlecht geknüpft. Zwar muß nach kirchlicher Anordnung, in der lateinischen Kirche wenigstens, mit dem Priesterstande, oder vielmehr schon erhebliche Zeit vor Eintritt in denselben ein wesentlicher Theil der evangelischen Rätke als Standespflicht übernommen werden, die Pflicht der ehelosen Keuschheit; allein die Uebernahme der andern Rätke oder des vollen Ordensstandes ist zwar thunlich, aber nicht pflichtgemäß. Selbst die Uebernahme des erstgenannten Rathes besteht in der orientalischen Kirche nicht als Pflicht, und sind somit die evangelischen Rätke, die die Wesenheit des Standes der christlichen Vollkommenheit ausmachen, in ihrer ganzen Ausdehnung dem Priesterstande als solchem unwesentlich: allein, wenn sie dem Christen als solchen, eben weil er zur möglichsten Vollkommenheit berufen ist, Rätke sind, so sind sie dem Priester, der noch in höherem Maße zur Vollkommenheit berufen ist, in noch höherem Maße Rätke.

Wenn nun Priesterstand und Ordensstand miteinander verglichen werden, so kann das immer nur nach gewisser Rücksicht geschehen; denn einfachhin als solche sind sie incommensurable Größen. Daß aber bei einer Vergleichung beider Stände bei jedem vernünftig Denkenden eine Vergleichung der Mitglieder beider Stände ausgeschlossen ist, daß, um deutlicher zu reden, derjenige, welcher den Ordensstand vor dem Priesterstand Stand der Vollkommenheit nennt, nicht damit den einzelnen Ordensmann vollkommener machen will als den Priester, sollte der Erwähnung gar nicht bedürfen. Wer sich im genannten Stande der Vollkommenheit befindet, kann leider persönlich sehr unvollkommen sein, und wer auch nicht den Stand der evangelischen Vollkommenheit erwählen konnte oder erwählt hat, der kann persönlich sehr vollkommen und heilig sein. Das wird sich weiter unten noch zeigen.

Wir hätten das gar nicht erwähnt, wenn nicht in jüngster Zeit durch Insinuationen die Katechismusk Wahrheit über den Ordensstand verdunkelt und unklar gemacht worden wäre, und wenn wir nicht

glaubten, daß zumal der Beichtvater und Gewissensführer, mag er dem Ordensstande angehören oder nicht, über diesen Stand richtige und klare Begriffe haben müsse, um seines Amtes gewissenhaft zu walten, besonders denen gegenüber, welche den göttlichen Ruf des Ordenslebens in sich zu spüren glauben.

Gehässige Insinuationen sind mehr als einmal erklingen aus jenen Kreisen her, zu deren Sprachrohr sich der pseudonyme Gerhart Wahrmut gemacht hat in seiner Schrift „Cardinal Mannings, des Erzbischofs von Westminster, letzte Schrift: Neue Hindernisse für den Fortschritt des Katholicismus in England u. s. w.“

Wir wollen daher I. die Unrichtigkeiten und Schiefheiten beleuchten, welche Wahrmut's Schrift bezüglich des Ordensstandes enthält, und hierauf II. die katholische Lehre vom Ordensstande als Stand der Vollkommenheit, mit Berücksichtigung des Priesterstandes kurz darlegen.

I.

Ungern treten wir in eine genauere Besprechung des ersten Punktes ein, weil wir dabei auch die Aussprüche eines Mannes der Kritik unterziehen müssen, gegen den persönlich wir keinen Buchstaben schreiben möchten, dessen Ansehen uns zu hoch und dessen allseitiges Verdienst uns zu groß ist, als daß es uns nicht schmerzlich berühren sollte, wenn dasselbe auch nur die geringste Einbuße erlitt. Aber Wahrmut deckt sich eben mit Aussprüchen des verewigten Cardinals Manning, und dessen Freunde haben demselben einen üblen Dienst erwiesen dadurch, daß sie alles das veröffentlichten, was der vielbeschäftigte Mann bei irgend welcher Verstimmung sich entschlüpfen ließ.

Ein Hauptgrund gewisser Verstimmung gegen den Ordensstand scheint bei Cardinal Manning ein Ausdruck — wir stehen nicht an zu sagen: ein mißverständener Ausdruck — des weiter bekannten und vielgebrauchten Compendium theologiae moralis von F. P. Gury S. J. gewesen zu sein.

Nach Wahrmut S. 64 klagt Manning über „Selbstlob“ und über „unheilvolles, wenn auch vielleicht nicht intendiertes Unrecht an dem Episcopat und dem Priesterthum der Kirche“, indem er Gury sagen läßt: „Sacerdos dignitate major, perfectione religiosus“. Gury sagt so nicht; er sagt, wie auch Wahrmut nach Manning in einer Note erläuternd angibt: „Status sacerdotalis licet dignitate omnium praestantissimus sit, ratione tamen perfectionis longe vitae religiosae (nicht wie in Wahrmut steht religiosi) cedit“. Das ist etwas wesentlich Anderes; und wenn Manning nach Wahrmut glaubt, damit sage Gury „noch Schlimmeres“, so hat sich darin auch der gelehrte Cardinal versehen. Dieser läßt Gury den Priester und den Ordensmann vergleichen, also die Personen; Gury hingegen vergleicht Stand und Stand, und zwar

bezüglich der Uebernahme der evangelischen Rätthe der christlichen Vollkommenheit. Dafs dem Ordensstande diese wesentlich anhaften, ist klar; dafs sie dem Priesterstande aus sich nicht anhaften, ist auch klar. Also vom Stande konnte Gury in der genannten Rücksicht nicht anders sprechen, wenn er nicht das Evangelium Lügen strafen wollte; von den Personen sagt er keine Silbe. Daher fällt auch alle Anklage auf „Selbstlob“ oder „Unrecht“ in sich zusammen, und es beruht auf einem argen Versehen und Mißverständnis, wenn Wahrmut den Cardinal Manning weiter sagen läßt: „Nach meiner Ansicht ist diese Behauptung Gurys irrig, frommen Ohren anstößig und eine Beleidigung gegen unsern göttlichen Meister und den heiligen Geist. Gury dachte daran nicht, weil er glaubte, was er aussprach; und er glaubte so, weil die von altersher überkommene Anschauung ihn das glauben machte.“ Dafs da ein schwerwiegendes Mißverständnis obwaltete, geht aus den weiter bei Wahrmut S. 65 citierten Worten hervor: „Gury zieht an dem bereits genannten Orte einen Vergleich zwischen dem Stande des Priesterthums und dem Leben der Ordensleute, während doch eine Vergleichung nur möglich ist zwischen Stand und Stand, zwischen Leben und Leben.“ Ein ruhiger, vorurtheilsloser Blick auf die paar Worte Gurys, mit welchen er laut des nahestehenden Titels des Abschnittes eine kurze Erläuterung über den Ordensstand als einen der verschiedenen Lebensstände zu geben beabsichtigte, hätte dies Mißverständnis bezeitigen können. Gury vergleicht wirklich Stand mit Stand und zwar zuerst den Priester- und Ordensstand insofern sie aus sich von vorneherein den ihnen Angehörigen eine gewisse Würde verleihen — in dieser Beziehung setzt er den Priesterstand weit über den Ordensstand; dann vergleicht er sie als Lebensstände, insofern sie Mittel an die Hand geben, wodurch die Erreichung der christlichen Vollkommenheit bei den Angehörigen der verschiedenen Stände erleichtert wird, in dieser Beziehung, sagt Gury, stehe der Priesterstand dem Stande des religiösen Lebens weit nach. Hat Gury darin Unrecht? Wenn ja, dann müssen alle katholischen Katechismen corrigiert werden; dann müssen die canonischen Bestimmungen corrigiert werden, welche den Priestern, auch den im Amte stehenden, das Recht wahren, behufs Verwirklichung ihres Wunsches nach vollkommenerem Leben, auf bloße Anzeige hin selbst ohne erhaltene Erlaubnis den Ordensstand anzutreten. Die Päpste, welche diese Bestimmungen trafen oder vielmehr sie als die von den ersten Zeiten des Christenthum her überkommene Norm bezeichneten, haben darin kein Unrecht gegen das Priesterthum gefunden, noch auch eine Beleidigung gegen Christus und den heiligen Geist, sondern vielmehr der Furcht Ausdruck verliehen, es möchte durch den Widerstand gegen den Ordensberuf eines Untergebenen dessen Obere sich eines Widerstandes gegen den heiligen Geist schuldig machen. So hat noch, um von näheren Beispielen zu schweigen, in unserer Zeit

Gregor XVI. seinem Cardinalvicar, einem Sprossen des fürstlichen Hauses Odescalchi, der unter ihm und seinen Vorgängern mehrmals vergebens um die Entbindung von Amt und Würde gebeten hatte, um statt dessen den Ordensstand zu wählen, schließlich die Erlaubnis hierzu erteilt, unter den Worten: er müsse glauben, Gott zu beleidigen und dessen heiligen Willen sich zu widersetzen, wenn er jenem Gesuche länger widerstehen würde. Darin lag ganz gewiß keine Herabsetzung weder der Cardinalswürde, noch des bischöflichen Amtes, noch des Priesterstandes, wohl aber das Geständnis, daß der Ordensstand in irgend einem wahren Sinn der Stand christlicher Vollkommenheit sei und zur Erreichung der Vollkommenheit Mittel biete, wie sie vom priesterlichen Stande aus sich nicht geboten würden. Also schlimmer sind Gurrys Worte gar nicht.

Papst Paul III. hat viel Schlimmeres gesagt. Das große Römische Bullarium gibt von diesem hervorragenden Papste (im 10. Bande der Ed. Luxemb. S. 62) folgende kurze biographische Notiz: „Auf dem Sterbebette that er den scherzhaften Ausspruch, er möchte lieber sein ganzes Leben lang als Kapuziner-Bruder Küchendienste geleistet haben, als Papst gewesen sein.“ Damit hat der große Papst weder die päpstliche Würde heruntergesetzt, noch den heiligen Geist beleidigt oder dem Geiste Christi entgegengehandelt, sondern recht drastisch die Wahrheit ausgedrückt, daß ein demüthiges Ordensleben größere Sicherheit und Leichtigkeit biete zur Erreichung des persönlichen Heils und der persönlichen Vollkommenheit, als die höchsten und vollkommensten Würden und Aemter der Kirche.

Allein auch damit ist nicht gesagt, daß dem Einzelnen zur Erreichung der persönlichen Vollkommenheit der Ordensstand nothwendig, noch auch daß er Allen dienlich sei: der Geist der evangelischen Räte ist für die Vollkommenheit nöthig, die thatsächliche Ausführung ist nicht Allen nöthig, noch auch möglich, weniger noch die standesmäßige Ausführung in irgend einem Ordensinstitute.

Daß jedoch in der Art und Weise, wie dem Ordensstande die christliche Vollkommenheit eigne, Manning die allgemeine Ausdrucksweise der Theologen recht mißverstanden hat, zeigt noch eine weitere von Wahrmut angezogene Stelle (S. 59). „Das vierte Concil von Westminster gab mir Gelegenheit, in die Decrete aufzunehmen, daß der Episcopat der Stand der Vollkommenheit sei, und daß das Priesterthum als Vorbedingung der Ordination innere Vollkommenheit erheische. Und dennoch, man wollte mir nicht zugestehen zu sagen, was Rom sagt, daß nämlich das Priesterthum sei ein *signum perfectionis jam adeptae*“. — Wenn dem so ist, dann muß jedenfalls der Vorwurf der Selbstüberhebung gegen den Ordensstand fallen; denn dieser nennt sich nur den Stand *perfectionis acquirendae*, begnügt sich damit, sich das Ringen nach Vollkommenheit beizulegen; des Besitzes erlangter Vollkommenheit rühmt er sich nicht. Daß aber Rom das Priesterthum als ein Zeichen

oder einen Beweis schon erlangter Vollkommenheit hinstelle, ist uns freilich neu. Wohl nennt der heilige Thomas von Aquin den Episcopat den Stand perfectionis acquisitae, den Ordensstand perfectionis acquirendae; will aber damit keineswegs sagen, daß man nur Priester zu sein brauche, um die Bürgschaft schon erlangter Vollkommenheit zu besitzen, sondern nur, daß eine höhere Stufe der christlichen Vollkommenheit schon zu besitzen für den Bischof (und in ähnlicher, wenn auch nicht so dringlicher Weise auch für den einfachen Priester) Pflicht sei; für denjenigen, der den Ordensstand ergreife, genüge das ernste Streben nach größerer Vollkommenheit. Andererseits bekennt er mit allen Theologen, daß der Ordensstand als solcher die gottempfohlenen Mittel biete, dieses Streben möglichst ausgiebig zu verwirklichen; hingegen gebe der Priesterstand als solcher nicht in so ausgiebiger Weise die Mittel an die Hand, um die noch nicht erreichte Vollkommenheit thatsächlich zu erstreben.

Ein ähnlicher Irrthum hat den Cardinal zu den Worten veranlaßt (Wahrmut S. 62 u. 63) „daß das Priesterthum ein wahrer Orden sei, der erste und Hauptorden unter allen religiösen Ordensgenossenschaften, gegründet von Jesus Christus selbst in bonum universale Ecclesiae“, daß es aber „zum mindesten ein großer Irrthum sei zu behaupten, die Orden seien besser und befinden sich auf einer höhern Stufe, als der göttliche Stand der Vollkommenheit, welcher von Jesus Christus selbst eingesetzt wurde zur Auferbauung und Vollendung der ganzen Kirche“. Ganz gewiß, Christus hat den Priesterstand mit der bischöflichen Würde an der Spitze eingesetzt zur Auferbauung und Vollendung der ganzen Kirche, also in erster Linie zur Heiligung der Andern; „pro hominibus constituitur“ sagt der Weltapostel Hebr. 5, 1. Damit dieses hohe selbst die Engelschultern erdrückende Amt gebürend und auch zum persönlichen Heil des mit ihm Betrauten verwaltet werden könne, hat Christus es durch die Weihe des Sacramentes geheiligt und mit reichlichen Gnaden bereichert; aber dennoch bleibt es wahr, der Priesterstand nimmt seinen nächsten Zweck nicht so sehr von der eigenen Heiligung, als vielmehr von der Heiligung der Andern her; was die eigene Heiligung betrifft, so ist auch der Priester und Bischof, selbst der Papst nicht unabhängig von der Mitthätigkeit eines andern Priesters. Für den Empfang der meisten Sacramente, diesen großen Heils- und Heiligungsmitteln der christlichen Kirche, sind Alle an fremde Priesterhilfe gewiesen. Derjenige Stand, welcher die persönliche Vollkommenheit seiner Angehörigen zum nächsten Ziel hat, wird unter ganz anderer Rücksicht gemessen, nicht nach der Würde und dem Ansehen, sondern nach den häufig, regelmäßig wiederkehrenden Gelegenheiten, die er bietet zur Ausübung der christlichen Tugenden und besonders zu denen, die Christus nicht befohlen, sondern angerathen hat. Auch der Ordensobere ist nicht als Oberer im Stand der Vollkommenheit, sondern als Ordens-

mann. Ähnlich ist auch der Bischof oder Priester nicht als Bischof oder Priester im Stand der persönlichen Vollkommenheit, sondern insofern er die Uebung der evangelischen Rätke zu seiner Lebensnorm hat und aus diesem Geiste heraus seine Handlungen und Amtsverrichtungen vollzieht.

Schief und mißverständlich ist es auch, wenn das Priesterthum „der von Christus selbst gestiftete Orden“, alle andern Orden „eine kirchliche, menschliche Stiftung“ genannt werden. Das Priesterthum als solches ist überhaupt kein Orden im gebräuchlichen Sinn des Wortes. Die eigentlichen Orden aber sind menschliche, kirchlich bestätigte Stiftungen insofern, als sie eine individuelle verschiedenartige Ausprägung der einen Grundidee des Ordensstandes sind; allein der Ordensstand als solcher ist ganz und gar nicht menschliche Stiftung, sondern göttlicher Anordnung. Die Grundidee des Ordensstandes liegt in der Losschälung des Menschen von allem, was ihm infolge der gefallenen Natur ein Hindernis sein kann zur vollen Weihe für den Dienst Gottes, vornehmlich in dem unabänderlichen dreifachen Verzicht, der in den evangelischen Rätken der Armut, der ehelosen Keuschheit und des Gehorsams liegt. Diese aber sind so wenig menschlicher Einrichtung, daß ihr Name „evangelische Rätke“ schon auf Christus hinweist, der sie freilich Niemanden zum Gesetz gemacht, aber zu denselben so wirksam aufgefordert hat, daß man sich nicht wundern dürfte, wenn die halbe Welt sich in Ordensfamilien verwandelte, und daß die Apostel, welche ein ähnlicher Gedanke scheint beschlichen zu haben, nur durch den andern Ausspruch des Herrn zu anderer Auffassung kamen: „Nicht Alle begreifen das Wort, sondern diejenigen, denen es gegeben ist“. (Matth. 19, 11).

Ein schlimmer Irrthum aber drückt sich aus in den von Wahrmut Seite 59 angeführten Worten: „Die Weltgeistlichkeit steht gleich Christus und den Aposteln unter keinerlei Gelübden. Nicht Gelübde, sondern das Gesetz der Freiheit führt zur Vollkommenheit.“ Daß die Weltgeistlichkeit an kein Gelübde gebunden sei, ist neu. Die Theologie und das kirchliche Recht weiß sogar vom feierlichen Keuschheitsgelübde der hl. Weihen, welches ebenso gut wie das feierliche Keuschheitsgelübde der Ordensprofess ein trennendes Ehehindernis bildet. Denn so heißt's wörtlich in dem ins kirchliche Gesetzbuch übergegangenen Decret Bonifaz VIII. (cap. un. X. 3, 15 in 6°): „Durch den Spruch gegenwärtiger Sakung glauben wir erklären zu sollen, daß nur jenes Gelübde feierlich zu nennen sei bezüglich seiner Eigenschaft trennenden Ehehindernisses, welches gefeiert worden ist entweder durch den Empfang der hl. Weihe oder durch Ordensprofess in irgend einem vom Apostolischen Stuhle gutgeheißenen Orden.“ Daß die Apostel „unter keinem Gelübde standen“, ist mindestens unerwiesen; empfohlen und entgegengenommen haben sie dieselben sicher. Der „Treubruch an Christus durch Heiraten“, wovon

der Apostel 1 Tim. 5, 12 redet, läßt sich ohne vorausgegangenes Keuschheitsgelübde nicht erklären; ebenso legt die Erzählung der Apostelgeschichte 4, 32 und 5, 1—10 wenigstens den Bestand des Armutsgelübdes recht nahe, und es dürfte keinesfalls eine verwegene Ansicht sein, die Apostel seien in all den Dingen mit ihrem Tugendbeispiel den andern vorangegangen. Wenn man aber auf Christus hinweist, der nicht durch Gelübde sich gebunden habe: so sind eben die Christen nicht in allen Stücken Christo gleichzustellen. Die Gelübde haben in hervorragender Weise den Zweck, den menschlichen Willen für das Gute zu festigen: dessen bedurfte Christus nicht, bei dem die geringste moralische Unvollkommenheit eine Unmöglichkeit war. Dennoch ist dieser Zweck nicht ein geradezu wesentlicher, das Gelübde trägt in sich selber als Art der Gottesverehrung seine Berechtigung und seinen Wert. Deshalb ist die Möglichkeit eines Gelübdes auch bei Christus kein Widerspruch. Ja, wer in den Worten, mit dem laut Zeugnis des Weltapostels Hebr. 10, 5 ff. das göttliche Wort als Mensch in die Welt trat und seine Selbsthingabe an Gott zum Schlachtopfer für die Sünden der Welt feierte, ein Lebensgelübde des menschengewordenen Wortes erblicken wollte: der würde ganz gewiß seiner Ansicht wegen keine theologische Censur verdienen.

Doch lassen wir das Thatsächliche oder Nichtthatsächliche bei Seite. Verhänglich für die Wertung der Gelübde ist der Satz: „Nicht Gelübde, sondern das Gesetz der Freiheit führt zur Vollkommenheit.“ Allerdings sind nicht die Gelübde, sondern die treue Haltung der Gelübde, speciell der Ordensgelübde, ein Weg und ein Mittel zur Vollkommenheit. Wenn mit obigen Worten die Gelübde für wertlos erklärt werden sollten, oder wenn gesagt werden sollte, es sei besser, ohne Gelübde Gott zu dienen, als mit Gelübden und unter der beständigen Pflicht der Gelübde: dann müßte das geradezu als ein gefährlicher Irrthum bezeichnet werden. Allerdings können die dem Cardinal Manning zugeschriebenen Aeußerungen nicht alle davon freigesprochen werden, eine starke Färbung solch irrthümlicher Ideen zu tragen. Oder was soll ein Satz, wie der von Wahnmut, Seite 60 citierte: „Ein Gelübde ist ein todttes Ding, aber der Wille ist Leben und gehorcht mit freier Entscheidung dem Willen Gottes“? Ist etwa der durch ein Gelübde frei sich bindende Wille geringwertiger, als ein Wille, der sich zu eben demselben höhern Guten nicht binden mag? Das führt uns zum zweiten Punkte, den wir kurz besprechen wollen, zur positiven Darlegung der katholischen Lehre vom Ordensstande.

II.

Bei dieser Darlegung sagten wir oben, würden wir den Priesterstand mit berücksichtigen. Dies kann in einer kurzen Zusammenstellung von Priester und Ordenspriester geschehen. In dem weiteren Verlauf dürfen wir uns alsdann darauf beschränken, die Idee des Ordensstandes und der Ordensgelübde im allgemeinen näher zu erörtern.

Der Priester als solcher ist unbestritten mit so hohem und heiligem Amte betraut, daß sich kaum etwas Heiligeres denken läßt, und er ist zu so erhabenem und verdienstvollem Werke berufen, daß nach Ausspruch der hl. Väter durch die dem Priester zugewiesenen Arbeiten andere noch so verdienstreiche Handlungen in den Schatten gestellt werden. Soll er ja doch durch sein priesterliches Wirken dem Heilande innigst verbundener Mitarbeiter sein am Heile der Seelen. Mitarbeiten aber am Heile der Seelen wird von den Vätern als das göttlichste aller göttlichen Werke gepriesen, die Rettung einer Seele von ihnen so hoch gestellt, daß damit jahrelange Uebungen rein persönlicher Frömmigkeit und Buße nicht in Vergleich kommen können. Und dennoch ist es wahr: diese in sich so heiligen und verdienstvollen Verrichtungen müssen durch persönliches Eingehen in den Geist Christi für die Selbstheiligung des einzelnen Priesters erst recht fruchtbar gemacht werden; der hl. Paulus stellt an sich sehr hohe Anforderungen persönlicher Energie, „damit er nicht, während er andern predige, selbst verworfen werde. (1 Kor. 9, 27). Die Aufgabe des Priesters darf nicht die Lebensaufgabe des Menschen und Christen in den Hintergrund rücken; im Gegentheil, es ist die Pflicht des Priesters, gerade durch Erfüllung seiner priesterlichen Aufgaben sein letztes Ziel als Mensch und Christ möglichst vollkommen zu verwirklichen: diesem letzten Ziele des Menschen muß alles dienen. Wenn nicht der Priester seine priesterlichen Verrichtungen so vollführt, daß er in ihnen und durch sie sich persönlich heiligt und sein ewiges Heil wirkt — dann hat er seinen Lebenszweck in der bedauerlichsten Weise verfehlt.

Diesen Zweck muß jeder Mensch in allen Tagen und in jedem Stande verfolgen; ihn muß auch der Ordensmann, der Ordenspriester verfolgen. Da nun hat aber der Ordenspriester vor dem andern Priester einen nicht unwichtigen Vortheil. Das persönliche Ringen nach persönlicher Heiligung ist ihm nicht abgenommen; allein durch die Uebernahme des Ordensstandes schon werden alle seine Handlungen, die er im Rahmen des Ordensstandes vollzieht, auch die priesterlichen Verrichtungen, auf das Ziel persönlicher Vollkommenheit hingelenkt; das ganze Ordensleben erleichtert und befördert es, daß alle Verrichtungen des Ordensmannes, auch solche, welche ihrer Natur nach ihr nächstes Ziel in der Beförderung fremden Seelenheils haben, Mittel werden oder nachhaltiger wirksame Mittel werden zur Wahrung des eigenen Heils und derjenigen Ehre Gottes, die Gott vom Einzelnen zunächst und vor allem will, die Christus in die guten Werke und das Tugendbeispiel setzt.

Erklären wir diese Bedeutung des Ordenslebens etwas genauer; recht verstanden, liegt gerade in ihr der Wert des Ordensstandes und der Ordensgelübde. Kein Zweifel, dieser Einfluß auf die Selbstheiligung kann durch erhöhte persönliche Thätigkeit ersetzt werden; er kann auch durch persönliche Unthätigkeit des einzelnen

Ordensgliedes geschwächt und unterbunden werden. Allein an und für sich zeigt sich durch ihn der Ordensstand als ein sehr einflußreiches Mittel zur Erlangung der christlichen Vollkommenheit und des größeren ewigen Heils.

Daß dieser Einfluß wirklich bestehe, dafür haben wir die Verheißung Christi selbst. Wenn er von solchen redet, welche sich selbst ehelose Enthaltſamkeit auferlegen „um des Himmelreiches willen“, dann ist klar, daß dieser ehelosen Enthaltſamkeit nach Christi Wort ein besonderer, höherer Lohn im Himmel entspricht. Feierlicher jedoch, als auf diesen theilweisen Verzicht irdischen Genusses und irdischer Güter hin, spricht der Herr seine großartige Verheißung aus über den Verzicht aller irdischen Dinge und Genüsse. Bekannt ist die Frage des reichen Jünglings, der, nicht zufrieden vom Heilande gehört zu haben: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote“, weiter fragte: „Was fehlt mir dann noch?“ Bekannt auch ist die Antwort des Heilandes: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe deine Habe und gib den Erlös den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel besitzen; alsdann komme und folge mir.“ Also auf die freiwillige Armut hin verheißt der Heiland einen reichern Lohn im Himmel, ohne sie zur Bedingung des himmlischen Lohnes zu machen; allein für die Vollkommenheit und für seine nähere Nachfolge macht er diese freiwillige Armut und die freiwillige Enthaltſamkeit zur nothwendigen Bedingung. Die nähere Nachfolge Christi unter Verzicht auf persönliche Selbstbestimmung der eigenen Lebenswege ist der Schlußstein der christlichen Vollkommenheit. Nach dieser Scene folgt eine der feierlichsten Aussagen Christi im ganzen Evangelium. Sie geschieht auf die Frage des Petrus hin: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir gefolgt. Was wird uns dafür werden?“ „Wahrlich, ich sage euch“, antwortet der Heiland, „ihr, die ihr mir gefolgt seid, werdet bei der Wiederherstellung, wenn der Menschensohn sitzen wird auf dem Thron seiner Majestät, auch sitzen auf zwölf Thronen als Richter über die zwölf Stämme Israels. Und ein jeder, der sein Haus oder seinen Bruder oder Schwester, seinen Vater oder seine Mutter, sein Weib, seine Kinder oder seine Aelster verlassen wird um meines Namens willen, der wird das Hundertsfache erhalten und das ewige Leben besitzen.“ (Matth. 19, 27—29); oder wie Markus (10, 29—30) den Ausspruch des Herrn wiedergibt: „Keiner ist, der sein Haus . . . verlassen wird um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der nicht das Hundertsfache empfangen würde jetzt in diesem Leben, Häuser und Geschwister und Mütter und Kinder und Aelster, inmitten von Verfolgungen, und im Jenseits das ewige Leben.“ — „Das sind die Worte“, ruft begeistert der hl. Bernhard aus, „welche überall Verachtung der Welt und freiwillige Armut die Menschen gelehrt haben. Das sind die Worte, welche die Klöster mit Mönchen und die Wüsten mit Einsiedlern bevölkert haben, Worte, welche Aegypten ausplündern und

seiner kostbarsten Gefäße berauben. Das ist das lebendige und wirk-
same Wort, welches die Seele befehrt, indem sie in heiligem Wett-
eifer nach Heiligkeit ringt und auf die getreue Verheißung der Wahr-
heit sich stützt.“ Und bis zum Ende der Welt werden diese Worte
Christi fortfahren, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen
zu begeistern für den religiösen Beruf; mit immer neuer Lebenskraft
werden diese Worte Christi seine Kirche in allen Ländern und Welt-
theilen mit Orden und Ordenshäusern füllen.

Was wir aus all diesem herausheben wollten, ist dieses: Wir
haben die gottverbürgte Wahrheit, daß der Verzicht auf Ehe, auf
Besitz und persönliche Freiheit nicht zwar die ewige Seligkeit, wohl
aber die von Christus empfohlene Vollkommenheit beeinflussen und
bedingen. Der Grund davon ist leicht einzusehen, wenn wir erwägen,
worin die Vollkommenheit ihrem Wesen nach besteht, und welches
deren Hindernisse sind.

Die Vollkommenheit des Christen besteht in der möglichst großen
Verähnlichung mit Christus und Gott; die habituale in dem mög-
lichst hohen Grade der heiligmachenden Gnade, die actuelle und die
Vollkommenheit des Lebens in möglichst vollkommener Handlungs-
weise und Handlung, also in möglichst vollendeten und möglichst
häufigen Acten der wahren Liebe Gottes und Hingabe an Gott.
Diese Vollkommenheit des Lebens ist es vorzüglich, welche hier in
Betracht kommt, weil von ihr folgerichtig die habituale Vollkommen-
heit abhängt und weil sie allein auch in die Freiheit des Menschen
gelegt ist.

Dieser Hingabe an Gott und wirksamen Liebe zu Gott stehen
als Hindernisse die Dinge entgegen, welche die Neigungen und das
Herz des Menschen von Gott ab zu sich zu lenken pflegen. Dieselben
in ihrem sündhaften Auswuchs zeichnet der Apostel Johannes in den
Worten (1 Joh. 2, 16): „Alles, was in der Welt ist, ist Augenlust,
Fleischeslust und Hoffart des Lebens.“ Anders ausgedrückt, ist es
die Sucht nach Besitz, nach Sinnenlust und persönlicher Ungebunden-
heit, welche das Herz des Menschen leicht einnimmt, ihn leicht zum
Abfall von Gott und dessen Willen führt, noch unendlich leichter,
ja mit fast unwiderstehlicher Gewalt den vollen Aufschwung zu Gott,
die vollständige Hingabe an Gott und das Leben und Arbeiten für
ihn erschwert und hemmt. Daraus ist leicht zu entnehmen, daß der-
jenige um so freier und tauglicher ist zur Führung eines voll-
kommenen Lebens, der sich, so weit möglich, des irdischen Besitzes,
der sinnlichen Freuden, der persönlichen freien Willkür begibt, so
daß das Suchen dieser niedern Gütern ihn nicht mehr, oder doch
möglichst wenig in Anspruch nimmt. Durch den freiwilligen Ver-
zicht und zwar lebenslänglichen Verzicht und möglichst unwider-
ruthlichen Verzicht ist ein- für allemal das freiwillige Suchen jener
Güter abgeschnitten. Das Herz kann noch mit mancher Faser un-
freiwilliger Anhänglichkeit an ihnen haften; diese auszureißen, ist die

Arbeit anhaltender Mühe und anhaltenden Kampfes, es ist zugleich die Bethätigung des Lebens der Vollkommenheit. Auch kann der Wille den einmal gemachten Verzicht bereuen und aufheben, aber nur durch Untreue gegen Gott und Verlassen des einmal gewählten Lebensstandes. Das beweist nur, daß der einmalige Verzicht den Menschen nicht schon unabänderlich vollkommen macht; nicht aber, daß nicht jener Verzicht, natürlich so lange der Mensch ihm treu bleibt, ihn auf den Weg der Vollkommenheit gesetzt hat.

Jener dreifache Verzicht ist jedoch nicht bloß eine negative Bedingung des vollkommenen Lebens, insofern als er die Hindernisse wegräumt; nein, er ist auch als freiwillige Hingabe in sich schon eine erhabene Bethätigung christlicher Vollkommenheit. Wenn der Vollzug des göttlichen Willens durch die Haltung der Gebote nach den Worten Christi schon eine Bethätigung der Liebe zu Gott ist, dann ist der Vollzug des höhern göttlichen Wohlgefallens eine noch vollkommenere Bethätigung jener Liebe; wenn das Opfer überhaupt der Ausdruck der Liebe ist, dann ist das Opfer alles dessen, was der Mensch besitzt und besitzen kann, ein noch weit vollkommener Ausdruck der Liebe. Diese Hingabe des Ordensmannes ist zwar durch einen Act für immer ausgeführt; aber ihre Bestätigung und ihre Wirkungen wiederholen sich beständig im ganzen Verlaufe des Ordenslebens und darum ist dieses dargebrachte Opfer aus sich schon eine beständige Quelle der Acte vollkommener Selbsthingabe und Liebe zu Gott. Das weitere individuelle Leben wird nach den in verschiedenen Orden verschiedenen Vorschriften geregelt, hat aber überall ein solches Gepräge, daß es bei mäßig gutem Willen des Einzelnen ein steter Vollzug des Lebens der Vollkommenheit wird.

Das Siegel der Festigkeit und Lebenslänglichkeit erhält jener Verzicht und jene Selbsthingabe durch das Gelübde. Es ist daher auch einmüthige Lehre der Theologen, daß der Stand der Vollkommenheit gerade durch die Beständigkeit bedingt sei, und daß die zur Vollkommenheit des Standes gehörige Beständigkeit hier nur durch das Gelübde erreicht werde. Durchaus verkehrt ist es zu meinen, ohne Gelübde etwas Gutes vollbringen, sei besser, als auf Grund des Gelübdes hin. Möglich ist es, daß ein augenblicklicher actuellder Vollzug einer guten Handlung, welche auf Grund eines Gelübdes geschieht, formell unvollkommener, d. h. von weniger tugendhafter Gesinnung getragen ist, als derselbe Vollzug ohne Gelübde. Das ist der Fall, wenn es sich um ein aus sich recht vollkommenes Werk handelt, welches der durch Gelübde Gebundene nach seiner gegenwärtigen Geistesverfassung nicht setzen würde, wenn ihn nicht die Pflicht des Gelübdes dazu triebe, welches hingegen von dem Andern mit freier voller Hingabe an den guten Gegenstand gesetzt wird.

Allein das ist nicht die gewöhnliche Seelenverfassung. Wer unter dem Gelübde steht und sich seinem Stande gemäß im Geiste der Gelübde erhält, der wird in den Einzelhandlungen nicht von

geringerer Hingabe an die Tugend und Vollkommenheit besetzt sein; kommt alsdann der Hinblick auf das Gelübde hinzu, so erhält die Einzelhandlung nur noch ein neues Tugendgepräge dazu.

Ferner aber ist das moralische Gebundensein an das sittlich Gute oder sittlich Bessere eben auch ein Stück moralischer Vollkommenheit. Nicht jede Freiheit ist eine Vollkommenheit. Freiheit zu sündigen, besitzt nicht der Vollkommene, sondern der Unvollkommene. Die Vollkommenheit vernünftiger Wesen wächst mit dem größeren Grade des Nicht-sündigen-könnens. Aehnlich geht die größere Vollkommenheit gleichen Schrittes mit dem Unvermögen zum Unvollkommenen. Wohl ist beim Ordensmanne die Nothwendigkeit, in gewissem Kreise das Vollkommenere zu thun, nur eine moralische, d. h. nur eine Nothwendigkeit der Pflicht, welche zu verletzen zwar in seiner Macht liegt, wozu er aber in seinem Stande wenig Anreizung hat.

Die Willensrichtung zum Guten und zum bessern Guten wird somit durch das Gelübde gefestigt und gefördert. Während derjenige, der ohne Gelübde in den einzelnen vorkommenden Fällen das Gott Wohlgefällige oder Wohlgefälligere erwählt und so gewissermaßen Gott die Früchte schenkt, die der Gottespflanzung der verschiedenen Tugenden durch die Kraft des heiligen Geistes erwachsen: so hat derjenige, welcher kraft der Gelübde das zur Vollkommenheit Gehörige vollzieht, Gott dem Herrn, wie der heilige Thomas ausführt, die Pflanzung mit der Frucht geschenkt.

Es ist also trotz Wahrmut und Manning wahr, daß die Ordensgelübde für den Stand der Vollkommenheit von wesentlicher Bedeutung sind. Nicht jedes Gelübde als Gelübde bedingt den Stand der Vollkommenheit, wie nach der (bei Wahrmut S. 67) stehenden Frage Manning seine Gegner scheint sagen zu lassen; sondern die Gelübde zur Befolgung der drei evangelischen Rätke. Deren Befolgung verseht auf den Weg der Vollkommenheit, deren Angelobung verseht in den Stand derer, welche auf dem Wege zur Vollkommenheit sich befinden.

Würde der Seelenführer von den Ideen Wahrmut's und Mannings angesteckt sein: so würde er Niemanden dahin berathen können, durch Ordensgelübde sich Gott zu schenken. Er müßte also in Gegensatz zum Geiste der Kirche und zum Geiste Christi treten. Christus hat gerathen und dringlich aufgefördert zu jenem dreifachen Verzicht, welcher im Ordensstande geleistet wird und nur dort unwiderrüßlich geleistet wird, wenn auch dieser Rath mit dem zur Umsicht und Unterscheidung mahnenden Zusatz auftritt: „Nicht Alle fassen dieses Wort“ (Matth. 19, 11). Die Kirche hat unter ihre seit vielen Jahrhunderten geltenden Rechtsnormen den bekannten Satz aufgenommen, daß alle wie immer lautende Particulargelübde in die Gelübde des Ordensstandes eigenmächtig umgewandelt werden könnten: „Eines Gelübdebruchs in irgend einer Weise ist derjenige

nicht schuldig, von dem man weiß, daß er irgendwelche zeitweilige Leistung in die beständige Beobachtung des Ordenslebens umwandelt.“ (cap. 4 X 3, 34). Eine höhere Gott wohlgefälliger Leistung, eine vollständiger Hingabe an Gott und seinen Dienst gibt es also nach Auffassung der Kirche nicht, als die durch Professgellübde unwiderruflich gemachte Uebnahme des Ordensstandes. Der Seelenführer hat die Pflicht, die seiner Leitung sich unterstellenden Seelen auch auf dem Wege der Vollkommenheit zu leiten. Nimmt er daher bei irgend welchen das Verlangen nach höherer christlicher Vollkommenheit wahr, zeigen sich die Anfänge eines Berufes zum Ordensstande und Befähigung dazu, dann darf der Seelenführer diesen Beruf nicht ersticken, sondern hat klug und umsichtig ihn zu entwickeln, und behufs Ausführung mit Rath und That hilfreiche Hand zu bieten. Dabei ist vor allem auf die Auswahl zwischen den verschiedenen Orden und Instituten zu sehen. Selbstverständlich können nur Institute in Wahl kommen, wo wahre Ordenszucht blüht: ist diese außer Frage, dann ist besonders Befähigung und Geschick des Candidaten und die auf Vernunft und Glauben sich stützende Neigung desselben zu befragen; auch äußere Umstände können zuweilen entscheiden.

Wir schließen mit einer praktischen Bemerkung: Handelt es sich bei einem studierenden Jüngling um Ordensgedanken, dann tritt zuweilen beim Seelenführer die Besorgnis auf und die Furcht, es möchte durch Förderung des Ordensberufes des Betreffenden ein Weltpriester verloren gehen und die ordentliche Diöcesan-Seelsorge einer nothwendigen Kraft beraubt werden. Das mag für den Einzelfall wahr sein; im allgemeinen jedoch ist das nur scheinbar wahr, denn es ist eine stets wiederkehrende Thatsache, daß da, wo Ordensberufe sich mehren, die Berufe zum Priesterstande überhaupt und speciell auch für den Weltpriesterstand häufiger werden. Zudem ist ein Ordenspriester, zumal wenn er einem thätigen oder nicht rein contemplativen Orden angehört, für die Seelsorge nicht verloren, sondern nur in anderer, vielleicht sogar fruchtbarer Weise für dieselbe verwendbar. Sollte aber ausnahmsweise in der That einmal durch einen Ordensberuf ein Ausfall an Seelsorgs Kräften entstehen, so bleibt es dennoch wahr: der einzelne Mensch hat in erster Linie Gott den Herrn zu verherrlichen durch Heiligung und Vervollkommenung seiner eigenen Seele; und dem Seelenführer obliegt es, nach dieser Forderung und Norm seine Leitung einzurichten, und dann erst, soweit diese Regel es zuläßt, die Arbeiten des Seeleneifers ins Auge zu fassen, welche dann auch das ergiebigste Mittel und die reichste Quelle persönlichen Wachstums an Verdienst und Tugend werden.

Die Naturwissenschaften im Dienste der Theologie.

Von Dr. Ed. Keng, Pfarrer zu Mastacten, Nassau.

I. Artikel.

Seitdem der heil. Paulus im Briefe an die Römer (Cap. I. 19, 20, 21) ausdrücklich erklärt hat, daß „was von Gott kennbar ist, das ist unter ihnen — den Heiden nämlich — offenbar . . . ; denn das Sichtbare an ihm ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen erkennbar . . . , so daß sie keine Entschuldigung haben“, kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Naturkunde einen Zweig des theologischen Wissens bildet, da sie, wie der heilige Geist durch den Apostel in den oben angeführten Worten ausdrücklich lehrt, berufen ist allen Menschen, besonders aber denjenigen, welche zunächst nur auf das natürliche Licht ihrer Vernunft angewiesen sind, die Erkenntnis Gottes und seiner Eigenschaften in so untrüglicher und überzeugender Weise zu vermitteln, daß ihnen eine Entschuldigung für ihre Unkenntnis und ihren etwaigen Unglauben nicht zugebilligt werden kann. Ziehen wir hieraus sofort den ebenso wichtigen als beruhigenden Schluß, daß der Bibelglaube die Naturwissenschaften und sämtliche Resultate sowohl der neueren und allerneuesten wie auch aller noch anzustellenden naturwissenschaftlichen Forschungen nicht nur nicht zu fürchten braucht, dieselben vielmehr a priori — ihre objective Richtigkeit vorausgesetzt — für sich in Anspruch nehmen und als treue Bundesgenossen in der Erkenntnis Gottes begrüßen und willkommen heißen darf. Denn gleichwie es jedem logisch denkenden Menschen, der überhaupt nur noch an einen persönlichen Gott als Schöpfer des Menschen glaubt, auf den ersten Blick einleuchten muß, daß es zwischen Vernunft und Offenbarung, zwischen Philosophie und Theologie absolut keinen Widerspruch geben kann, diemeil beide ein und derselben Quelle, ein und demselben göttlichen Lichte entströmen, ebenso muß es uns Theologen, die wir auf dem Boden des Bibelglaubens stehen, von vornherein vollkommen klar sein, daß die Erforschung und das Studium der erschaffenen, sinnfälligen Dinge niemals Resultate zutage fördern kann, welche der biblischen Offenbarung widersprechen; denn ganz abgesehen davon, daß Gott der Ursprung sowohl der Natur als der Offenbarung ist, und Gott sich absolut nicht widersprechen kann, wissen wir aus den oben citierten Worten des heil. Paulus, daß beide auch dieselbe Aufgabe haben und demselben Zwecke — der Erkenntnis Gottes — dienen, und somit nur eine große Offenbarung desselben wahren und unfehlbaren Gottes zugunsten der selben Wahrheit bilden, von welcher Offenbarung ein wesentlicher Theil in Werken, als sinnfällige Großthaten Gottes, im Buche der Natur, ein anderer, ausführlicherer Theil in Worten, im übernatürlichen Buche der heiligen Schrift geschrieben steht. Diese felsenfeste über alle Zweifel erhabene, gegen alle Angriffe der Gegner sicher stehende Ueberzeugung bezüglich der

Uebereinstimmung von Natur und Offenbarung mag indessen für den Glauben eines Laien genügen, für den Priester genügt sie nicht; denn wenn die sichtbare Welt nach dem Zeugnisse des Apostels für die Theologie die eminente Bedeutung einer göttlichen Offenbarung, einer natürlichen, sinnfälligen Theodicee hat, wer möchte dann noch ernstlich in Abrede stellen wollen, daß die Naturwissenschaften für uns Theologen und Seelsorger ein Gebiet sind, welches wir nicht nur in unser theologisches „Credo“, sondern auch, und zwar umso mehr in unser theologisches Wissen aufnehmen müssen, als die Feinde des Bibelglaubens die unermessliche Bedeutung der Naturkunde für respective gegen die Theologie wohl zu würdigen und ihren religionsfeindlichen Absichten dienstbar zu machen wissen. Es ist ja männiglich bekannt, daß der ganze Tross der sogenannten Naturforscher, mit seltenen Ausnahmen, dem Bibelglauben feindlich gegenüber steht, und daß infolge dessen gerade die verschiedenen Zweige der Naturkunde, statt ihren Schöpfer und Gott laut zu verkündigen, herhalten müssen, um den Haupttummelplatz zu bilden, worauf seitens unserer materialistischen und atheistischen Naturforscher dem Bibelglauben nicht nur die erbittertsten Kämpfe geliefert, sondern auch die meisten, interessantesten und gefährlichsten Schwierigkeiten bereitet werden, ja die „gefährlichsten“, weil nicht selten das ganze Sein oder Nichtsein der Bibel als göttliche Offenbarung durch eine einzige der vielen von den Naturforschern gemachten Einwendungen in Frage gestellt, und dadurch das ganze Gebäude der christlichen Religion im Fundament bedroht wird. Lernen wir doch von unsern Feinden, zumal der Herr selbst ihnen das Zeugnis gibt, daß sie in ihrer Art und in ihren gottlosen Bestrebungen „klüger sind als die Kinder des Lichtes“ (Luc. XVI, 18); denn nachdem diese „filii huius saeculi“ erkannt haben, daß die Naturwissenschaften einen erfolgreichen Sturmbock gegen den Bibelglauben abgeben können, und die ganze Naturkunde in diesem Sinne zu verwerten suchen, kann es eigentlich keine Frage mehr sein, ob auch wir, als die berufsmäßigen Verfechter der geoffenbarten Wahrheiten, Naturwissenschaften studieren müssen; denn ganz abgesehen davon, daß es einem Theologen wahrlich nicht gut und schön anstehen würde, wenn für ihn, den Gottesgelehrten und Gotteslehrer, das ganze Gebiet der natürlichen Gotteslehre eine Terra incognita blieb, zwingen uns schon unsere Gegner und ihre gottlosen Angriffe dazu. Es ist daher der Zweck dieser Zeilen, diese unsere Pflicht noch etwas näher zu begründen, und zweitens unmaßgeblich zu zeigen, in welchem Umfange wir als gebildete Männer, als Theologen, Exegeten, Apologeten und praktische Seelsorger in den Naturwissenschaften zu Haus sein sollen. Ehe ich jedoch auf den Gegenstand selbst näher eingehe, fühle ich mich aufrichtig gedrängt zu bemerken, daß mir der unbescheidene, ja anmaßende Plan unterrichten zu wollen ganz und gar fern liegt; nur anregen möchte ich, damit besser dazu Berufene, namentlich jüngere

Confratres, ihre Kräfte und Fähigkeiten, ihre Liebe und Begeisterung einem Gebiete weihen, worauf unserer heiligen Religion seitens ihrer Feinde die größten Schäden zugefügt, aber seitens ihrer Freunde auch die herrlichsten Triumphe bereitet und die nachhaltigsten Dienste geleistet werden können.

I. Der Wert einer Sache hängt wesentlich von deren Nutzen ab, fragt man aber nach dem Nutzen der Naturkunde für uns Priester, so kann die Antwort nur lauten: Die Naturkunde ist für den gebildeten Mann eine überaus zeitgemäße, ja nothwendige Zierde, für den Theologen eine wissenschaftliche, nicht zu entbehrende Hilfsquelle, für den Exegeten geradezu eine Fachwissenschaft, für den Apologeten eine unentbehrliche Waffe, für den praktischen Seelsorger aber ein Codex der Weisheit und des Rathes.

§ 1. Was zunächst den Nutzen naturwissenschaftlicher Kenntnisse für den Priester als gebildeten Mann betrifft — und gebildete Männer sollen, wollen und müssen wir doch sein — kann nicht in Abrede gestellt werden, dass die Naturkunde, wenigstens die rein erfahrungsmäßige, in den Laienkreisen sehr weit verbreitet ist. „Die Vorzüge“, schreibt Dr. Vorinser in seinem so sehr verdienstvollen Werke „Buch der Natur“, „deren die gegenwärtige Zeit im Vergleiche mit vergangenen Jahrhunderten sich rühmt, sind . . . in vielen Stücken problematisch; auf einem Gebiete jedoch sind diese Vorzüge zu handgreiflich, als dass auch nur der geringste Zweifel an der Wirklichkeit und Solidität derselben mit nur einigem Rechte erhoben werden könnte — auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und dem des Erfahrungswissens überhaupt“. Diese Thatsache ist für uns Priester schon eine zwar stumme, aber nichtsdestoweniger bereedte Aufforderung, in diesen Dingen gegen die übrigen gebildeten Stände nicht zurückzubleiben, dazu kommt aber noch die ebenso auffallende, aber durchaus feststehende fernere Thatsache, dass, während die Welt von andern gebildeten Classen weiter nichts verlangt, als dass z. B. ein Mediciner ein tüchtiger, geschickter Arzt, ein Rechtsgelehrter ein guter Advocat u. s. w. sei, dieselben Weltmenschen, gebildete wie ungebildete, an den Priester viel höhere Anforderungen stellen und von ihm verlangen, dass er außer seinen speciellen Fachwissenschaften noch vieles andere wisse. Mag die Welt mit dieser ihrer Anforderung hinsichtlich anderer Disciplinen zu weit gehen, hinsichtlich der Naturwissenschaften hat sie unzweifelhaft Recht; denn diese gehören als natürliche Offenbarung in unser Fach; jedenfalls aber macht die Welt unsere Aufnahme in die Classe der „Höhergebildeten“ davon abhängig, dass wir außer in der speciellen Theologie auch noch in andern Dingen, zumal aber in den Erfahrungswissenschaften wohl unterrichtet sind. Ja, es kann ein Priester ein theologischer Stümper sein, wenn er über Physik und Chemie, über all die Factoren, welche das moderne Geschäfts- und Erwerbsleben bewegen, über Industrie und deren Producte zu sprechen weiß, wie

einer, der etwas davon versteht, so gilt er als „gebildeter“ Mann; umgekehrt kann ein Geistlicher ein mehr als gewöhnliches philosophisch-theologisches Wissen besitzen, wenn er weiter nichts weiß, wenn er in den Realien nicht wenigstens als Dilettant au courant ist, und damit auch noch angenehme Umgangsformen verbindet, wird ihm in der Welt die Ehre eines gebildeten Mannes nicht zutheil werden. Es gehört ja in weiten Kreisen so beschämend wenig dazu, um „gebildet“ zu gelten, jedenfalls aber nichts weniger als unser philosophisch-theologisches Wissen. Ja weit davon entfernt, daß letzteres uns die Ehre von gebildeten Männern verschafft, dient es vielmehr nur dazu, wenn es nicht mit realistischen Kenntnissen verbrämt ist, uns in den Augen vieler erst recht als „Dunkelmänner und scholaistische Finsterlinge“ erscheinen zu lassen. Ich kann die Ueberzeugung nicht los werden, daß der Clerus in den gebildeten, zumal unfirchlichen Laienkreisen nur deshalb vielfach die ihm gebührende Achtung vor dessen Wissenschaftlichkeit nicht findet, weil er sich gerade in den Fragen, welche die große Welt bewegen und interessieren, bisweilen nicht genug unterrichtet erweist. Man täusche sich doch nicht, unsere Zeit- und Geistesrichtung ist eine ausgesprochen realistische, und demgemäß ist es längst nicht mehr Mode, daß, wo zwei oder mehrere zusammenkommen, sie, wie ehemals die Jünger auf dem Wege nach Emmaus, von Jesus von Nazareth und seinen Angelegenheiten sich unterhalten; solche Dinge interessieren die Welt blutwenig, rein philosophisch-theologische Fragen sind nicht nur obsolet geworden, sondern sogar vielfach als „anstößig“ aus der sogenannten „guten Gesellschaft“ verbannt; von „Religion und Politik“ darf ja bekanntlich in gar vielen Vereinen „statutengemäß“ nicht gesprochen werden, dagegen steht das neutrale, realistische, naturwissenschaftliche Gebiet jedem offen, jeder darf sich frei darauf bewegen, in allen Schichten der Bevölkerung steht es im Vordergrund des Interesses und darum auch der Erörterungen, und wer sich auf diesem Gebiete kundig erweist, der ist des Erfolges, der Achtung und des Rufes „eines allseitig wissenschaftlich hochgebildeten Mannes“ sicher. Fragt man aber, warum die Welt so sorg und zurückhaltend ist mit der Anerkennung und richtigen Wertschätzung unseres philosophisch-theologischen Wissens, dagegen so achtungsvoll den Hut zieht vor realistischen Kenntnissen, so wird man die Antwort auf psychologischem Gebiete suchen müssen. Die Menschen beachten und schätzen nämlich nur das, was sie interessiert, unsere Theologie interessiert die heutige, sogenannte „gebildete“ Welt aber auch gar nicht, ergo . . . Aus dem Gesagten folgt, daß schon der Stolz in Ermangelung einer edleren Leidenschaft für den Clerus eine starke Triebfeder sein könnte, um sich in ausgiebiger Weise den Naturwissenschaften zuzuwenden. Doch dieser Beweggrund sei uns ebenso fern, wie jene schwächliche und bequeme Gleichgiltigkeit hinsichtlich dessen, was die Welt von unserer Wissenschaft, respective Bildung denkt und hält; andernfalls hätten wir diese Zeilen

anders überschreiben und sagen müssen: Die Naturwissenschaften im Dienste des Hochmuthes, so aber haben wir gesagt, „im Dienste der Theologie“, was ungefähr soviel sagen soll als „im Dienste der Seelsorge“; denn gleichwie ein tüchtiger, routinierter Geschäftsmann immer und überall sein Geschäft im Auge hat, sein ganzes Thun und Lassen zum Vortheil seines Geschäftes einrichtet, ebenso sollen und dürfen wir als Priester den Ruf, welchen wir in der Welt als gebildete Männer uns erwerben, die Achtung, die man uns dieserhalb zollt, nur zum Zwecke und zum Vortheile unseres Geschäftes suchen, unser Geschäft aber ist die Förderung der Ehre Gottes und das Seelenheil unserer Mitmenschen. Wenn die Jesuiten so viel zur Ehre Gottes, zum Besten unserer heiligen Kirche und zum Heil der Seelen wirken und gewirkt haben, und wenn sie heute noch wie kein anderer unserer Orden zugkräftig sind, so verdanken sie ihre großartige, erfolgreiche Wirksamkeit — abgesehen von der göttlichen Gnade — mehr noch ihrem Rufe als allseitig hochgebildete Männer, denn ihrer anerkannten Tugend und Frömmigkeit, und wenn dieselben Jesuiten mehr als andere Ordensleute und Weltpriester von den Schlechten gefürchtet und gehaßt sind, so verdanken sie diese Ehre nur dem Umstande, daß sie für die gelehrtesten und gebildetsten unter allen gelten. Es soll darum nicht gesagt sein, daß Tugend und Frömmigkeit nicht die Hauptsache im priesterlichen Leben ausmachen, die echt christlich gesinnten, frommen Seelen werden wohl auch immer die priesterlichen Tugenden am höchsten schätzen, das Vertrauen der vielen anderen aber, die uns in kirchlich-religiöser Hinsicht mehr oder weniger fern-, wenn nicht gar feindlich gegenüberstehen, und unseres priesterlichen Einflusses noch viel bedürftiger sind als die Frommen, können wir häufig nur dadurch erwerben, daß wir ihnen auch durch unsere mehr weltliche Wissenschaftlichkeit und allgemeine Bildung imponieren; erst dadurch werden wir für sie „genießbar“, ja „interessant“, sind wir aber erst genießbar und interessant, haben wir uns ihre achtungsvolle Aufmerksamkeit erst gesichert, so kann es nicht fehlen, daß wir an ihnen zum „sal terrae“ werden; denn für den naturkundigen Priester gibt es tausend und tausend Gelegenheiten, mit rein realistischen Gesprächsstoffen in ungesuchter, ungezwungener Weise — denn man darf die Absicht nicht merken lassen — die erhabensten religiösen Wahrheiten in so interessanter Weise zu verbinden, daß der Zuhörer unbewußt auch letzteren sein Interesse schenkt und nicht selten mit der Gnade Gottes dadurch ein Samenkorn des ewigen Lebens in sich aufnimmt. Dieses also sei der Zweck, den wir mit unserem Rufe als hochgebildete Männer verfolgen; denn Christen sind wir zunächst nur für uns, Priester aber sind wir für andere: „omnis pontifex . . . pro hominibus constituitur“, (Hebr. V. 1.). Deshalb wollen wir hier der vielen anderen großen Vortheile, welche der naturkundige Priester aus der Betrachtung der Natur und ihrer Wunder aber mehr für

sich selbst und für seine Person als für andere schöpft, kaum noch gedenken. Man braucht aber weder ein Phantast noch ein Idealist zu sein, um behaupten zu können, daß derjenige, welchem die Natur kein verschlossenes Buch ist, Felder und Fluren, Wiesen und Wälder und alles, was geht, kriecht und fliegt, mit ganz anderen Augen und mit ganz anderen geistigen und seelischen Genüssen betrachtet als einer, der für die Offenbarung Gottes in der Natur kein Verständnis hat. Der Unterschied für beide ist der nämliche wie für zwei Männer, welche eine von Meisterwerken angefüllte Gemäldegallerie durchwandeln, und von welchen der eine ein gewiegter Kunstkenner, der andere ein ebenso großer Nichtkenner ist. Letzterer sieht zwar auch alles, aber während seine stumpfsinnigen Augen die herrlichen Bilder nur eben streifen, bleibt er gefühl- und gedankenlos, Genuß und Nutzen sind bei ihm gleich Null. Der Kunstkenner dagegen schwelgt ordentlich in der Betrachtung der Kunstschöpfungen, für ihn gewinnen die Gestalten Leben, jeder Zug offenbart ihm das Genie des Meisters, das leblose Bild verwandelt sich unter seinem kritischen Kennerblicke zu einem lebvollen Drama, und wenn er endlich nach langer, eingehender Betrachtung von dem Kunstwerke scheiden muß, ist sein Geist reicher, seine Seele edler, sein Empfinden zarter, sein Geschmack feiner, sein Herz reiner geworden. Wer möchte in Abrede stellen, daß die Natur, die unentweihete, göttliche, ihren Kennern dieselbe, nur noch viel größere, reinere und erhebendere Genüsse bietet; denn kein Meisterwerk der Welt kann mit der Natur verglichen werden. Doch das alles ist, wie gesagt, mehr ein persönlicher Vortheil der Naturkenntnis, ein Vortheil, der für uns Priester und für unsere Aufgabe kaum in Betracht kommen kann. Statt uns also weiter bei diesen mehr egoistischen Vortheilen aufzuhalten, wollen wir lieber die Bedeutung und den rein praktischen Nutzen in Betracht ziehen, welche die Naturkunde für uns als Theologen, Exegeten, Apologeten und Seelsorger in so hohem Grade besitzt.

§ 2. Wenn vorhin die Naturwissenschaften eine wissenschaftliche Hilfsquelle der Theologie genannt wurden, so ist damit eher zu wenig als zu viel gesagt; denn wenn der hl. Paulus den erschaffenen Dingen die Rolle einer göttlichen Offenbarung zuschreibt, wenn ferner der hl. Thomas im Hinblick auf die Natur sagt: *independentem a revelatione solius rationis ope in Dei existentiae cognitionem devenire possumus* (Pars I. qu. 4), und wenn ferner die Schule in Bezug auf die verschiedenen Reiche der Natur und deren Aufgabe, den Menschen die Gotteserkenntnis zu vermitteln, von einer natürlichen Theodicee redet, so erscheint uns die Naturkunde weit mehr als eine Hilfsquelle der Theologie, sie ist selbst Theologie, und wenn wir dessen ungeachtet von ihr nur als von einer Hilfsquelle sprechen, so verstehen wir eben hier unter Theologie die übernatürliche positive Offenbarung und den gesammten Bibeldglauben, zu dessen Begründung die Naturwissenschaften die kräftigsten

Beweise liefern. Die eminente Bedeutung des sogenannten kosmologischen Gottesbeweises¹⁾ ist bekannt und verdient nicht nur von der Philosophie, sondern auch von der Theologie und zwar von letzterer umso höher angeschlagen zu werden, als ein anderer gleich stricter Beweis für die Existenz Gottes überhaupt nicht erbracht werden kann, es sei denn, daß man den vom hl. Anselm zuerst formulierten sog. ontologischen Beweis gelten lassen will. Wie selten begegnet man aber, selbst in theologischen Werken und Vorlesungen, welche ex professo diese Materie behandeln, einem wahrhaft imposanten, überwältigenden, der Herrlichkeit des Schöpfers wie auch der Schöpfung würdigen Beweise. Mit wenigen magern, trockenen Sätzen wie z. B. „*aliquid ens ex tota aeternitate fuisse necesse est, quia si non aliquando fuisset, nihil etiam omnino nunc esset*“, ist der Sache für die Praxis offenbar nicht gedient, und wenn z. B. P. Perrone — und andere — den ganzen kosmologischen Gottesbeweis in die Worte kleiden: „*Tanta est eorum, ex quibus adspectabilis hic mundus textitur, venustas et elegantia, apta et cohaerens inter se omnium proportio partium, tanta tamque constans dissimilium contrariarumque rerum societas, convenientia atque harmonia, . . . ut nemo sanus aliquem huius magnifici operis architectum et moderatorem esse . . . non apertissime videat*“, so wird wohl kein vernünftiger Mensch glauben, daß durch solche Redensarten, wie tief wissenschaftlich begründet sie auch sein mögen, weder irgend ein noch so harmloser Gottesleugner von der Existenz Gottes überzeugt werden kann, noch daß dadurch ein junger Theologe instand gesetzt wird, gegebenenfalls den kosmologischen Gottesbeweis siegreich zu führen, da gehört doch etwas mehr dazu als die bloße Behauptung von der „*apta et cohaerens inter se omnium proportio partium*“ und von der „*constans dissimilium rerum societas, convenientia et harmonia*“, zumal für oberflächliche Beobachter — und dies sind bei weitem die meisten — gar manches in der Natur nichts weniger als schön, harmonisch, zweck- und ordnungsmäßig erscheint. Wenn wenigstens alle unsere Herren Professoren, die das nöthige Zeug in sich haben, wie ehemals Prof. Dr. Reusch es verstünden, durch einen schönen Vortrag, durch eine dem Gegenstand entsprechende, glänzende Diction, durch die Eröffnung wenigstens des einen oder andern weiten Horizontes und tiefen Blickes in die Natur, sowie durch die eigene Begeisterung die jungen Theologen zu begeistern und zur Weiterbildung anzuregen! Denn daß philosophisch-theologische Vorlesungen diese Materie nur eben streifen können, versteht sich von selbst. Wer immer aber den kosmologischen Gottesbeweis, namentlich im praktischen Leben, zu erbringen unternimmt, der wird etwas ganz anderes leisten, er wird seine Behauptungen von der Schönheit und Eleganz, von der Ordnung und Harmonie zc. beweisen, mit bis in

¹⁾ Darunter verstehen wir hier sämtliche aus den erschaffenen Dingen geschöpfte Beweise.

die kleinsten Details gehenden Beispielen illustrieren, gegen alle Einwendungen vertheidigen müssen; er wird mit seinem Gegner in die unermeßlichen Himmelsräume hinaufsteigen, ihm die sich dort eröffnenden, überwältigenden, den menschlichen Geist völlig verwirrenden und erdrückenden Horizonte zeigen, ihn mit dem wahrhaft staunenerregenden, alle Fassungskraft übersteigenden Gesetze der Gravitation, das im Weltenbau ausnahmslos waltet, bekannt machen, und dadurch in seinem Geiste eine möglichst klare Evidenz hervorrufen müssen, daß eine alles messende, rechnende und abwägende höchste Intelligenz, und eine alles menschliche Vermögen unendlich übertragende Kunst in der Anordnung des Weltgebäudes sich offenbart. Und weil die Natur im Großen nicht großartiger, nicht herrlicher ist als im Kleinen, weil das vollendete Teleskop nichts schöneres, nichts staunenerregenderes und gotteswürdigeres zu zeigen vermag als das Mikroskop, wird der Theologe seinem Zuhörer — dem Gottesleugner — einige tiefere Blicke in die übrigen Naturreiche gewähren, ihm einzelne Theile zergliedern, die wahrhaft göttliche kleine Detailarbeit der Natur ihm vor Augen stellen, ihn überall belehrend auf die den äußern Erscheinungen zu Grund liegenden Ideen, Pläne und Gottesipuren hinweisen und so dem widerspenstigen, hochmüthigen, menschlichen Herzen mit sanfter aber unwiderstehlicher Gewalt, entweder die Anerkennung und Anbetung eines höchsten Wesens, oder doch wenigstens die Bankrotterklärung des menschlichen Hochmuthes abnöthigen. Wer sieht aber nicht ein, welch tiefe Kenntniß der Natur, ihrer Kräfte, Gesetze und Producte, welch umfassende Belesenheit die Führung eines wahrhaft kosmologischen Gottesbeweises nothwendig voraussetzt? Schon die hl. Schrift (Job XII. 7 u. fig.) macht uns wie auf den Umfang so auch auf die überzeugende Kraft dieses Beweises mit den Worten aufmerksam: „Interroga jumenta et docebunt te, et volatilia coeli et indicabunt tibi. Loquere terrae et respondebit tibi, et narrabunt pisces maris. Quis ignorat quod omnia haec manus Domini fecerit?“ Mit dem Beweise der Existenz Gottes, der Grundlage aller Dogmen, ist jedoch die Aufgabe der natürlichen Offenbarung, wiewohl die Theologen es gewöhnlich dabei bewenden sein lassen, noch lang nicht erschöpft. In unserer glaubensschwachen, rationalistischen und allen Autoritätsbeweisen abholden Zeit, wo ein einziger Vernunft- oder Erfahrungsbeweis gewöhnlich mehr Eindruck macht, mehr anspricht und wiegt als zehn Autoritätsbeweise aus der hl. Schrift, sollte man mehr als je den bekannten, unvergleichlich fruchtbaren Spruch Tertullians (Apol. 17): „O Testimonium animae naturaliter christianae“ fructificieren und zur Geltung bringen, man sollte, meinen wir, aus dem so reichhaltigen Arsenal der Natur alle Waffen hervorholen, um damit zu vertheidigen und zu beweisen, was nur immer damit bewiesen oder erklärt werden kann, und dieser Wahrheiten sind nicht wenige, ganz abgesehen von den vielen Ahnungen, wozu die Natur die Anregung gibt. Um beispielsweise

nur eine von den vielen in der Natur tief begründeten Wahrheiten herauszugreifen, sei hier der Erbsünde gedacht. Ist es vernünftiger Weise auch nur denkbar, daß diese Sünde, welche der ganzen Natur ihr Gepräge aufgedrückt hat, in derselben Natur nicht sollte erkannt und nachgewiesen werden können? Deßungeachtet ist mir kein Theologe bekannt, welcher sich die Mühe gäbe und den ernstlichen Versuch machte, die Erbsünde aus der Natur zu beweisen, wiewohl dieses grundlegende, Himmel, Erde, Hölle und das ganze Christenthum umfassende, zugleich aber auch von den Freigeistern am meisten belächelte, angegriffene und geleugnete Dogma mit so unverkennbaren Lettern in die Natur hinein geschrieben ist, daß es bei ernstlichem Nachdenken, wenn auch nicht nothwendig klar erkannt, so doch zum wenigsten geahnt werden muß.¹⁾ Auch der hartgejottene Freigeist kann seine Augen den Thatfachen nicht verschließen und wird genöthigt zugeben, daß der Mensch mit seiner von Jugend an zum Bösen geneigten Natur, mit seiner grenzenlosen Schlechtigkeit, mit seinen unberechenbaren Verfehrtheiten, mit seiner natürlichen Unbeholfenheit, mit seinen Mängeln und seiner angeborenen Unwissenheit, mit seinem innern Zwiespalt zwischen Gut und Böß, mit seiner unersättlichen Sehnsucht nach Glück und Seligkeit gegenüber der relativ vollkommenen und glücklichen Thierwelt ein so erbärmliches Geschöpf ist, eine so unwürdige Rolle spielt, daß nothwendig etwas mit ihm vorgegangen sein muß, was ihn von seiner einstigen, jetzt nur noch mit viel Mühe theilweise wieder zu erlangenden Höhe herabgestürzt und gründlich verdorben hat. Geht man dann noch näher auf das Thierleben ein, betrachtet man die darin bis in die kleinsten Einzelheiten sich manifestierende Ordnung und Harmonie, die geradezu an das Wunderbare grenzende, scheinbar beabsichtigte, den Erfolg niemals verfehlende Zweckmäßigkeit in der menschenähnlichen Handlungsweise der Thiere, und vergleicht man diese eines Culturmenschen nicht unwürdige Handlungsweise mit derjenigen eines sich selbst überlassen gebliebenen Naturmenschen, so fällt der Vergleich noch viel mehr zu Ungunsten des Menschen aus, sein erbärmlicher Zustand sticht von dem relativ vollkommenen Zustande der Thiere noch viel mehr ab, und man wird erst recht genöthigt sein, anzuerkennen, daß dieser Mensch unmöglich in diesem Zustande aus der Schöpferhand Gottes hervorgegangen sein kann, daß der heutige Mensch seinem Schöpfer nichts weniger als Ehre macht, daß er allein in der ganzen Schöpfung einen

¹⁾ Die vielen kostbaren Ahnungen, zu welchen die Betrachtung der Natur Veranlassung gibt, sollten umso weniger mit Geringschätzung behandelt werden, als sie ihrerseits sehr wohl geeignet sind, zu erstem Nachdenken anzuregen und der liebe Gott sich ihrer nachweislich in unzähligen Fällen bedient hat, um verirrte Seelen zurückzuführen. Wir möchten diese Ahnungen mit der Dämmerung und der Morgenröthe vor dem völligen Aufgange der Sonne vergleichen. In diesem und nur in diesem Sinne ist hier die Rede von dem „Beweise der Erbsünde aus der Natur“.

Mijston bildet und die Worte der hl. Schrift: „viditque Deus cuncta quae fecerat, et erant valde bona“ keineswegs mehr auf den Menschen, wohl aber noch auf die übrigen Geschöpfe *cum grano salis* angewendet werden können, daß, mit einem Worte der heutige, sich selbst überlassene Mensch ein unverständenes und unlösbares Räthsel ist. Wahrlich, wenn die Naturforscher auch ohne Bibel, ja trotz ihrer Gegnerschaft zur Bibel, in den Eingeweiden der Erde wie auch auf deren Oberfläche die Spuren des Diluviums entdecken konnten, und wenn sie demgemäß trotz ihrer religionsfeindlichen Gesinnung zugeben mußten, daß der mosaische Bericht auf Wahrheit beruht, daß eine furchtbare Katastrophe die Erde heimgesucht hat, so sind die Spuren jener andern Katastrophe, welche das Menschengeschlecht getroffen hat, nicht minder tief in die jetzige Natur des Menschen eingegraben, nicht minder evident und für jeden denkenden Menschen auch ohne die Bibel erkennbar. Mag man diese Katastrophe nennen, wie man will — die Freigeisterei wird sie ebenso wenig in unserer Erbsünde erkennen wollen, wie die atheistische Naturforschung das von ihr festgestellte Diluvium mit der biblischen Sündflut zu identificieren geneigt ist — es ist schon viel gewonnen, wenn der Gegner erst zugeben muß, daß der jetzige Mensch für ihn ein unlösbares Räthsel ist, daß dieses Räthsel aber in der katholischen Lehre über den *status naturae purae* et *naturae lapsae* eine ebenso leichte als befriedigende Lösung finden würde, wenn man eben nur diese Lehre anerkennen wollte. Zu diesem Geständnisse kann jeder ehrliche Freidenker leicht gebracht werden und damit ist, wie gesagt, schon viel erreicht. Der Dichter hat gewiß nicht an die Erbsünde gedacht, als er auf Grund leider nur allzu wahrer Thatfachen dem Menschen jene tief beschämenden Worte ins Stammbuch schrieb: „Gefährlich ist's den Leu zu wecken, verderblich ist des Tigers Zahn; doch der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn.“ Das möge doch einer ohne Zuhilfenahme der Lehre von der Erbsünde erklären; und wenn derselbe Dichter sagt: „Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand“, dachte er gewiß nicht daran, daß er nur einen Commentar zu jenem, in Folge der Erbsünde ausgesprochenen Fluche lieferte: „et pugnabit cum illo orbis terrarum contra insensatos“. (Sap. V. 21). Wenn wir ferner lesen, daß die rohesten Völkerschaften Australiens und Innerafrikas in der Jugend ganz nackt einhergehen, beim Eintritt in die Pubertätszeit oder in die Ehe aber ihre Lenden mit dem Schamuche umgürten, so wissen sie zwar nicht, was ihrerseits die Stammeltern gethan, allein ihre Handlungsweise, was ist sie anderes, als die zwar unbewusste aber unwiderstehliche Wiederholung jenes Angst und Verlegenheitsrufes des gefallenen Adam: „Timui, eo quod nudus essem et abscondi me.“ (Gen. III. 10). Alles dieses und noch vieles andere mögen doch unsere Freigeister ohne die Erbsünde zu erklären versuchen! Der Verfasser hatte einmal Gelegenheit, einem gebildeten aber freigeistigen

Reformjuden gegenüber die katholische Lehre von der Erbsünde zu vertreten. Mein letztes und anscheinend durchschlagendes Argument war: „Erklären Sie mir doch einmal die auffallende, ja geradezu unbegreifliche Thatsache, daß alle Menschen, auch die auf der tiefsten Culturstufe stehenden Kannibalen und Troglothyten, den in der Anschauung aller Völker ganz und gar erlaubten, ehrbaren, ja gottgewollten und nach katholischer Auffassung durch das Sacrament der Ehe geheiligten ehelichen Act, wodurch der Mensch — mit ihm aber auch die Erbsünde — fortgepflanzt wird, als etwas quasi Schändliches und Sündhaftes im Verborgenen pflügen.“ Der jüdische Generalconsul war höchlichst betroffen und meinte: „Das ist allerdings merkwürdig und schwer zu erklären, und ich habe noch nie daran gedacht.“ Zum Schlusse dieses Capitels und zur Bestätigung des Gesagten möge es uns gestattet sein, hier noch einige Sätze zu reproducieren, welche kein geringerer als der verdienstvolle Dr. Vorinsjer seinem „Buch der Natur“ an die Stirne geschrieben hat.¹⁾ „Seit die Theologie angefangen hat“, sagt er, „zu einer speciellen Wissenschaft sich auszubilden, hat sie im Laufe der Jahrhunderte eine gründliche und erschöpfende Bearbeitung erfahren, und auf dem Gebiete jener Forschungen, welche namentlich rein dogmatischer Natur sind, kann man wohl sagen, daß sie zu einem gewissen Abschluß gelangt ist, über welchen hinaus wohl kaum noch besondere wissenschaftliche Vorbeeren zu erringen sind Aber ein Feld bietet sich dem Auge des unbefangenen Beobachters dar, das verhältnismäßig noch fast unbebaut daliegt. Es ist das große, fast unabsehbare Feld der Naturwissenschaften, welches der Beleuchtung durch theologische Wahrheiten mehr als jedes andere bedarf, und wo die Theologie der Gegenwart einen Ruhm ernten könnte, der sich ebenbürtig dem von der Theologie der Vorzeit auf andern Gebieten errungenen an die Seite zu stellen vermöchte. Anstatt also sich in metaphysischen Speculationen zu ergehen und rein theologische Fragen wiederholt zu prüfen und zu erörtern, welche die Vorzeit fast bis zum Ueberflusse schon

¹⁾ Wenn wir hier und im Folgenden noch öfters auf Dr. Vorinsjer Bezug nehmen, so geschieht es deswegen, weil sein Werk „Buch der Natur“ (Nationale Verlags-handlung in Regensburg) ein großes Sammelwerk ist, worin der Leser — namentlich der Dilettant — ziemlich alles Wissenswerthe findet, und weil uns ein anderes gleich umfangreiches und wertvolles Werk, auf welches wir hinweisen könnten, nicht bekannt ist. Dr. Vorinsjer ist zwar an vielen Stellen etwas oberflächlich, an manchen andern ist er von den neuesten Forschungen bereits überholt, aber im Ganzen ist er nicht nur ein zuverlässiger Referent über den heutigen Stand der Naturwissenschaften, sondern seine Art und Weise, die Natur zu betrachten und die Grundsätze, welche er dieser Betrachtung zugrunde legt, werden wohl ewig neu und ewig wahr bleiben. Als „religiöse Naturbetrachtung“ ist Vorinsjers Werk das beste bis heute existierende, und da hier von den „Naturwissenschaften im Dienste der Theologie“, also von der religiösen Seite der Natur die Rede ist, kann ein besseres Werk als Vorinsjers „Buch der Natur“ nicht empfohlen werden. Nur schade, daß er die in der Natur enthaltenen göttlichen Spuren, Reflexe und Ideen nicht noch häufiger hervorgehoben und in Evidenz gestellt hat. Das Werk sollte in keiner geistlichen Bibliothek fehlen.

erschöpft hat, sollte man vielmehr seine Aufmerksamkeit auf jene von den Naturwissenschaften ermittelten Thatfachen richten, welche der Vorzeit noch völlig unbekannt waren und die sie sonst ohne Zweifel in das Gebiet ihrer theologischen Betrachtungen gezogen hätte, auf jene zumal, welche von dem Unglauben mißbraucht werden . . . oder die, obgleich sie für den geoffenbarten Glauben Zeugnis ablegen, noch völlig unbenuzt und unverstanden daliegen, und in den Händen des Materialismus und Atheismus gleichsam verkümmern. Dazu ist aber durchaus erforderlich, daß die Theologie . . . speciellcs naturhistorisches Wissen mit dem theologischen verbinde. Denn die gegenwärtige, fast bis zur Feindseligkeit gesteigerte Entfremdung zwischen diesen beiden Wissenschaften gieng offenbar aus dem doppelten Uebelstande hervor, daß auf der einen Seite die Theologen sich zu wenig um die Naturwissenschaften kümmerten und kein Verständnis und Interesse für sie besaßen, und andererseits die Naturforscher ohne alle Kenntniss der Theologie ihre Studien betrieben und die theologischen Wahrheiten entweder ignoriert oder in kläglicher und lächerlicher Weise mißverstanden haben. Durch das bloße Beisammensein des theologischen und naturhistorischen Wissens in Einem Geiste würden von selbst schon . . . sehr viele Fragen gelöst werden, welche überhaupt nie hätten entstehen können, wenn es den Theologen nicht am Verständnis der Naturwissenschaften gefehlt, und den Naturforschern theologische Kenntnisse nicht gemangelt hätten . . . Dazu kommt, daß die positive Offenbarung die natürliche als ihre von Gott gewollte Grundlage nicht entbehren kann, daß sie selbst überall auf dieselbe verweist, . . . daß also eine gegenseitige Ergänzung und Beleuchtung der einen Offenbarung durch die andere stattfindet und ein unzertrennliches Verhältnis begründet, welches zwischen den beiden Offenbarungen Gottes besteht. Jene Verachtung und Geringschätzung der Natur, die sich zuweilen auf theologischer Seite geltend macht, ist daher im höchsten Grade unbegründet und untheologisch, und sie kann selbst für die Theologie verhängnisvoll werden . . . Die positive Theologie, und nur sie allein, ist aber auch instande durch jenes Licht, das sie von der Offenbarung im engeren Sinne erhalten hat, das Verständnis der primitiven Offenbarung Gottes in der Natur vollständig zu erschließen, und schon aus diesem Grunde war es verfehlt, dieses Gebiet der Philosophie zu überlassen und die specielle Bearbeitung desselben von dem theologischen Standpunkte aus so zu vernachlässigen, wie es größtentheils geschehen ist.“ So Dr. Vorinser, dessen Ansicht von der besonderen Leistungsfähigkeit der Theologen als Naturforscher durch die geschichtlich feststehende Thatfache, wonach in alter und neuer Zeit gerade Theologen die tiefsten Blicke in die Natur geworfen haben, glänzend bestätigt und illustriert wird.¹⁾ Doch nun weiter.

¹⁾ Der Ruhm, welcher sich an die Namen Gerbert (der spätere Papst Sylvester II.) Roger Baco, Hugo von St. Victor, Copernicus, P. Secchi, Dr.

§ 3. Für die Exegese, ist oben schon gesagt worden, bildet die Naturkunde geradezu eine Fachwissenschaft; denn ohne daß man die sicheren Ergebnisse der Naturforschung von den unsicheren mit kritischem Blicke unterscheiden kann, erstere zuhülfe nimmt, letztere aber gebührend zurückweist, ist zum Beispiel die Genesis nicht nur unverständlich, sondern sogar voll der gefährlichsten Klippen für den biblischen Glauben. Auf keinem anderen Gebiete hat der Bibelglaube so bittere Anfeindungen zu überwinden, wie auf demjenigen der alttestamentlichen Exegese, und wenn oben gesagt worden, daß nicht selten durch eine einzige der von den religionsfeindlichen Naturforschern gemachten Einwendungen das ganze Sein oder Nichtsein der Bibel als Offenbarung Gottes in Frage gestellt, und somit das ganze Gebäude des christlichen Glaubens im Fundament bedroht wird, so hatten wir hauptsächlich jene Schwierigkeiten im Auge, welche auf Grund der Geologie und Paläontologie gegen die Bibel und ihre Berichte geltend gemacht werden. Dem Exegeten erwächst dadurch eine große, schwere und höchst verantwortungsvolle Aufgabe, welche etwa folgendermaßen skizziert werden kann: der Exeget muß befähigt sein, die naturhistorische Seite der heiligen Schrift zu erklären, gegen alle Einwendungen, welche zum Zwecke haben, den heiligen Bericht Lüge zu strafen, zu vertheidigen und der katholischen Auffassung der controvertierten Stellen zum Siege zu verhelfen. Zu diesem Zwecke muß namentlich der alttestamentliche Exeget mit den Ergebnissen sowohl der gläubigen wie religionsfeindlichen Naturforschung auf dem Gebiete der Geologie und Paläontologie in der Weise vertraut sein, daß er die Naturforscher selbst genau controlieren, zweifellos feststehende Thatfachen von bloßen Hypothesen genau unterscheiden und als solche nachweisen, die *circuli vitiosi*, worin die Herren atheistischen Naturforscher Meister sind, aufdecken, kurz alles, was die Geologie oder Paläontologie angeblich oder wirklich zutage gefördert und behauptet hat, auf seinen wissenschaftlichen Wert prüfen kann. Wer das nicht kann, der lasse lieber die Finger davon und hüte sich, einem antikirchlichen Geologen — auch vielen rationalistischen aber gebildeten Laien — gegenüber von der Bibel als von einer untrüglichen göttlichen Offenbarung zu sprechen; denn er würde sich und die von ihm vertretene kirchliche Lehre nur blamieren. Gegen die etwaige Einwendung, daß nicht jeder Geistliche ein Fachexeget zu sein und deshalb mit der einschlägigen Literatur auch nicht so

Altum und viele andere knüpft, wird von wenigen erreicht, von keinem aber übertroffen. Auch Newton war ein strenggläubiger, frommer Protestant. Um sich von Roger Bacon tiefer Einsicht einen Begriff machen zu können, wird es genügen, hier die Ueberschriften einiger Capitel seines dem Papste Clemens IV. gewidmeten „Opus majus“ anzuführen. Dieselben lauten: De centris gravium, de ponderibus, de valore musicis, de judiciis astrologiae, de cosmographia, de situ orbis, de utilitate astronomiae, de perspectiva, de specierum multiplicatione, de arte experimentalis, de radiis solaribus etc. etc. und das alles zu damaliger Zeit und ohne namhafte Hülfsmittel!

genau vertraut zu sein braucht, mag die Bemerkung genügen, daß zwar nicht jeder Priester nothwendig ein Exeget von Fach sein muß, wie auch nicht jeder praktische Arzt ein Augen- oder Ohrenspecialist zu sein braucht; gleichwie aber jeder praktische Arzt auf jeden Fall allzeit gefaßt und vorbereitet sein muß, so muß auch jeder praktische Seelsorger auf alles gefaßt und in der Lage sein, jedem, auch dem Gebildetsten, über alles, was zur Theologie und zum Glauben gehört, Rede und Antwort zu stehen, zumal es uns viel übler als den Herren Ärzten vermerkt wird, wenn wir „außergewöhnliche oder besonders schwierige Fälle“ an Spezialisten abschieben wollen. Wir sollen ja bekanntlich alles wissen, und dann darf auch mit Sicherheit angenommen werden, daß nicht ein Procent „unserer Patienten“ einen Spezialisten aufsuchen, sondern lieber seine Seelenkrankheit und seine Zweifel zeitlebens mit sich herumtragen wird. Fachexegeten brauchen wir also nicht zu sein, aber wir fürchten nicht von geistlicher Seite auf Widerspruch zu stoßen, wenn wir sagen: jeder Theologe ist es sich selbst und mehr noch der von ihm vertretenen heiligen Sache schuldig, die Bibel, speciell auch die Genesis, wenigstens in den Hauptzügen wissenschaftlich begründen, die Offenbarung Gottes rechtfertigen und wenigstens in den am meisten angegriffenen Stellen gegen die hauptsächlichsten Einwendungen der Gegner naturwissenschaftlich und siegreich vertheidigen zu können. Daß dies aber ohne genaue naturwissenschaftliche Orientierung nicht möglich ist, bedarf keines weiteren Beweises.

§ 4. Hinsichtlich der Apologie sagten wir oben, daß die Naturkunde deren unentbehrliche Waffe ist. Schreiber dieses ist bereits 30 Jahre Priester, ist ziemlich viel gereist und mit Männern der verschiedensten politisch-religiösen, antireligiösen, rationalistischen und freigeistigen Richtungen in allen Gesellschaftsclassen in Berührung gekommen, aber es ist ihm nicht erinnerlich, jemals — außer in geistlichen Kreisen — bei den vielen Controversen, die er entweder bereitwillig angenommen oder auch provociert hat, anderen Waffen als solchen, die dem naturwissenschaftlichen Arsenal oder der Geschichte entnommen waren, begegnet zu sein, und er möchte bezweifeln, daß andere Geistliche in dieser Beziehung andere Erfahrungen gemacht haben. Controversen über theologische Fragen werden thatsächlich nur noch unter Theologen mit theologischen Waffen geführt, und haben meistens auch nur einen harmlosen akademischen Charakter, wohingegen die zwischen Geistlichen und Laien entbrennenden Streitfragen religiöser Natur fast immer einen bitter ernsten, praktischen Charakter haben und wie schon bemerkt, weder mit Bibeltexten noch auch mit Conciliumsbeschlüssen, sondern mit naturhistorischen, rationalistisch-realistischen Argumenten ausgefochten werden. Die Folge davon ist, daß der Geistliche nicht weniger als sein Gegenpart, ja noch viel besser und gründlicher als dieser, in den naturwissenschaftlichen Fragen und Dingen bewandert sein muß; denn ihm liegt es ob,

den Gegner mit seinen — des Gegners — eigenen Waffen zu schlagen, ihn von seiner — des Gegners — Unkenntnis nicht nur in religiösen, sondern auch in naturwissenschaftlichen Dingen zu überzeugen und ihn somit ad absurdum zu führen. Bei solchen Gelegenheiten wird der in naturkundlichen Fragen wohl erfahrene Theologe nicht selten eine doppelte Wahrnehmung machen können, erstens, daß die Kenntnisse der sogenannten Gebildeten unsäglich oberflächlich und ihre Anschauungen und Auffassungen sowohl religiöser Fragen als naturhistorischer Probleme so erbärmlich seichte sind, daß man oft versucht werden möchte, den Blödsinn zu ignorieren, wenn er nicht mit solchem Ernste vorgetragen würde; daß zweitens diese so-
disant gebildeten, aber mit Gott und der Religion und wohl noch mehr mit der Moral zerfallenen Laien mit einem wahren Heißhunger und mit einem Eifer, der einer besseren Sache wert wäre, alles mögliche, nur nichts gutes gelesen und sich von Objectionen gegen die Religion wahrhaft vollgepfropft haben. Habe ich doch auf dem platten Lande in den Händen heiratsfähiger „höherer Töchter“ das Werk Büchners „Kraft und Stoff“ gefunden, ich habe gewöhnliche Handwerker gefunden, welche in größeren Städten die wissenschaftlich sein sollenden Vorträge eines Vogt und eines Brehm mit angehört und aus denselben gerade die giftigsten Ausfälle gegen die Religion behalten hatten und dieselben mit einem wahrhaft verblüffenden Aplomb zu verwerten wußten. O! diese pseudowissenschaftlichen Vorträge in den Städten! Wie mancher kehrt aus denselben heim mit einem verwirrten Geiste und mit dem nagenden Zweifel in der Seele. Nach dem Gesagten wird man sich kaum der Ueberzeugung verschließen können, daß wir Priester den Ansprüchen, die heutzutage an einen mitten im Volke stehenden Apologeten gestellt werden, ohne naturhistorische Kenntnisse nicht genügen können. Es genügt nicht, daß der Apologet sich ausschließlich auf seinen theologischen, biblischen Standpunkt stelle, und gegen das grobe Geschütz der Freigeister mit Bibelprüchen und Conciliums-Beschlüssen antworte; denn gerade dem Umstande, daß die Feinde des Bibelglaubens mit der Wucht der Thatfachen und handgreiflicher, erfahrungswissenschaftlicher Argumente gegen die geoffenbarte Religion vorgehen, verdankt die Freigeisterei ihren berückenden Einfluß und ihren großen Erfolg bei den materialistisch gesinnten, denkfaulen Massen. Ein Theologe — wir meinen natürlich hier keinen akademischen Kathedertheologen — der sich heute auf seinen rein theologisch-dogmatischen Standpunkt zurückziehen und von dieser ebenso bequemen als sicheren Beste aus die Angriffe abwarten, respective zurückschlagen wollte, würde einem Könige gleichen, der sich im Kriegsfall auf eine uneinnehmbare Festung zurückziehen und abwarten wollte, bis der Feind kommen und sich den Schädel an den festen Mauern einrennen würde. Der flügere Feind wird letzteres fein bleiben, den König in seinem Felsen-
nefte König sein, ihn aushungern lassen, im Uebrigen aber das ganze

Land occupieren und die Unterthanen ihrem legitimen Herrn abtrünnig machen. Genau so müßte es uns und dem uns anvertrauten heiligen Depositum — der Religion — ergehen, wollten wir dem Feinde nicht auf das von ihm selbst gewählte Schlachtfeld folgen. Das von dem heutigen Feinde gewählte Schlachtfeld aber, wir können es nicht zu oft wiederholen, ist kein anderes als die materialistische Auffassung der Natur und der Geschichte. Zum Belege unserer Behauptung mag es uns gestattet sein, das Zeugnis des berühmten Socialpolitikers P. Cathrein S. J. hier anzuführen. Derselbe sagt in seinem Werke „Der Socialismus“ wörtlich: „Die Grundlage des Socialismus ist die materialistische Geschichtsauffassung. Was haben wir unter der materialistischen Geschichtsauffassung zu verstehen? Im Grunde nichts anderes, als daß die ganze Welt, mit all ihren geistigen und sinnlichen Erscheinungen nur ein großer Entwicklungsproceß ist, in dem es nichts Dauerndes, Unveränderliches gibt als das beständige, gesetzmäßige Entstehen und Vergehen“. Bedenken wir aber, daß der Socialismus nur der unartige Sohn des religiös-politischen Liberalismus und der Erbe seiner Lehre ist, so wissen wir auch, wo in den oberen, freigeistigen Regionen des Uebels Grund zu suchen ist. Des Uebels Grund ist aber das gegebene Schlachtfeld! Der Apologet würde ebenfalls seiner Aufgabe nicht genügen, wenn er auf die gegen das Christenthum vorgebrachten Einwendungen, als zu dumm, nicht eingehen wollte; denn es ist nichts so dumm, es findet Glauben, besonders wenn es gegen die Religion geht. Es genügt nicht, wenn der Apologet zum Beispiel die menschenähnlichen Erscheinungen und Handlungen im Thierleben, wie Vatten-, Eltern-, Kindesliebe, Vorsicht, Berechnung u. kurzerhand mit „Instinct“ bezeichnen und die seitens materialistischer Naturforscher und ihrer Gläubigen aus dieser menschenähnlichen Handlungsweise gezogene Consequenz, daß die Thiere vom Menschen nicht wesentlich verschieden sind, als „baren Unsinn“ behandeln wollte; denn das Wort „Instinct“ erklärt gar nichts, und daß die anthropomorphistische Auffassung des Thierlebens „barer Unsinn“ ist, bedarf umsomehr des Beweises, als die Thatfachen gegen uns zu sprechen scheinen und die Gegner es meisterlich verstehen, diesen Schein in einer so berückenden Weise zu verwerten, ihre Behauptungen mit so interessanten und bestechlichen Thatfachen aus dem Thierleben zu belegen, das ganze Seelenleben der Thiere mit dem Seelenleben des Menschen so zu identificieren, daß man schon ein mehr als gewöhnlicher Kenner sein muß, um nicht zuzugeben, daß das Thier ein Mensch und der Mensch ein Thier ist, und ein noch viel tüchtigerer Kenner muß man sein, um so einen Brehm widerlegen zu können. Man muß den Vortrag eines Brehm und anderer „Storpphäen“ der Wissenschaft gehört haben, um das Unheil ermessen zu können, welches sie anzurichten imstande sind. Man hat vielfach in unserem Lager über die sogenannte Affentheorie gewizelt und geglaubt, es einem jeden

überlassen zu können, ob er die Ehre, von einem Affen abzustammen, beanspruchen will oder nicht; doch man täusche sich nicht; wenn auch die eigentliche Affentheorie, Dank der Verurtheilung, die sie seitens der Freigeister selbst erfahren hat, als überwunden angesehen werden kann, so ist und bleibt vorderhand der Anthropomorphismus im thierischen Leben doch noch eine brennende Frage und für alle, welche die „vier letzten Dinge des Menschen“ besonders zu fürchten Grund haben, ein sehr bestechlicher, verlockender Irrthum. Als Bebel im deutschen Reichstage ausrief: „Wenn es freilich einen Himmel gibt, dann sind wir die Verfluchten“, hat er vielen Millionen aus dem Herzen gesprochen, und alle diese Millionen haben keinen Grund zu wünschen, bei dem Tode als Menschen behandelt zu werden, nachdem sie wie Vieh gelebt haben. Daher die große Gefahr, welche im Anthropomorphismus liegt. Nicht umsonst haben Marx und Engels dem Auftreten Feuerbachs zugejubelt, als dieser den „Dualismus“ zwischen Geist und Materie aufhob, das heißt offen den Materialismus predigte und das Geistesleben des Menschen für ein Product der Materie erklärte. Einen Gott, heißt es da, gibt es nicht, der Mensch ist nicht wesentlich vom Thier verschieden, das Denken ist ein chemischer Process, mit dem Tode ist alles zu Ende (siehe: P. Cathrein, Socialismus). Mit diesen und ähnlichen Lehren werden unsere Socialdemokraten in Wort und Schrift täglich tractirt. Gezeigt nun den Fall, der Seelsorger habe Grund und Veranlassung, der Behauptung entgegenzutreten, daß das Thier in seinen Lebensäußerungen nicht nur menschenähnlich, sondern wie ein Mensch handelt, denkt, reflectiert, einen selbstgewählten Zweck selbst und mit Abicht verfolgt, darf er da von Unsinn oder Instinct reden? Wir meinen, daß er vorerst seinen speculativ-dogmatischen Standpunkt verlassen, mit dem Gegner quasi Mitte ins Thierleben hinabsteigen und alle seine Argumente aus dem Thierleben selbst schöpfen muß; er wird die vom Gegner geltend gemachten Thatfachen auf ihren richtigen Wert zurückführen, sie mit schlagenden, sinnfälligen Beispielen aus dem Leben derselben Thiere ihres trügerischen, verführerischen Scheines entkleiden, er wird zugeben, daß der sogenannte Instinct eine gewisse aber durchaus unbewusste Vernünftigkeit ist, das Unbewusste in dieser Vernünftigkeit wird er im Thierleben mit Beispielen nachweisen, die thatsächlich vorhandene „Vernünftigkeit“ aber als Thron Gottes im Thiere bestehen lassen, ebenso wird er an der Hand einzelner im Detail betrachteten Thierleben und Lebensäußerungen beweisen, daß das Thier weder denkt noch reflectiert, noch selbst einen Zweck setzt und verfolgt, und daß es, wenn es dessenungachtet zu denken, zu reflectieren und einen Zweck selbst zu setzen scheint, von der Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit seiner Handlungen absolut kein Bewußtsein hat; er muß mit anderen Worten, was die Schärfe und Tiefe der Beobachtungen betrifft, sich seinem Gegner weit überlegen zeigen; denn er muß den Schein durchdringen,

der so viele blendet, er muß, gestützt auf unleugbare Thatfachen, den Gegner überzeugen, daß der alte Spruch der Scholastiker: „Animal non agit sed agitur“ richtig und das Thier eine zwar vernünftig und zweckmäßig, aber unbewußt und nothwendig so und nicht anders arbeitende lebendige Maschine in der Hand eines höheren Wesens ist. Dieses eine Beispiel mag genügen, um zu zeigen, in welchem Maße wir als Apologeten des Christenthums gegenüber den heutigen Irthümern mit den Naturwissenschaften vertraut sein müssen.

§ 5. Was sollen wir aber erst sagen von der Wichtigkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit naturwissenschaftlicher Kenntnisse für den Priester als praktischer Seelsorger? Ist er ja doch in seiner Person Theologe, Exeget und Apologet zugleich. All die Gründe, welche vom Priester als gebildeten Mann, als Theologe, Exeget und Apologet naturwissenschaftliche Kenntnisse erheischen, treten dem praktischen Seelsorger gegenüber zusammen, um zu einem Chor vereinigt dem Pfarrer, dem Kaplan, jedem Seelsorgsgeistlichen zuzurufen: vernachlässige die Naturkunde nicht, denn ohne sie wirst du deiner Stellung in der Gesellschaft, deiner Aufgabe, deinen Pflichten nur unvollkommen gewachsen sein. Du darfst in deiner Pfarrei an allgemeiner Bildung nicht nur keinem nachstehen, sondern du mußt alle übertreffen; du mußt in Sachen des Glaubens jedem, auch dem Gebildetsten Rede und Antwort stehen, du mußt alle Einwürfe widerlegen, alle Zweifel lösen können. Wenn du etwa einen Arzt in deiner Gemeinde hast, der zwar nicht gläubig, im übrigen aber ein gutgesinnter, ehlicher, höflicher Mann ist, mit dem du unbeschadet deiner Stellung, das heißt ohne Aergernis zu geben, in nähere Berührung treten, eine gewisse Freundschaft schließen kannst, und wenn er nach und nach die anfängliche Scheu überwindet, über Glauben, Religion, Offenbarung und Wunder zc. in offener Weise mit dir spricht, wenn er namentlich auch die Welt- und Kirchengeschichte los hat, und diese in Verbindung mit Kirche und Religion in den Bereich der Unterhaltung zieht, wirst du bald merken, eine wie nützliche Sache für den Seelsorger realistische, naturhistorische Kenntnisse sind. Oder es kommt ein Sendling des Umsturzes oder des Unglaubens in deine Pfarrei und verdreht deinen Pfarrkindern den Kopf, mußt du da nicht auf allen materialistischen Gebieten wohl beschlagen sein? Du bist ja in der Regel in deiner Gemeinde — namentlich auf dem platten Lande — der einzig Befähigte, jedenfalls aber der an erster Stelle Berufene, um den Irthum zu bekämpfen. Infolge der Fluctuation der Bevölkerung dringt das Gift der großen Städte und Industriezentren in die entlegensten Dörfchen, und kein Seelsorger kann sagen, ich habe damit nichts zu schaffen. Wir haben oben die Ansicht des P. Cathrein angeführt, wonach die Umsturzpartei ihre Entstehung jenen Lehren verdankt, welche den crassesten Materialismus und Epicureismus proclamieren, das Dasein Gottes leugnen, das Denken einen chemischen Proceß nennen und das Thier dem Menschen gleich-

stellen, lauter Lehren also, welche die realistischen Wissenschaften zur Basis haben. Nun heißt es aber: „*quo modo res nascitur eodem modo et conservatur*“, wenn dieser Grundsatz richtig ist — und wer möchte daran zweifeln —, so bleibt es uns Seelsorgern nicht erspart, wofern wir die materialistische Strömung bekämpfen wollen, ihr den Entstehungsgrund und Nährboden zu entziehen, das heißt den Materialismus mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. — Es dürfte überflüssig sein, hier auch noch jener Vortheile zu gedenken, welche die Naturkunde dem damit vertrauten Seelsorger für den Unterricht, für Predigt und Katechese gewährt. Das Thier- und Pflanzenreich bieten ihm in Hülle und Fülle den interessantesten Stoff zu den schönsten, treffendsten, anmuthigsten Bildern und Gleichnissen. Die hl. Schrift ist uns hierin sowohl Lehrmeisterin als Vorbild. Der göttliche Heiland selbst hat die meisten und lieblichsten Bilder und Gleichnisse der Natur entlehnt, bald sind es die Lilien und Blumen des Feldes, bald die Vögel des Himmels, bald die Winde und Blize des Himmels, welche er zur Illustration seiner göttlichen Lehre wählt; bald muß ihm ein Adler, bald ein Sauerreig, bald ein Baum, bald ein Samenkorn, bald der Weizen, bald das Unkraut, Distel und Dörner u. daz. dienen, seine Lehren verständlicher und eindringlicher zu machen. Darum, Seelsorger, „*vide et fac secundum exemplar*.“ Aber auf einen Vortheil der Naturkunde möchten wir zum Schlusse dieses Capitels doch noch aufmerksam machen. Die Pfarrgeistlichen sind heutzutage vielfach genöthigt — namentlich an größeren Orten und in Städten — allerlei Vereine zu gründen und zu leiten. In der Regel sind die Pfarrgeistlichen die Seele dieser Vereine, und deren ganzer Nutzen hängt davon ab, wie sie geleitet werden. Nun tritt an die Herren Geistlichen gar häufig die Pflicht heran etwas zu sprechen — Vorträge zu halten; diese Vorträge sollen belehrenden, unterhaltenden Inhaltes sein, aber es darf weder gepredigt noch moralisirt werden. Aber was sagen, namentlich in der politischen Sauernekkenzeit und wenn man dieser Vorträge viele halten muß? Der wahrhaft naturkundige Priester kann nie in Verlegenheit kommen; denn der wunderbare Haushalt der Natur liefert ihm des belehrenden, höchst interessanten und zugleich erbaulichen Stoffes so viel, daß er viel eher wegen *embarras de richesse* als wegen Mangel an Stoff in Verlegenheit kommt. Es gibt für jung und alt, für Gebildete und Ungebildete, für Städter und Landleute kein interessanteres Buch als das Buch der Natur, und da es zugleich noch „eine göttliche Offenbarung“ ist, bietet es dem Priester wie kein anderes Werk, neben dem interessantesten Stoff auch noch die passendste, den Zweck kaum verfehlende Gelegenheit, seine Zuhörer gleichsam spielend auf die überall vorhandenen Spuren Gottes aufmerksam zu machen, dieselben, während er sie anscheinend nur belehren und unterhalten will, auch noch zu erbauen, den verderblichen Lehren des Materialismus

prophylaktisch vorzubeugen, und seinen ganzen Vortrag in einer sowohl dem geistlichen Redner als der Natur würdigen Weise, in einem herrlichen Lob Gottes ausklingen zu lassen.

Die Bergpredigt nach Matthäus (Cap. 5, 6, 7).*)

Von Pfarrer A. Kiefterer in Müllen, Baden.

Achter Artikel.

Dritter Theil (6, 19—7, 24).

Vom ernstesten Streben nach dem Reiche Gottes.

§ 11.

A. Warnung vor dem Streben nach Reichthum (19—24).

Nachdem der Herr im zweiten Theile seiner Bergpredigt (5, 17—6, 18) sein neues Reich in der Erhabenheit und Vollkommenheit seiner Heilsordnung, in der Reinheit und Höheit seiner Heilsübung gezeigt, legt er nun dar, daß es unser erstes und ernstestes Streben sein soll, dieses Reich und seine Güter zu suchen und zu gewinnen, weist hin, was alles wir zu diesem Zwecke meiden und thun müssen.

Vor allem warnt er vor dem Streben nach Reichthum, welches sich mit dem Streben nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit nicht verträgt, vor dem Mammonsdienst, welcher den Dienst Gottes ausschließt. Wir sollen uns losreißen vom Irdischen, unseren Schatz nicht auf Erden, sondern im Himmel suchen, nicht dem Mammon, sondern Gott dienen. Wer sich von irdischen Schätzen einnehmen läßt, hat kein rechtes Verlangen nach dem Himmelreich, ist kein wahrer Diener Gottes. Die Reichthümer sind hinfällig (19. 20), umstricken das Herz, zum größten Unglücke des Menschen (21—23), so daß es Gott nicht dienen mag (24).

19 f. Nicht auf etwas so Hinfälliges und Vergängliches, wie die irdischen Schätze sind, sollen wir Eifer und Mühe verwenden, sondern auf die Schätze des Himmels, die unverlierbaren, unvergänglichen soll unser Streben gerichtet sein.

„Sammelt euch nicht Schätze auf der Erde, wo Motte und Fraß zehrt, und wo Diebe einbrechen und stehlen. Sammelt euch vielmehr Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Fraß zehrt und wo Diebe nicht einbrechen, noch stehlen“. „Wo“ hat ätiologische Bedeutung = „weil dort“. „Auf der Erde“ und „im Himmel“ sind nicht mit „sammelt“, sondern mit „Schätze“ zu verbinden. Das Sammeln geschieht ja immer auf der Erde, aber die Schätze werden das einmal auf der Erde und das anderemal im Himmel hinterlegt und so

*) Siehe Heft I, 1898, S. 52 und Jahrgänge 1896, 1897.

irdische und himmlische Schätze. So lange man lebt, sammelt man, entweder um den Gewinn auf der Erde oder im Himmel zu bergen. Vor ersterem warnt Jesus, weil die Erde eine schlechte, unsichere Schatzkammer ist. „Wer Schätze sammelt auf Erden, wirft sie in einen durchlöcherten Beutel“. Auf Erden gehen die Schätze unaufhaltsam, unmerklich, oft auch plötzlich verloren durch natürliche Zerstörung und durch gewaltsame Wegnahme. Um das zu bezeichnen, nennt der Herr in sprichwörtlich anschaulicher Rede als Ursachen: Motte, Fraß (Zernagung, vgl. unser „Zahn der Zeit“), Diebe. Die Motten verzehren Früchte und kostbare Gewandung. Die Schätze des Morgenlandes bestanden im Alterthum und bestehen theilweise heute noch in köstlichen Kleidungsstücken, Stoffen u. dgl. (Esra 2, 69; Neh. 7, 70; Job 27, 10; Jak. 5, 2), deren Feindin die Motte ist (Job 13, 28; Jf. 50, 9; 51, 8). Fraß, speciell der Rost zerstört Kostbarkeit und Geschmeide. Diebe, welche die Wand durchgraben (Job 24, 16; Ezech. 12) und stehlen, sind allem Erreichbaren gefährlich. In diesen drei Ausdrücken ist so ziemlich auf alle Art irdischen Verlustes hingewiesen.

Dagegen mahnt uns der Herr, Schätze im Himmel zu sammeln, denn dort sind sie sicher angelegt. Für die flüchtigen und trügerischen irdischen Schätze zeigt uns der Herr wahre, unvergängliche, ewige Schätze. So wie er die dem Menschen eigene Begierde nach Lob und Ehre zum wahren Lob und zur wahren Ehre bei Gott hinzulenken lehrt (6, 4. 6. 18), ebenso will er auch das Begehren nach Reichtum zu den wahren, unvergänglichen, ewigen Reichthümern hinlenken. Wenn ihr reich werden wollt, so ruft er uns zu, ich will euch Schätze zeigen, unverlierbare, unvergängliche, ewig dauernde: Sammelt euch Schätze im Himmel!

Womit dieses Sammeln geschieht, versteht sich nach dem Vorhergehenden von selbst: durch die Uebung der Gerechtigkeit, Gebet, Fasten, Almosen, geduldige Ertragung der Leiden u. s. w. So wird „Schatz im Himmel“ alles, was im festen Glauben an den großen Vergelter im Himmel auf Erden geübt oder geopfert wird. Jedes gute Werk, jedes Opfer wird in seiner Frucht, in dem von Gott dafür verheißenen Lohne, der des Gerechten harret, hinterlegt im Himmel.

Die populäre Paränese, bemerkt Tholuf, spricht auch in der Schrift ihre Ermahnungen oft mit einer gewissen Einseitigkeit aus, so daß häufig der Hinweis auf andere Stellen erforderlich ist, um die Begrenzung zu erkennen. Das gilt auch von unserer Mahnung. Wie der Herr es meint, tritt B. 24 deutlicher hervor. Es lassen sich auch irdische Schätze auf eine solche Weise sammeln, daß dadurch der Schatz im Himmel nicht zu kurz kommt. Die Absicht ist's, die entscheidet. Man kann irdisches Gut erwerben, um es zu besitzen als besäße man es nicht (1 Cor. 7, 30). Das Herz daran hängen, das ist's, was der Herr verbietet. „Wer immer die Erwerbung und Ver-

mehring des Himmelschazes als Hauptaufgabe seines Lebens ansieht, dessen Schaffen und Mühen auch um irdisches Hab und Gut, wird sich, weil von bester Intention beherrscht, stets in Bahnen bewegen, die dem erhabenen geistigen Charakter des messianischen Reiches nicht zuwider laufen" (H. Weiß.)

Hat der Herr eben schon, aber nur mehr nebenbei, (wo weder Motten u.) einen Grund für seine Mahnung „Sammelt Schätze im Himmel“ angegeben, so jetzt ausdrücklich hervorhebend einen anderen durch den sprichwörtlichen Satz „denn wo dein Schatz sein wird, da wird auch dein Herz sein“ (das Futurum bezeichnet, daß es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge so sein wird).

Dieser Grund ist sehr bemerkenswert. Der Herr gibt damit seinen Zuhörern ein Kennzeichen, an dem sie die wahre Sehnsucht nach dem Himmelreich von der falschen leicht unterscheiden können. Niemand sage: ich habe Sehnsucht, strebe nach dem Himmelreich, wenn er nicht Schätze sammelt für den Himmel. Irdische Schätze heften das Menschenherz mit seinen Neigungen an die Erde, nur himmlische Schätze erheben es in den Himmel. Denn das Herz, das heißt, das Begehren, die Sehnsucht, das Sinnen und Trachten des Menschen ist dahin gerichtet, wo er seinen Schatz, das weiß, worein er seine Glückseligkeit setzt. Wenn du also irdische Schätze sammelst, so wird dein Herz an der Erde haften, ein Sklave sein eitler, vergänglicher Dinge, des himmlischen Abels vergessend. Wenn du dagegen himmlische Schätze sammelst, so wird deine Sehnsucht auf das Himmlische und Ewige gehen, wo sie sein muß (Phil. 3, 20; Col. 3, 2 ff.; 2 Cor. 4, 17; 1 Joh. 2, 15 ff.).

22 f. Um der Aufforderung, himmlische Schätze zu sammeln, noch mehr Nachdruck zu geben, lehrt der Heiland in einem schönen Bilde, dessen Anwendung er zugleich selbst andeutet, daß die von dem Streben nach himmlischen Gütern bedingte Richtung des Herzens nach oben für das Leben und die Seligkeit entscheidend ist. „Die Leuchte des Leibes ist das Auge; wenn nun dein Auge gesund ist, so wird dein ganzer Körper licht (erleuchtet) sein. Wenn aber dein Auge krank ist, so wird der ganze Körper finster sein. Wenn nun das Licht in dir Finsternis ist, wie groß wird die Finsternis sein“ (in der du dich befindest). Wir haben ein Doppelbild, wie H. Weiß aufmerksam macht. Der durch das gesunde oder kranke Auge gut oder schlecht respective in Helligkeit oder Dunkelheit geführte menschliche Leib wird zunächst verglichen mit einem Gebäude, durch dessen Fenster das Licht fällt und dessen innere Räume erhellt oder verdunkelt erscheinen, je nachdem die Fenster klar oder trübe sind. Das hiermit als hochbedeutsam für das Schicksal der ganzen menschlichen Persönlichkeit charakterisierte äußere Auge ist dann sofort auch ein treffliches Bild für unser inneres geistiges Auge, die Sehnsucht, das Verlangen unseres Herzens, welches, je nachdem es gesund oder krank

ist, unser ganzes Ich entweder aufwärts oder abwärts, entweder ins Helle oder ins Dunkle, in ewiges Glück oder Verderben führt.

Der Herr will sagen: Wer wüßte nicht, wie wichtig, ja entscheidend es für das Heil des Menschen ist, daß seines Herzens Sehnsucht nach oben geht? Ist ja doch das Herz für das innere Leben des Menschen, was das Auge für das äußere ist. Von dem Auge hängt für das äußere Leben alles ab. Von ihm soll der Leib das, was er so nothwendig braucht, sein Licht erhalten. Ist nun das Auge gesund, seiner Aufgabe Licht aufzunehmen entsprechend, so wird dein ganzer Leib erleuchtet sein; dann kann der Leib sich bewegen, können die übrigen Glieder ihrem Zwecke entsprechend eine geordnete Thätigkeit entwickeln. Umgekehrt aber, wenn dein Auge krank ist, kein Licht ertragen oder aufnehmen kann, dann ist der ganze Leib, sind auch seine Glieder im Finstern, in ihrer Thätigkeit gehemmt. Was so das Auge ist am Körper, gewissermaßen Führer und Steuermann für den ganzen Leib, das ist im geistigen Organismus das Herz mit seinem Begehren und Sehnen. Wie dort vom Auge, so hängt hier vom Herzen alles ab. Das ganze innere Leben wird von ihm geleitet. Es ist die Quelle des geistigen Lebens, aber auch des geistigen Todes (Matth. 15, 19). Ist es gesund, d. h. geht sein Begehren auf Gott, dann ist die ganze Seele gesund, fürs göttliche Leben, fürs Reich Gottes gewonnen. Ist es aber krank, von Leidenschaften verdorben, geht sein Streben statt aufwärts niederwärts zu den Schätzen der Erde, dann ist die ganze Seele krank, in ihrem Heile gefährdet und du bist sehr unglücklich.

„Das Licht das in dir ist“ oder das innere geistige Auge wird von Chrysostomus und vielen andern von der geistigen Erkenntnis verstanden. Aber da offenbar ein Zusammenhang mit B. 21 vorhanden, auch Ephes. 1, 18, vom Auge des Herzens die Rede ist, so nehmen wir mit Schegg, Schanz und anderen „das Licht in dir“ als das Herz, welches nach hebräischer Anschauung ebensowohl Sitz des Begehrens als der Erkenntnis ist.

Die letzten Worte Christi „die Finsternis (nachdrucksvoll vorangestellt) wie groß wird sie sein“ enthalten einen schmerzlichen Ausruf über die Größe des Unglücks, geistig blind zu sein, ein ungesundes Herz, ein krankes Verlangen zu haben, welches den Menschen vom rechten Ziele abführt. Das zweite „Wenn nun“ (B. 23) leitet einen Schluß a minori ad majus ein. Hält man es für ein großes Unglück leiblich blind zu sein, wie groß muß das Unglück geistiger Verblendung sein. Sie ist umsoviel größer, als das geistige Leben höher steht als das leibliche und die Folgen viel unheilbarer sind. Geht der leiblich Blinde in seiner Finsternis irre, in welch unselige Verirrungen, welches Elend wird erst der geistig Verblendete fallen!

24. Jetzt zeigt der Herr, daß die Habgier, indem sie das Menschenherz dem Dienste Mammons überliefert, den Dienst Gottes, des Herrn im Himmelreiche verhindert, womit er zugleich einen

Einwand ausschließt. Es könnte nämlich mancher denken: Kann ich denn nicht Schätze sammeln zugleich für den Himmel und für die Erde, den irdischen Dienst mit dem himmlischen vereinigen? Darauf erwidert Jesus: Das ist nicht möglich. Da heißt es entweder — oder. Beides vereinigen geht so wenig an, als zu einer und derselben Zeit zwei einander feindseligen Herren dienen:

„Niemand kann zweien Herren dienen, denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben oder wird einem anhängen und den andern verachten; ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Erklären wir zuerst die einzelnen Ausdrücke. „Dienen“ bezeichnet hier ein ausschließliches Verhältnis der Unterordnung mit Verzicht auf allen eigenen Willen, wie „Herr“ den Besitz vollkommener Macht und Oberherrschaft. Die beiden Herren verlangen unbedingte Anerkennung ihrer Herrschaft, ausschließlichen Dienst, völlige Hingabe. Es sind aber zwei Herren mit durchaus entgegengesetzter Willensrichtung und deshalb durchaus entgegengesetzten Forderungen gemeint, so daß Haß gegen den einen nothwendig Liebe zum andern, Anhänglichkeit an den einen Verachtung des andern mit seinen Drohungen oder Verheißungen zur Folge hat. Die beiden mit „denn“ eingeleiteten Sätze beziehen sich auf dieselben Herren; deshalb ist aber der zweite nicht tautologisch; er gibt die Wirkung des ersten an: dem Haße (ist nicht abzuschwächen in weniger lieben, Luk. 14, 26; 16, 13; Joh. 12, 25; Röm. 9, 13) entspricht das Verachten und dem Lieben das Anhängen. „Mammon“ (chald.) bedeutet Reichthum. Hier ist der Begriff personifiziert, wie auch wir sagen: Geld regiert die Welt. Der Mammon wird damit als Göze dargestellt (vergl. Col. 3, 5), der alle irdischen Interessen vertritt wie Gott die himmlischen. Was im zeitlichen Interesse geschieht, ist Mammonsdiens, was im ewigen ist Gottesdienst.

Der Herr will also sagen: Schätze sammeln für einen, heißt ihn als seinem Herrn dienen; Schätze sammeln für die Erde, dem Mammon dienen; Schätze sammeln für den Himmel, Gott als seinem Herrn dienen. Gott und der Mammon sind aber zwei einander durchaus feindselige Herren. Ihnen beiden dienen wollen ist darum durchaus unmöglich. Denn mit der Liebe zu dem einen, wird nothwendig der Haß gegen den andern und mit der Anhänglichkeit an den einen, die Verschmähung des andern verbunden sein. Wir müssen aber wohl beachten, daß es heißt: Ihr könnt nicht dem Mammon „dienen“. Man kann Geld und Gut besitzen, ohne daß man demselben dient, vielmehr mit demselben Gott dienen, wie Abraham, Job und viele andere fromme und gerechte Menschen gethan und noch thun. Während der Habsüchtige ein elender Slave des irdischen Gutes ist (Sir. 10, 10), verfügt der Christ darüber als unabhängiger freier Herr. Das Wort: sammelt euch Schätze im Himmel, heißt: betrüget den Mammon um seine Schätze.

B. Warnung vor ängstlicher Sorge um Nahrung und Kleidung (25—34).

Vom Dienste Gottes, welchem das ganze Herz ergeben sein soll, zieht neben dem Streben nach Reichthum am meisten ab die Sorge für Leib und Leben, Nahrung und Kleidung. Darum will der Herr, daß die Seinen wie von der Begierde nach Reichthum, so auch von dieser Sorge frei seien. Ihnen zu solcher Freiheit zu verhelfen, entwickelt er eine nachdrucksvolle, wahrhaft väterliche Beredsamkeit voll Liebe und Herablassung. So gehört, was wir in diesem Abschnitte lesen, zum Schönsten und Trostvollsten des ganzen Evangeliums. Er, der sonst so kurz ist, erschöpft sich förmlich in beruhigenden, tröstlichen, zu kindlichem Vertrauen mahnenden Worten. Wir begreifen das leicht, wenn wir erwägen, wie sehr neben der Begierde nach Reichthum die ängstliche Sorge um zeitliches Fortkommen wie das größte, so das gewöhnlichste Hindernis des Heiles ist.

25. Gott sollt ihr dienen. Nichts soll euch von diesem Dienste abziehen, auch nicht die Sorge um das tägliche Leben. „Darum sage ich euch: Sorget nicht wegen eures Lebens, was ihr essen, oder was ihr trinken, noch wegen eures Leibes, was ihr anziehen werdet.“ Was wir gewöhnlich erklärend mit „Leben“ übersetzen, heißt eigentlich „Seele“. Nach constantem hebräischen Sprachgebrauche geht hungern und dürsten von der Seele aus (Jf. 29, 8; Spr. 10, 3; 27, 7). Der Hebräer sagt: „die Seele stützen“ für essen, „die Seele leer haben“ für hungern. Die Seele ist eben nach biblischer Anschauung das Lebensprincip im Menschen und wird als solches erhalten durch essen und trinken. Obgleich die Seele der Speise nicht bedarf, vermöchte sie doch nicht im Körper zu verbleiben, wenn dieser nicht ernährt würde (Chrys.).

Das „Sorgen“ ist von einem unruhewollen ängstlichen Sinnen und Trachten nach Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse, welches vom Vertrauen auf den allwissenden und allgütigen Vater im Himmel nichts weiß, zu verstehen. Daß der Herr wirklich ein solches Sorgen meint, zeigen die Fragen ängstlicher, vertrauensloser Zaghastigkeit B. 31, 32. Daß durch diese Mahnung, nicht zu jorgen, die schon durch Gen. 3, 17 dem Menschen auferlegte Arbeit nicht ausgeschlossen, sondern vorausgesetzt ist, versteht sich nach B. 26 und 28 von selbst. Es besteht also kein Widerspruch mit 2 Thess. 3, 10: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wenn also der Herr uns auf Gottes Fürsorge verweist, meint er nicht, daß wir die Hände in den Schoß legen und Nahrung und Kleidung unmittelbar von göttlicher Fügung erwarten sollen. Etwas anderes ist Sorgen, etwas anderes ist Arbeiten, sagt S. Chrysostomus. Nur das Sorgen verbietet der Herr, das Arbeiten will er. Gott sorgt für uns, indem er unserer Arbeit Frucht und Gedeihen gibt, nicht dadurch, daß er sie durch wunderbare Fügungen entbehrlich macht.

Arbeiten müssen wir, aber nicht aus ängstlicher Sorge für die Zukunft, sondern um zu jeder Zeit unsere Pflicht nach Kräften zu erfüllen; dadurch sorgen wir für die Zukunft ohne Sorge.

Warum solch ein ängstliches, banges Sorgen gemieden werden soll, zeigt der Herr durch eine Darlegung vom Größern zum Kleinern: „Ist nicht das Leben mehr als die Speise und der Leib mehr als das Kleid?“ Der das Größere gab, wird er das Geringere nicht geben? Er, der Leib und Leben des Menschen gewollt, kann es auch an den Mitteln zur Erhaltung desselben nicht fehlen lassen. Der das Fleisch, welches der Nahrung bedarf, erschuf, wird er ihm die Nahrung versagen? Er hat uns erschaffen, daß wir seien. Nachdem er uns aber so geschaffen, daß wir durch Nahrung erhalten werden müssen, muß er uns auch Nahrung geben. Sich also darum Sorge machen, ist ein kurzsichtiges Verkennen der fürsorgenden Güte Gottes.

Das bestätigt ein Blick auf die dem Menschen untergeordneten Wesen. Sie lassen sich sorglos von Gott ernähren.

26. „Sehet hin auf die Vögel des Himmels, daß sie nicht säen, noch ernten, noch in Scheunen sammeln und daß euer himmlischer Vater sie doch ernährt. Seid ihr nicht viel mehr als sie?“

Aus dem Thierreiche, auf welches der Herr zur Veranschaulichung der göttlichen Fürsorge für unsere Nahrung hinweist, wählt er die scheinbar sich selbst überlassene, sorglos ungebunden geflügelte Welt. Die Lebensweise der Vögel des Himmels ist grundverschieden von der des mühsam säenden, erntenden und einheimsenden Menschen und doch spendet Gott ihnen genügende Nahrung (vgl. Ps. 146, 9). Sollen wir nicht aus dieser Thatfache, eingedenk der großen Vorzüge des Menschen vor den Thieren, schließen, daß Gottes Fürsorge uns nicht fehlen wird, daß also bange Nahrungsorge unnöthig ist? Wenn die Vögel, die nicht arbeiten, ihre Nahrung finden, sollte der Mensch sie nicht finden, dem Gott Weisheit zur Arbeit gab? Alle Thiere hat Gott um des Menschen willen geschaffen, den Menschen um seinetwillen. Wenn nun Gott sorgt für jene um des Menschen willen, wird er für den Menschen nicht sorgen um seinetwillen? Um wieviel höher der Mensch steht über dem Thiere, umsoviel größer wird Gottes Sorge für den Menschen sein. Er ist der Herr der Thiere, uns aber ist er Vater; wenn er für die Thiere sorgt als Herr, wievielmehr für seine Kinder als Vater und zwar als „himmlischer“ Vater, der ja alle Macht hat.

(Vögel) „des Himmels“ ist Gen. der Zugehörigkeit; der Himmel ist das Element der Vögel; vergleiche die Thiere des Feldes, die Fische des Meeres. Der Zusatz veranschaulicht die sorglose Ungebundenheit dieser Geschöpfe im Gegensatz zum ängstlich sorgenden Menschen. Die auf die Nahrung bezügliche Sorge desselben wird in anschaulicher Ausmalung nach ihren drei Hauptgeschäften erwähnt: Säen, Ernten und Sammeln in die Scheunen. Dieses Beispiel vom

nicht arbeitenden und doch seine Nahrung findenden Vogel wird natürlich nicht angeführt wider die Arbeit, sondern wider die Sorge. Wie die Vögel von Gott ernährt werden, indem sie thun, was sie können, im übrigen aber sorglos sind, so soll der Mensch thun, was er kann, aber das Sorgen lassen. Es ist unnöthig, da Gott sorgt.

Obiger Hinweis auf die Vögel des Himmels ist eine populäre Lehre aus der religiösen Naturanschauung im großen und ganzen, wobei die Ausnahme von der Regel so wenig in Betracht kommt, wie der Umstand, daß die Vögel nicht sorgen können (Meyer).

27. Es ist also unnöthig, daß ihr sorget um euer Leben: Gott erhält es euch. Es ist aber auch ganz vergeblich, denn ihr erreicht nicht, was ihr bezweckt:

„Wer aber von euch kann durch Sorgen zu seiner Lebensdauer eine Spanne hinzufügen?“

Zuerst eine sprachliche Bemerkung.

Das griechische *ἡλικία*, welches wir mit Lebensdauer übersetzen, kann auch mit Leibesgröße gegeben werden. In letzterem Sinne nehmen es die alten Uebersetzer und Erklärer; die neueren fast alle im Sinne von Lebensdauer und mit Recht. Denn einmal ist im Zusammenhange von der Erhaltung des Lebens durch Speise die Rede. Der Mensch aber, wenn er einmal erwachsen ist (und an diesen ist doch gewiß gedacht) ist, um die Lebenslänge, nicht die Leibeslänge zu erhalten. Wenn ferner an die Leibeslänge gedacht würde, hätte der Beisatz „mit allen Sorgen“ keinen Sinn. Soll dieser nicht ganz überflüssig sein, so muß doch irgendwelcher Zusammenhang zwischen menschlicher Anstrengung und jener Leibesverlängerung gedacht werden können. Aber niemand hat je nachgedacht, wie er sich größer mache, keiner sich Sorge gemacht, wie er zu einem Riesen auswachsen könne (Kohout). Bezüglich der Körpergröße ist eine Sorge gar nicht vorstellbar, absurd.

Sodann will offenbar mit einer Elle ein sehr kleines Maß bezeichnet werden. Das zeigt der Zusammenhang. Christus will ganz gewiß sagen, daß wir mit aller Sorge nicht das geringste vermögen. Zur Leibeslänge eine Elle hinzufügen, wäre aber nichts geringes, denn die Elle bezeichnet den Unterarm vom Ellenbogen bis zur Handwurzel und als Längenmaß die Weite von der Spitze des Ellenbogens bis zu der des Mittelfingers = 1,5' oder 4,9 dm. Dagegen im Verhältnis zur Lebensdauer stellt es ein sehr kleines Maß dar. Die Lebensdauer wird nämlich nach hebräischem Sprachgebrauch als ein von Gott bestimmtes Längenmaß oder als eine Bahn gedacht, welche im Leben zu durchmessen ist (Ps. 39, 6. Hebr.: zu Handbreiten machst du meine Tage; Job 9, 25; Apg. 20, 24; 2 Tim. 4, 7), als ein Faden, der jahrelang hingespunnen wird (Ps. 38, 12). Was bedeutet da die Länge einer Elle? Was wir sagen: eine Spanne, auf die Zeit übertragen: eine Minute, ein Augenblick.

Nicht einmal um dieses Minimum können wir, wenn wir noch so sehr um Nahrung besorgt sind, unser Leben länger fristen, als Gott will, der einem Jeden der Tage Zahl bestimmt hat (Sir. 17, 3; Job. 14, 5).

Wie thöricht ist darum das ängstliche Sorgen für den Unterhalt dieses Lebens. War es nicht eine große Thorheit von jenem Manne (Luk. 12, 16 ff.), ob des Vorrathes für viele Jahre auch sein Leben für viele Jahre versichert zu wännen?

28 ff. In analoger Weise zeigt der Herr nun auch das Unnöthige und Vergebliche ängstlichen Sorgens bezüglich der Kleidung.

„Und wegen der Kleidung warum sorget ihr? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie (schön) sie wachsen; sie arbeiten nicht und spinnen nicht“ (ihr Kleid zu bereiten). „Ich aber sage euch, daß nicht einmal Salomon in all seiner Herrlichkeit gekleidet war, wie eine einzige von ihnen“ (geschweige denn wie ihrer mehrere oder alle). Als zweiten Zeugen für die allumfassende göttliche Fürsorge, neben welcher unser Sorgen unnütz erscheint, führt der Herr den Kleingläubigen das Pflanzenreich auf, repräsentiert durch die Lilie. Die Lilien sind in Palästina sehr häufig; sie wachsen wild ohne Pflege der Menschenhand (daher „Lilien des Feldes“) in den glühendsten Farben häufig roth, dunkelviolet, orangefarbig und gelb. Ganze Strecken Landes sind mit ihnen bedeckt, im Frühjahr ein prachtvoller Anblick. Auch alte classische Dichter besingen die Schönheit der Lilie. Wie herrlich diese Blumen von Gott geschmückt werden, ohne daß sie an der Herstellung ihres Prachtgewandes im geringsten mitarbeiten können, wird gezeigt durch einen Vergleich mit Salomon, dem alttestamentlichen Ideale königlicher Schönheit und Herrlichkeit, von welcher die Schrift in begeisterten Worten berichtet (3 Kön. 10, 1 ff.; 2 Chron. 9, 1 ff.; Ekkli. 2, 4 ff.; Sir. 47, 20; 50, 8). Nicht einmal er in seiner ganzen königlichen Herrlichkeit, im vollen Herrscher- glanze, über welchen die Königin von Saba fast athemlos erstaunte (3 Kön. 10, 5), war gekleidet wie eine von ihnen, erreichte die Schönheit einer einzigen von Gott gekleideten Lilie. Die höchste menschliche Kunst kann nie und nimmer die Schönheit der Natur erreichen, „eine Thatfache, deren Evidenz im Laufe der Jahrhunderte nicht geringer geworden, sondern umsomehr gewachsen ist, jemeher es allmählich gelungen ist, den wunderbaren äußeren und inneren Bau der Naturgebilde im einzelnen zu erkennen“.

„Wenn nun das Gras des Feldes, das heute wächst und morgen in den Ofen geworfen wird, Gott so (schön) kleidet, umwieviel mehr euch, Kleingläubige?“

So herrlich die Lilie ist, so vergänglich ist sie, so hinfällig. Ein einziger Glutwind läßt in wenigen Stunden tausende verwelken (Gen. 41, 6; Ezech. 17, 10; Jak. 1, 11). Wo man am Morgen noch den herrlichsten Anblick hatte, findet man am Abend

nur eine verdorrte Masse, die nur mehr zum Verbrennen, in Ermangelung von Holz zum Heizen des Backofens, taugt. Kleidet nun Gott eine so unbedeutende, schnell verweltende Pflanze (der Herr hebt die Vergänglichkeit um des Gegensatzes willen scharf hervor) ohne all ihr Sorgen in ein so schönes Gewand, wie wollt ihr, seine Ebenbilder, die ihr soviel mehr wert seid, als sie, zweifeln, ob er euch kleiden wird, ohne daß ihr sorgt. Der Herr sagt „das Gras des Feldes“ mit Absicht, um die Geringfügigkeit der Lilie, die Gott doch so schön kleidet, noch mehr hervorzuheben. „Euch“ steht sehr nachdrucksvoll. „Es deutet nämlich nichts anderes an, als die dem Geschlechte zutheil gewordene hohe Ehre und große Sorgfalt, gleich als ob er sagte: euch denen er eine Seele geschenkt und einen Leib gebildet, um deretwillen er alles Sichtbare schuf, die Propheten sandte und das Gesetz verlieh und unsägliches Gute wirkte, für die er seinen eingebornen Sohn hingab“. Nachdem er aber dieses deutlich nachgewiesen, tadelt er sie in den Worten: „Ihr Kleingläubige.“ So bezeichnet er die getadelte ängstliche Sorge als einen Ausfluß des Kleinglaubens und Mißtrauens auf Gott und gibt indirect einen weiteren Beweggrund, sie zu meiden, weil sie Gott ein Unrecht zufügt, ihm den schuldigen Glauben verweigert.

31. Aus den bisherigen Beispielen und Argumenten schließt nun der Herr kraft- und eindrucksvoll „Seid also nicht besorgt, indem ihr sprecht: Was werden wir essen, was werden wir trinken oder was werden wir anziehen?“

„Was werden wir trinken“ steht zunächst mehr zur Fülle des Ausdrucks, hat aber auch sachliche Bedeutung, denn im heißen Oriente entsteht oft genug auch die Frage: Was werden wir trinken? Aus diesen Fragen der Baghaftigkeit geht deutlich hervor, daß der Herr nicht jede Sorge überhaupt, sondern die ängstliche, kummervolle, kleinmüthige Sorge meint.

Aber mit diesem allem noch nicht zufrieden, fügt der Herr es kräftig stützend in zärtlicher Beredtsamkeit noch weiter hinzu: „denn nach allem diesem trachten die Heiden“. Mit eurer ängstlichen Kümmeris steigt ihr herab zur Weise der Heiden, denen ihr aber doch wahrlich nicht nachahmen sollt. Sie kennen keine höheren Güter als die irdischen, und suchen daher auch keine höheren. Der Herr zeichnet hier kurz und scharf den Charakter des Heidenthums. Sein Sorgen und Beten bewegt sich allein um das Zeitliche. „Wie er schon früher“, sagt Chrysostomus, „wo er spricht: Wenn ihr nur die liebt, welche euch lieben, was thut ihr Großes, thun das nicht auch die Heiden? durch die Erwähnung der Heiden uns zu großer Regsamkeit anspornen will, so auch jetzt. Denn wenn wir mehr als die Schriftgelehrten und Pharisäer leisten sollten, wie dann, wenn wir nicht nur hinter jenen, sondern sogar hinter den Heiden zurückbleiben, deren Kleinmuth nachahmen?“ Das soll aber ja nicht sein, ihr sollt ihnen nicht gleichen, „denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles noth-

wendig habt“ und wird es euch deshalb geben. Dieser zweite Causalsatz dient zur ermutigenden Erläuterung des ersten: das alles suchen die Heiden. Ihr sollt nicht so thun, weil ihr um besseres wißt. Die Heiden sind voll Kleinmuth, gehen auf in der Sorge um das tägliche Bedürfen, weil sie von einer gütigen Vorsehung nichts wissen. Ihr aber, die ihr an einen allwissenden, allgütigen Gott glaubt, der euer Vater ist, dürft ihnen nicht gleichen. Kümmeret euch also nicht um Nahrung und Kleidung, denn euer Vater gibt es euch; er weiß, daß ihr alles das nöthig habt. Was für ein Vater wäre auch der, so es über sich brächte, seinen Kindern das nothwendigste zu versagen. Das thut kein irdischer Vater, geschweige denn der himmlische. Er sagt nicht „Gott“ weiß es, sondern „euer himmlischer Vater“ weiß es, um uns zur größeren Hoffnung zu führen. Im Worte „Vater“ ist die göttliche Güte, im Zusätze „der himmlische“ die höchste Macht ausgedrückt.

33. Statt zu suchen, was die Heiden suchen, „suchet aber vor allem das Reich (Gottes) und seine (B. 32 Gottes) Gerechtigkeit“, theilhaftig zu werden des Reiches Gottes und die Gerechtigkeit zu erlangen, welche Gott dazu vorschreibt. „Reich Gottes und seine Gerechtigkeit“ verhalten sich zu einander wie Zweck und Mittel. Das Reich Gottes aber, welches vor allem das Ziel unseres Strebens sein soll, ist kein anderes als jenes B. 19 genannte, um dessen Ankunft zu beten wir gelehrt werden; die Gerechtigkeit jene, welche Jesus in den acht Seligkeiten und 21—48 beschrieben hat.

„Und das alles wird euch dazu gegeben werden“, eigentlich hinzugefügt werden, nämlich zu dem Erfolge eures Suchens. Wenn ihr eure Sorge zuerst auf das Reich Gottes richtet, so werdet ihr finden, daß ihr für alles andere, Essen, Trinken, Kleidung u. gar nicht mehr zu sorgen habt, ein zweites Streben gar nicht mehr nöthig ist, denn Gott, der euch das Höhere gegeben, wird euch auch das Geringere verleihen, wie man beim Kaufe etwas Geringeres dareingibt. Auch irdischen Segen bringt das Streben nach dem Himmelreich. Welch' ein Unterschied zwischen dem, der thut, was Christi ist und dem, der thut, was der Heiden ist. Jener erhält darein, um was sich dieser sein Lebtag müht, wie Salomon zur Weisheit, um die er bat, Reichthum und Herrlichkeit als Zugabe erhielt (1 Kön. 3, 11; vgl. Ps. 33, 11; 36, 25). Schon von altersher war die Zu- oder Dareingabe beim Kaufe gebräuchlich. Hier ist der Ausdruck sehr bezeichnend. Jesus sagt: Es wird dir beigegeben werden, „damit du lernst, daß die gegenwärtigen Güter nichts sind gegen die Größe der ewigen. Deshalb befiehlt er die zeitlichen nicht zu verlangen, vielmehr das feste Vertrauen zu haben, daß zu den geistlichen auch die zeitlichen beigegeben werden. Suche darum die himmlischen Güter und die andern werden dir auch zu Theil werden.“ Chrys.

Eine andere Erklärung, der die meisten beipflichten, versteht das „zuerst“ mit S. Augustin so, daß, was zum Leben nothwendig

ist, in zweiter Linie und in Unterordnung unter jenes gesucht werden darf, eine Deutung, für welche schon Euthymius gut sich auf das Gebet des Herrn beruft, in welchem wir auch zuerst die Ehre Gottes und sein Reich erbitten, aber dann auch den täglichen Lebensbedarf. Christus verbiete also nicht überhaupt das übrige zu suchen, wohl aber so es zu suchen, daß die Sorge dafür uns vom Reiche Gottes abzieht. Das Sorgen um die irdischen Güter, die gleichsam ein „Zweites“ bilden, wäre darnach als erlaubt vorausgesetzt, aber nur als statthaft bezeichnet, insofern es kein kleingläubiges ist und stattfindet „in Unterordnung unter die eine dominierende Willensströmung, welche aufwärts führend zum verklärten Messiasreiche im Wohlgefallen Gottes ihr Ziel und ihren beseligenden Ruhepunkt findet“.

Nachdem B. 33 wie zum Abschlusse der Grundgedanke der ganzen Ausführung ausgesprochen ist, überrascht es B. 34 nochmals zu hören: „Sorget also nicht auf den morgigen Tag, denn der morgige Tag wird seine Sorge für sich haben; genug hat jeder Tag an seiner Plage.“ Es ist die zärtlichste Vaterliebe des Herrn, welche ihn nicht müde werden läßt, zu mahnen: Sorget nicht! Schon die einfachste Lebensweisheit will Jesus noch zum Schlusse beifügen, die Weisheit auf der Gasse spricht sich gegen das Sorgen aus in den beiden den Tag personificierenden Sprichwörtern. Der Herr sieht in dieser letzten Motivierung seiner Mahnung vorübergehend von den höheren bis dahin geltend gemachten Beweggründen ab und nimmt herablassend sein Argument aus unserer alltäglichen Lebensanschauung. Weit entfernt, daß seine Mahnung dadurch verlöre, gewinnt sie vielmehr das Gepräge väterlichster Sorge, mitleidsvoller, zärtlich barmherziger Liebe, für die wir ihm den größten Dank schulden.

Indem der Herr sagt: „Sorget also nicht auf den morgigen Tag!“ sagt er eigentlich nichts anderes als B. 31: „Seid nicht besorgt, indem ihr sprecht: Was werden wir essen“. Im Begriff der Sorge liegt immer die Beziehung auf das kommende, die Zukunft. Das gegenwärtige erscheint als bereits besorgt. Für die Zukunft setzt aber der Herr concret den morgigen Tag. Sorget nicht für die Zukunft, es ist unnötig und unbillig. Unnötig, denn „der morgige Tag wird für sich selbst sorgen“, die Zukunft wird ohne euer Klammern und Zagen Rath und Auskunft bringen; kommt Zeit, kommt Rath. Unbillig, weil eine Ungerechtigkeit gegenüber der Gegenwart. Der laufende Tag (eigentlich der betreffende, jeweilige Tag, den ihr erlebt) hat genug an seiner Last. Warum wollt ihr ihn zwingen, mehr zu übernehmen, als ihm gehört, ihn überbürden? ihm zu seiner Plage auch noch die ängstliche Sorge ob der Zukunft aufladen? Die Plage, die jeder Tag so schon hat, ist die uns sündige Menschen drückende Arbeit und Mühe, Krankheit zc., ist das schwere Joch, das auf den Söhnen Adams liegt, von dem Tage an, da sie aus dem Mutter Schoße kommen bis auf den Tag, da sie in die Erde,

die unser aller Mutter ist, begraben werden. Sir. 40, 1; vgl. Eßf. 2, 23.

So wenig der Herr mit seinen Worten: Sorget nicht auf den morgigen Tag! die ängstliche, vertrauenslose Sorge für heute erlaubt, ebenso wenig will er damit ein vernünftiges, christliches Sorgen für die Zukunft, ein gerechtes Fürsorgen, soweit es je nach seinem Pflichtenkreise dem Einzelnen obliegt, verbieten. Christus hat ja selbst gestattet, daß einer aus den Zwölfen eine Casse führe, wodurch doch gewiß für die Zukunft gesorgt wurde. Ebenso sorgten die Apostel für die kommende Hungersnoth (Apg. 11, 29), wie auch Josef in Aegypten in ähnlicher Weise vorsorgte. Und Salomon weist uns an die Ameise, daß wir lernen mögen, für die Zukunft sorgen (Spr. 6, 6 ff.; 30, 25). Verbotten wird vom Herrn, wie sich aus dem Vorhergehenden leicht ergibt, die Sorge, welche sich dem Streben nach dem Reiche Gottes vordrängt, und uns hindert, nach Gerechtigkeit zu streben, das heißt die Gebote Gottes und der Kirche zu erfüllen, unseren Standesobliegenheiten zu genügen, sodann die Sorge, welche aus Mißtrauen gegen Gott hervorgeht.

Die priesterlichen Gewänder.

Von P. Beda Kleinschmidt O. F. M. in Biedenbrück (Westfalen).

(Fünfter Artikel.)

3. Das Cingulum.

1. Um beim Gehen und bei der Arbeit durch die (lange) Tunika nicht behindert zu werden, schürzten sie Römer wie Griechen unter der Brust durch einen Gürtel auf. Antike Abbildungen zeigen selbst eine doppelte Schürzung. Obrigkeitliche Personen trugen kostbare Gürtel als Zeichen der Würde und Auszeichnung. Vielfach waren diese Gürtel jedoch breiter als unser Cingulum, da sie ja auch zum Aufbewahren des Geldes dienten. Haben wir nun im Gürtel der Alten den Ursprung des liturgischen Gürtels zu suchen? oder leitet er aus dem levitischen Abnet seinen Ursprung her? So wenig, wie die andern priesterlichen Kleider auf die jüdische Cultgewandung zurückzuführen sind, ebenso wenig das liturgische Cingulum. Das alttestamentliche Cingulum war ein Ornament von 3–4 Finger Breite und nach Farbe und Stoff durch Moses genau bestimmt. „Und sie machten den Gürtel von gewirntem Byßus, von Hyacinth, Purpur und zweimal gefärbtem Carmesin mit Stickwerk, wie der Herr dem Moyses geboten hatte.“¹⁾ Das liturgische Cingulum erlangte diese Bedeutung nie. Es liegt darum sehr nahe, dasselbe auf den im ganzen Alterthum gebräuchlichen, ja

¹⁾ Exod. 39, 28.

fast nothwendigen Gürtel zurückzuführen. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man an die Worte des Herrn denkt: „Eure Lenden sollen umgürtet sein“, ¹⁾ oder wenn man sich erinnert, daß auf den altchristlichen Bildern die dargestellten Personen sehr häufig die Tunika durch den Gürtel aufgeschürzt tragen. Christus wie die Apostel erscheinen nicht selten in dieser Darstellung. Andererseits ist es jedoch auffallend, daß gerade die Dranten meistens des Gürtels entbehren; in manchen Fällen läßt es sich allerdings wegen des Palliums oder eines anderen Obergewandes schlecht entscheiden, ob sie den Gürtel tragen oder nicht. Auffallend ist es auch, daß auf einem Arcosoliumgemälde des Cömeteriums St. Ermete (aus dem 6. Jahrhundert?) worauf nach fast allgemeiner Annahme die Ertheilung der Ordines dargestellt, die Cleriker kein Cingulum tragen, ²⁾ ebenso wenig auf dem Mosaik in St. Vitale. Aus dem Schreiben des Papstes an die Bischöfe von Vienne und Narbonne läßt sich mit Fleury nichts für und wider den Gebrauch des Cingulums schließen, da dasselbe, wie wir schon früher bemerkten, gar nicht von der liturgischen Kleidung verstanden werden muß und, wie es scheint, auch gar nicht davon verstanden werden kann. Und wenn derselbe Gelehrte darauf hinweist, daß nach der Regel die Mönche *cineti cingulis et funibus* schlafen sollen, und daß der hl. Fulgentius, Bischof von Ruspe († 533), das Cingulum gebrauchte, ³⁾ so haben wir auch hierin keinen Beweis für den so frühzeitigen Gebrauch des liturgischen Cingulums. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß im christlichen Alterthume das Cingulum von den christlichen Liturgen getragen wurde, wenn auch nicht von allen und immer, so doch von vielen. Die Form der Tunika legt eben eine solche Annahme zu nahe. Damit will ich allerdings keineswegs gesagt haben, daß es damals auch schon eine liturgische Bedeutung hatte, diese legte man ihm erst später bei.

2. Zum erstenmale dürfte das liturgische Cingulum erwähnt werden in einer sehr alten Messerklärung, welche von dem gelehrten Mauriner Martène dem hl. Germanus von Paris († 576) zugeschrieben wurde, worin ihm die späteren Gelehrten vielfach beigegeben haben. Hiernach gürtet der taufende Priester sein weißes Gewand mit einem Cingulum zum Andenken oder zur Erinnerung an den heiligen Johannes, der umgürtet den Herrn taufte. ⁴⁾ Erst mehr als ein Jahrhundert später begegnet uns die zweite Nachricht über das liturgische Cingulum und zwar in dem sog. Stowe-Missale aus dem Anfange des 7. Jahrhunderts, worin ein langes Gebet enthalten ist,

¹⁾ Luk. 12. 35. — ²⁾ Abbildung bei Kraus, Real-Enchyl. II 554. —

³⁾ Regula S. Benedicti, c. 22; Vita S. Fulgentii, c. 18. — ⁴⁾ Praecinctio vestimenti candidi, quod sacerdos baptizaturus praecingitur, in signa S. Joannis agetur, qui praecinctus baptizavit Dominum. Expositio brevis antiq. liturg. Gallic. Migne LXXII 98. Kraus, (Geschichte der christlichen Kunst II 466.) bezweifelt das hohe Alter der Erklärung.

das beim Anlegen der Tunika oder gleich darauf gesagt wurde;¹⁾ hierdurch dürfte auch wohl auf den frühzeitigen Gebrauch des liturgischen Cingulums in der römischen Kirche nicht mit viel Unrecht geschlossen werden können. Sicher erfahren wir den Gebrauch desselben in Rom erst aus dem ersten römischen Ordo,²⁾ der unter den Pontificalgewändern auch das Cingulum nennt. Im Anfange des 9. Jahrhunderts war er jedenfalls allgemein, da die frühmittelalterlichen Liturgiker ihn wiederholt erwähnen. Amalar nennt ihn bei der Aufzählung der priesterlichen Kleider an dritter Stelle, bemerkt auch, daß die Tunika (Dalmatik) nicht gegürtet werde, sondern nur die Camisia (Albe);³⁾ ebenso nennen ihn fast gleichzeitig Grabanus Maurus und Walafried Strabo, der bei der Aufzählung der liturgischen Kleider das Cingulum dem levitischen Abnet gegenüberstellt.⁴⁾

3. Bei dem Streben der ersten Christen nach Einfachheit und dem Eifern der Kirchenväter gegen allen Luxus mag das Cingulum ursprünglich wohl nur aus Leinwand und ohne Schmuck gewesen sein. Als man aber um die Wende des 8. Jahrhunderts anfieng, eine Verwandtschaft zwischen den alt- und den neutestamentlichen Kleidern aufzusuchen und das liturgische Cingulum mit dem levitischen Abnet zu vergleichen, war eine natürliche Folge davon, daß man es auch aus Seide und andern theuren Stoffen verfertigte und aufs reichste selbst mit Gold und Edelsteinen verzierte. So vermachte Riculph, Bischof von Soissons seiner Kirche „zonas quinque, unam cum auro et gemmis pretiosis et alias quattuor cum auro.“⁵⁾ Durandus spricht daher von „saecularia ornamenta“. Pseudo-Alcuin erwähnt Gürtel, welche man römische nennt. Wenn

¹⁾ Rogo te, Deus Sabaoth altissime, pater sancte, ut me tunica castitatis digneris accingere et meos lumbos balthео tui amoris ambire ac renes cordis mei tuae caritatis igne urere, ut pro peccatis meis possim intercedere et adstantis populi peccatorum veniam promereri et pacificas singulorum hostias immolare: me quoque tibi audaciter accedentem non sinas perire, sed dignare lavare, ornare et leniter suscipere. Per Dominum. Das Stowe Missale ist ein höchst interessantes, uraltes liturgisches Document der altirischen Kirche, das jetzt in der Royal-Irisch Academy zu Dublin sorgfältig verwahrt wird, früher sich lange Zeit hindurch zu Stowe, dem Landgute des Herzogs von Buckingham befand. Der wichtigste Theil des Codex, ein Missale, welches ihm auch den Namen gegeben hat und den man in seiner ursprünglichen Redaction dem ersten Drittel oder zweiten Viertel des 7. Jahrhunderts zuweist, gibt uns aus der altirischen Kirche eine vollständige Messe mit allen ihren Theilen, d. h. ein Messformular, welches nicht nur wie die übrigen bisher bekannten Sacramentarien und Einzelmessen der Urzeit, die Gebete des Priesters enthält, sondern auch jene Stücke, Antiphonen, Verse, Responsorien, Lesungen, die vom Chor gesungen oder von den Altardienern, Diacon und Subdiacon vorgetragen wurden. Man hat wohl nicht mit Unrecht angenommen, daß dieses kostbare Monument eine Form der römischen Messe im Gebrauche der Irländer enthält. Vergl. P. Suitbert Bäumer Ord. S. Ben., Das Stowe Missale aufs neue untersucht in „Zeitschrift für kath. Theologie“, (Jmsbruck) 1892, S. 446 ff., woselbst auch der Text des Missale. — ²⁾ Migne LXXVIII 310. — ³⁾ Loc. cit. c. 26. Migne 1102. — ⁴⁾ De cleric. inst. l. I. c. 17. De ecel. rerum exord. c. 24. — ⁵⁾ Migne CXXXII 468.

er dieselben dem reichverzierten levitischen Abnet gegenüberstellt, so liegt es nahe, unter dem Ausdrucke *zonae romanae* einfache, schlichte Cingula zu verstehen.¹⁾ Mit dem Gürtel wurde bald ein vollständiger Luxus getrieben. Wir hören von Gürteln, an denen bunte oder goldene Schnüre hiengen, an deren Ende goldene, melonenartige Aepfelnchen befestigt waren, welche bei Bewegungen des Priesters durch das Aneinanderschlagen einen Schall verursachten. Auf der breiten Fläche solch kostbarer Gürtel wurden oft Thierfiguren, Pflanzenornamente, Verse, Inschriften, Bilder des göttlichen Erlösers und seiner heiligsten Mutter eingewirkt; diese Gürtel konnten natürlich nicht festgeknüpft werden, es befand sich vielmehr an der inneren Fläche noch ein zweites Band, mittelst dessen der Gürtel selbst befestigt und die Schürzung der Albe vorgenommen wurde. Bock hat deren ausführlich einige beschrieben. Ob auch jene kostbaren Gürtel, welche mittelst goldener oder silberner Schließen befestigt wurden, wie sie sich unter den kaiserlichen Reichskleinodien befinden, beim liturgischen Dienste Verwendung fanden, dürfte sehr fraglich sein. Gewiß wurden diese reichen Cingula vorzüglich nur von Prälaten und bei festlichen Gelegenheiten getragen;²⁾ für gewöhnlich waren einfache im Gebrauch, wie wir aus den Worten Ivos von Chartres schließen: *Poderis et zona veteribus et novis sacerdotibus fiunt indumenta communia, quamvis zona nostrorum sacerdotum non sit quattuor intexta coloribus aut propter penuriam materialiarum aut propter absentiam artificum.*³⁾ Den angegebenen Grund wird man wohl nicht ernst zu nehmen brauchen. Selbst die gewöhnlichen Priestercingula wurden, wenn auch hinsichtlich des Materials einfach, doch von der Kunst nicht ganz und gar vernachlässigt. Ueberhaupt fand der Gürtel in jenen Zeiten „als integrierender Theil des Messornates eine größere Beachtung und mehr künstlerische Ausbildung“. Es erwähnen auch einige Schatzverzeichnisse aus dem Mittelalter seidene oder mit Gold geschmückte Gürtel; so zählt ein altes Inventar der Kirche St. Georg in Köln aus dem 11. Jahrhundert zwei Cingula auf, von denen eins aus Reinwand, das andere aus Seide war (*duo cingula, unum de*

¹⁾ De offic. div. c. 38. Migne CI 1239. — ²⁾ Aus der Kirche wanderten die kostbaren Gürtel in das profane Leben. Welcher Prunk in dieser Hinsicht getrieben sein muß, sehen wir daraus, daß das vierte Concil vom Lateran sich veranlaßt sah, zu verordnen, daß die Geistlichen keine mit Gold oder Silber verzierten Gürtel tragen sollten (Harduin, Coll. conc. VII 34. Diese Verordnung scheint mancherorts bald in Vergessenheit gerathen oder gar nicht befolgt worden zu sein, denn eine Synode von Trier (1227) bestimmte, daß die Priester das Cingulum vom Superpellicium bedeckt tragen sollten, offenbar um dem Luxus ein für allemal zu steuern; (*ut cingulum habeant contextum, superpellicio*, Hartzheim, Concil. Germ. III 531.) Ob diese Verordnung Erfolg hatte, wissen wir nicht, wohl aber finden wir ähnliche Bestimmungen von anderen Synoden später noch häufig wiederholt. — ³⁾ De significatione indumentorum sacerdotalium, Migne P. L. CLXII. 521.

pallio, aliud de serico);¹⁾ das von Salisbury vom Jahre 1222 „neun seidene Gürtel und zwölf andere“; eins von Clermont „zwei Gürtel von Gold und zwei tägliche.“ Auf einer Miniatur eines Manuscriptes aus dem 11. Jahrhundert ist das Ende des Cingulums, das sich unten erweitert, ähnlich wie später die Stola, mit einem Kreuze geschmückt.²⁾ Noch im 15. Jahrhunderte gab es Cingula von 5–6 cm Breite, auf welchen nicht selten die Leidenswerke des Herrn eingewirkt waren. Welch hohen Wert man auf ein würdiges Cingulum legte, dürfte auch daraus nicht undeutlich hervorgehen, daß auf mittelalterlichen bildlichen Darstellungen von Priestern und Bischöfen der Maler mit Fleiß die Enden des Cingulums, die häufig mit goldenen Quasten versehen waren, am untern Theile der Casel hervortreten ließ. Man trug auch gerne Gürtel, welche die Länge verehrter Gegenstände hatten. So bewahrt man zu Münster (Westfalen) ein Cingulum von 1.68 m mit der Inschrift: ‚Longitudo sanctissimi Domini nostri Jesu Christi‘. Gewöhnlich aber waren die Cingula flache, schmale Bänder, bis im 16. Jahrhunderte die Sitte allgemein wurde, gedrehte strickförmige Gürtel zu gebrauchen. In neuerer Zeit wird auch auf das Cingulum wieder mehr Sorgfalt verwendet.³⁾

4. Von alten Gürteln, welche sich erhalten haben, erwähnen wir zunächst einen zu Arles aufbewahrten, den der hl. Cäsarius getragen haben soll († 542). Die in schwarzem Leder gefertigte Reliquie ist ohne die schön gearbeitete Schließe 5 cm breit und 64 cm lang und mit einer Stepperei in weißer Seide geziert, welche ein langgezogenes Monogramm Christi, eingefasst von den Buchstaben A und Ω darstellt. Im Benedictinerkloster St. Peter zu Salzburg bewahrt man zwei Cingula, von denen das eine dem heiligen Rupert († 718), das andere seinem Schüler, dem heiligen Vitalis, Bischof von Salzburg († 731) zugeschrieben wird. Daß diese Gürtel im kirchlichen Dienste Verwendung fanden, läßt sich nicht mehr nachweisen.⁴⁾ Ein liturgisches Cingulum hat sich aber erhalten vom heiligen Thomas von Canterbury, ein Geflecht von Gold und carmesinrother Seide, 3.36 m lang, jetzt aufbewahrt in Sens; ebendasselbst zeigt man auch ein reich verziertes Cingulum, das im Sarge des hl. Edmund († 1240) gefunden wurde.⁵⁾ Außerdem hat man auch alte, kostbare Cingula in der päpstlichen Schatzkammer, im Museum zu Berlin, in den Sacristeien der Marienkirche zu Danzig und des Domes von Bamberg und Halberstadt.

¹⁾ Dieses Schatzverzeichnis theilt Bock mit. Das hl. Köln, (Leipzig 1858), n. 142. — ²⁾ Fleury, I pl. 10. — ³⁾ Vergl. Bock, Geschichte der I. Gew. II, 50–62. Fleury VII, 27. ss. — ⁴⁾ Abbildung dieser drei Gürtel bei Fleury VII, pl. 522, 523. — ⁵⁾ Fleury pl. 523, woselbst auch eine Miniatur aus einem dem 14. Jahrhundert angehörenden Manuscript, auf dem die Art der Anlegung des Cingulums höchst anschaulich dargestellt ist.

5. Während im alten Bunde der Gürtel als Zeichen der Freundschaft,¹⁾ der Gerechtigkeit,²⁾ der Macht³⁾ galt, ist das Cingulum den mittelalterlichen Theologen im allegorischen Sinne eine Erinnerung an die Stricke, womit die Schergen Christum im Delgarten banden, um ihn wie ein Lamm zur Schlachtbank zu führen,⁴⁾ oder der Geißeln, womit der Schuldlose wegen unserer Schulden an der Geißelsäule grausam zerrissen wurde (Durandus). Auf den Gottmenschen im allgemeinen gedeutet, sinnbildet es nach dem heiligen Bonaventura⁵⁾ „virginitatem Christi et suae castissimae mentis“, nach Innocenz III.⁶⁾ aber Christi vollkommene Liebe, von welcher der Apostel sagt, daß sie das Wissen überrage, glühend im Herzen, leuchtend im Werke.

Im moralisch = ascetischen Sinne wird nach Hrabanus Maurus, sowie nach Honorius von Autun durch das Cingulum bezeichnet „custodia mentis vel conscientia, qua luxuria restringitur“, nach Amalar die Tapferkeit, nach Innocenz aber die Keuschheit. „Um die Lenden soll die Albe mittelst des Gürtels festgemacht werden, damit die Keuschheit des Priesters durch keine Reize der Begierlichkeit gelöst werde.“ Letztere Bedeutung legt auch die Kirche dem Cingulum bei, wie aus dem Gebete hervorgeht, das der Priester beim Umgürten sprechen muß: „Umgürte mich, o Herr, mit dem Gürtel der Keuschheit und lösche aus in meinen Lenden den Reiz der bösen Lust, auf daß in mir bleibe die Tugend der Enthaltbarkeit und Keuschheit.“

6. Am besten wird gemäß einer Verordnung der S. R. C. das Cingulum aus Leinwand hergestellt; doch sind seidene und golddurchwirkte, selbst wollene Cingula nicht verboten. Auf die Anfrage: „An sacerdotes in sacrificio Missae uti possint cingulo serico?“⁷⁾ erfolgte nämlich die Antwort: „Congruentius uti cingulo lineo.“⁸⁾ Auch wollene sind gestattet: „Nihil obstare, quominus cingula lanea adhibere possint.“⁹⁾ Die Farbe des Cingulums ist gewöhnlich die weiße, jedoch darf es auch von der Tagesfarbe sein.⁹⁾ Also kann man z. B. beim Requiem sich eines schwarzen Cingulums bedienen. Aus praktischen Gründen dürfte es sich aber empfehlen, immer weiße Cingula zu gebrauchen. Ueber die Form oder die Ausstattung des Cingulums ist bis jetzt noch keine Vorschrift erlassen, ebensowenig über die Anlegung.¹⁰⁾ Endlich bedarf auch das Cingulum der Benediction, denn im Pontificale Romanum wird es ausdrücklich bei der „specialis benedictio cuiuslibet indumenti“ genannt.

7. Unter den liturgischen Kleidern zählen die mittelalterlichen Liturgiker auch ein Subcingulum oder Subcinctorium auf. Unserer Ansicht nach bezeichnet dieses Wort keineswegs die beiden

¹⁾ 1. Sam. 18, 4. — ²⁾ Ps. 11, 5. — ³⁾ Ps. 44, 4. — ⁴⁾ Vergleiche Bona, Tract. de Miss. c. 5. § 2. — ⁵⁾ Explic. Missae c. 1. — ⁶⁾ De sacrif. Miss. l. I. c. 37. — ⁷⁾ 22. Jan. 1701. — ⁸⁾ 22. Dec. 1862. — ⁹⁾ 8. Juli 1709. — ¹⁰⁾ Vergl. Schmid, Cæremoniale, (Stempfen 1897), 58, 207. —

Enden des Cingulum wie man angenommen hat. Es war vielmehr ein dem Manipel ähnliches Tuch, welches der Bischof an der linken Seite am Cingulum befestigt trug, wie aus dem 14. römischen Ordo (n. 48) ersichtlich: ‚subcinctorium habet similitudinem manipuli et dependere debet a cingulo in sinistra parte‘. Dafs daselbe nicht von den beiden Enden des Cingulums gebildet wurde, dürfte auch schon daraus zur Genüge hervorgehen, dafs mehrere Liturgiker bei der Erklärung der liturgischen Gewänder in eigenen Abschnitten (Capiteln) von demselben handeln, z. B. Hugo von St. Victor,¹⁾ Honorius von Autun,²⁾ Durandus von Meude, während Amalar und Hrabanus Maurus und Pseudo-Alcuin daselbe gar nicht zu kennen scheinen. Von Durandus erfahren wir, dafs es nur dem Bischof zukam; er bemerkt, dafs es am Cingulum getragen wurde: ‚A sinistro latere pontificis ex cingulo duplex dependet subcinctorium‘.³⁾ Er fügt noch hinzu, dafs bei dem Hohenpriester des alten Bundes dieses Kleidungsstück nicht vorhanden war, auch ein Beweis, dafs es nicht aus den beiden Enden des Cingulums gebildet wurde. Honorius von Autun nennt es auch περιζωμν, womit man einen Gurt (Schamischurz) bezeichnete: ‚Subcingulum, quod perizoma vel subcinctorium dicitur, circa pudenda duplex suspenditur‘.⁴⁾ Hiermit können wir allerdings schlecht die Erklärung vereinen, die Beletth von dem Subcingulum geben zu müssen glaubt, der sonst bei der Beschreibung der liturgischen Gewänder sehr kurz ist. Er schreibt nämlich: ‚Vocatur autem subcingulum quiddam in stola, quod ligatur cum stola‘.⁵⁾ Jetzt trägt nur mehr der Papst das Subcingulum. Gegenwärtig ist das päpstliche Subcingulum ein Gürtel, welcher über der Albe getragen wird, mit einem manipelartigen Ornamente auf der linken Seite. In der morgenländischen Kirche tragen noch die Bischöfe und Erzpriester an der rechten Seite am Gürtel ein viereckiges taschenförmiges Zierstück, welches der Messbursa gleicht; das der Bischöfe ist rautenförmig, das der Erzpriester quadratförmig. Eine diesem Zierstücke ähnliche Gestalt muß auch das Subcingulum im Anfange des 13. Jahrhunderts gehabt haben. Der aus dieser Zeit stammende 12. römische Ordo, verfaßt von Cencio, nachherigem Papste Honorius III., enthält bei der Beschreibung des Aufzuges des neuerwählten Papstes auch folgende Vorschrift: ‚Cingitur pontifex zona rubra de serico, in qua dependet bursa purpurea, in qua sunt duodecim sigilla pretiosorum lapidum, et muscus‘ (Moschus), n. 79. Migne P. L. LXXVIII 1098. Mit dieser Bursa ist ohne Zweifel das Subcingulum gemeint. Möglicherweise hatte es damals noch einen praktischen Zweck, nämlich als Tasche zu dienen. So verstehen wir auch leicht die Deutung Honorius von Autun, das Subcinctorium sei ein

¹⁾ De offic. ecclesiast., I. I. c. 49. — ²⁾ Gemma animae, I. I. c. 206. — ³⁾ ed. cit. fol. 32. — ⁴⁾ I. c. Migne P. L. CLXXII. 606. — ⁵⁾ Rationale div. offic. 32, Migne P. L. CCII 45.

Zeichen des Eifers im Almofengeben, eine Deutung, welche der genannte Ordo wiederholt. Vgl. die Ausführung von Macalister, *Ecclesiastical Vestments* (London 1896) p. 105 ff. Es bedeutet ihnen das geiftliche Schwert, womit der Priester die Teufel überwinden foll.) Vgl. Hefele, *Beiträge* II 180. Abbildungen des Subcingulum der Griechen, welches bei diefen ἐπιγονάτιον oder ὑπογονάτιον (ein Ornament, welches in der Nähe des Knies hängt) ebend. Taf. II Fig. 12, 13. Anders deuten die abendländifchen Bisturgifer das Subcingulum. Durandus erklärt nämlich mit Rückficht darauf, daß das Cingulum die Keufchheit bedeute, an der angegebenen Stelle: ‚duplex est subcinctorium: ut duplex castitas denotetur, videlicet mentis, quae per cingulum, et corporis, quae per subcingulum significatur; a parte sinistra dependet, quia potior est castitas mentis, quam corporis‘. Ganz anders wieder Honorius von Autun: ‚Per subcingulum eleemosynarum studium accipitur, quo confusio peccatorum contegitur. Hoc duplicatur, quia primum animae suae misereri peccata devitando, deinde proximo necessaria impendendo cuilibet imperatur. Gemma animae l. c. Ebenfo Hugo von St. Victor. *De offic. eccles.* l. I c. 49. Migne CLXXVII 404.

Bemerkungen zu einer „Nachlese“, betreffend die Frage, wie oft Ordensfrauen communicieren sollen.

Von P. Max Huber S. J., Spiritual im Noviziate S. J. zu St. Andrä in Kärnten.

8. Soll man die Zahl der Communionen beſchränken, um die Ehrfurcht vor dem allerheiligſten Sacramente in den Seelen zu bewahren? Der heilige Thomas behandelt in der *Summa theol.* parte 3. q. 80 a. 10. die Frage, ob es erlaubt ſei, das allerheiligſte Sacrament täglich zu empfangen und führt unter den Einwürfen gegen den täglichen Empfang auch den an, daß dieſem Sacramente die größte Ehrfurcht gebühre, die Ehrfurcht aber mit ſich bringe, daß man ſich des Empfanges deſſelben bisweilen enthalte, woraus folge, es ſei nicht lobenswert, täglich zu communicieren.

Die Frage, ob es erlaubt ſei, täglich zu communicieren, iſt allerdings ſehr verſchieden von der Frage, ob es erlaubt ſei, über die in der Ordensregel fixierte Zahl der Communionen hinauszugehen, aber der Einwurf, den der heilige Thomas widerlegt, iſt der gleiche: die Ehrfurcht vor dem allerheiligſten Sacramente verbiete häufige Communioneu. Darum wollen wir dieſen Einwurf an der Hand des heiligen Thomas prüfen und ſehen, was aus der Lehre des Doctor Angelicus für unſere Frage ſich ergebe. Die Antwort des heiligen Thomas auf die Frage, ob es lobenswert ſei, täglich zu communicieren, iſt kurzgefaßt folgende. Bei der heiligen Communion

kömmt zweierlei in Betracht, erstens die geistige Heilskraft derselben, und im Hinblick auf diese ist es nützlich, täglich zu communicieren, damit man täglich die heilsamen Wirkungen des Sacramentes an sich erfahre; zweitens aber kommt auch in Betracht die Person des Empfängers, von welchem verlangt wird, daß er mit großer Andacht und Ehrfurcht zum Tische des Herrn hinzutrete. Wer nun täglich die erforderliche Verfassung hiezu besitzt, der handelt lobenswert, wenn er täglich communiciert. So der heilige Thomas. Er erklärt es also bedingungsweise für lobenswert, täglich zu communicieren, und findet es keineswegs für absolut unvereinbar mit der schuldigen Ehrfurcht vor dem allerheiligsten Sacramente, täglich zu communicieren.

Was nun speciell das Bedenken betrifft, die tägliche Communion streite gegen die schuldige Ehrfurcht vor dem Sacramente, sagt der heilige Lehrer, diese Ehrfurcht sei verbunden mit der Liebe, welche die frommen Christen drängt, sich so oft als möglich mit ihrem Heilande im Sacramente zu vereinigen, und da beide Gefühle berechtigt sind und berücksichtigt werden müssen, solle man zwar im allgemeinen täglich communicieren, aber doch hie und da („*aliquando*“) sich enthalten. Diesem „*Aliquando*“ ist nach unserer Ansicht genügend Rechnung getragen, wenn man sich etwa ein oder das anderemal im Monat der heiligen Communion enthält, ohne daß es jede Woche sein müßte, sonst hätte ja das „*Quotidie*“ keinen rechten Sinn mehr, denn dieses bedeutet doch wohl jeden Tag irgend einer Woche; wo man in jeder Woche wenigstens einen Tag ausliesze, gäbe es kein eigentliches *Quotidie* mehr. — Somit ist nach dem heiligen Thomas die Ehrfurcht nicht so stark zu betonen, daß man um ihretwillen tägliche Communion ganz auszuschließen hätte, nur soll auch die Enthaltung nicht ganz ausgeschlossen sein.

Hieraus folgt nun für unsere Frage, daß die Rücksicht für die schuldige Ehrfurcht vor dem allerheiligsten Sacrament nicht so weit zu gehen braucht, wie es wohl von gegnerischer Seite verlangt wird, und daß das Ueberschreiten der Regelzahl für die Ehrfurcht vor dem heiligsten Sacramente lange nicht so gefährlich ist, wie es von dieser Seite angenommen zu werden scheint, namentlich auch aus dem Grunde nicht so gefährlich, weil bei den Personen, denen die öftere Communion gestattet werden kann, Eifer in der Vorbereitung vorhanden ist, und weil bei ihnen der öftere Empfang des heiligsten Sacramentes thatsächlich mit geistlichem Fortschritte verbunden ist, welch letzteres nicht der Fall wäre, wenn sie ohne genügende Ehrfurcht communicieren würden.

Die milde Auffassung des heiligen Thomas findet darin eine Stütze, daß, wie er dem oben Angeführten beifügt, die Liebe und Hoffnung, zu denen uns die heilige Schrift immer aufmuntert, der Furcht vorzuziehen sind; daß man also mehr das thun soll, was Hoffnung und Liebe eingeben, als das, was die Furcht; Hoffnung und Liebe laden aber zu öfterer Communion ein.

Hiermit hängt zusammen, daß auch die Beichtväter sich in der Gewährung von Communioneu mehr von dem Beweggrunde leiten lassen sollen, daß die Seelen reichlichere Gnaden empfangen und mit Christus inniger durch die Liebe vereinigt werden, als von dem Beweggrunde, daß durch Enthaltung von der Communion die Ehrfurcht geübt und sicher gestellt werde; und im Zweifel, ob im gegebenen Falle bei Erlaubnis der Communion genügend für die Ehrfurcht gesorgt sei, sollen sie mehr den geistlichen Gewinn im Auge haben, also zur Ertheilung der Erlaubnis hinneigen.

Der heilige Lehrer bekräftigt zum Schlusse seine Ansicht durch den Hinweis auf die Antwort, die der Herr Jesus dem Petrus gab, als dieser aus heiliger Ehrfurcht vor Christus ausgerufen: „Ziehe Dich von mir zurück, o Herr, weil ich ein Sünder bin!“ Der Herr antwortete ihm nämlich: „Fürchte nicht!“ Seien wir also nicht gar zu besorgt um die Ehrfurcht vor dem heiligsten Sacramente bei den öfter Communizierenden.

9. Soll man Ordensfrauen überzählige Communioneu verweigern, um Neid und Eifersucht zu verhüten? Was die Besorgnis von Neid und Eifersüchteleien betrifft, so ist vor allem zu unterscheiden zwischen Regung (*motus primus*) von Neid und zwischen Neid als freiwilligem, vielleicht sogar gewohnheitsmäßigem, habituellem Mißfallen am Glücke Anderer, und ebenso zwischen Regung von Eifersucht und Eifersüchteleien als freiwilligen, etwa auch wiederholten Aeußerungen von Eifersucht. Daß nun ungeordnete Regungen des Neides und der Eifersucht entstehen können, namentlich wenn Ordensfrauen sehen, daß eine Mitschwester, die es nicht zu verdienen scheint, öfter communicieren darf, als sie, ist leicht möglich, diese „bloße Möglichkeit zu beanstanden“ ist uns nie in den Sinn gekommen. Daß man aber zur Verhütung von solchen Regungen einer besonders würdigen Ordensfrau die öftere Communion zu verweigern habe, das glauben wir allerdings in Abrede stellen zu können und zu sollen. Wo käme man denn hin, wenn man bei seinen Maßnahmen alle ungeordneten Regungen, die sie bei einer oder der anderen Person hervorrufen könnten, berücksichtigen müßte oder wollte? Daß es aber zu der Sünde des Neides und der Eifersucht bei Ordensfrauen in der Regel nicht kommen werde, falls der Beichtvater nur den anerkannt Würdigen eine öftere Communion gestattet, das darf man doch wohl noch annehmen. Ist denn eine besondere Würdigkeit, das heißt hervorragende Tugendhaftigkeit, eine so ganz und gar geheime Sache, die von Ordensfrauen, welche im beständigen Verkehre mit einander stehen, nicht entdeckt werden könnte? Im Gegentheile kennt man sich in den Klöstern gewöhnlich sehr genau. Oder sind etwa Ordensfrauen so sehr zu Neid und Eifersucht geneigt, daß sie jenen Mitschwestern, welche sie wegen ihrer besonderen Tugendhaftigkeit in Ehren halten, eine öftere Communion nicht gönnen würden? Darum wird es auch in der eingangs erwähnten Gegen-

schrift ausdrücklich zugegeben, daß Neid und Eifersüchteleien nicht zu befürchten seien, wenn solchen Ordensfrauen, „welche anerkanntermaßen Muster in allen klösterlichen Tugenden, also auch in wahrer Herzensdemuth sind, überzählige Communionen gestattet werden, denn solche stehen zu hoch in der Achtung ihrer Mitschwestern, als daß sie von ihnen beneidet würden.“

Wohlan denn, so sage man nicht in allgemeinen Ausdrücken und ohne Einschränkung: „Das Gewähren von überzähligen Communionen erregt Neid und Eifersucht“, sondern beschränke diese Behauptung auf die Minderwürdigen, welche nichts vor ihren Mitschwestern voraus haben. Damit sind wir dann aber extra quaestio-nem: das hat Niemand behauptet, daß überzählige Communionen den Minderwürdigen gewährt werden sollten, oder daß eine solche Gewährung nicht Anlaß geben könne zu Regungen des Neides und der Eifersucht.

Wer aber einfachhin behaupten will, man solle wegen der Gefahr des Neides und der Eifersucht Ordensfrauen keine öfteren Communionen gestatten, der möge uns doch klar und deutlich sagen, wie er sich zu dem päpstlichen Decrete stellt, durch welches den Beichtvätern die Vollmacht ertheilt wird, Ordensfrauen wegen besonderer Würdigkeit öftere Communionen zu erlauben. Ueberall ist Gefahr, daß wenigstens in einer oder der anderen Schwester eine Regung des Neides oder der Eifersucht entstehe. Wenn dieses schon genügen sollte, um das Gestatten von überzähligen Communionen überhaupt zu beanstanden, so müßte die vom Papste ertheilte Vollmacht höflich abgelehnt werden und wäre es ganz überflüssig gewesen, daß er eine solche ertheilte.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß es, wie wir in unserem früheren Artikel bemerkten, äußere Ursachen gibt, welche den Anspruch auf Gewährung öfterer Communion begründen können, z. B. wenn eine Krankenschwester viele Monate außerhalb des Klosters etwa in einem herrschaftlichen Hause mitten unter Weltleuten oder in Feld-lazarethen unter Soldaten weilen muß. Wird es da wohl bei den daheimgebliebenen Schwestern Neid und Eifersucht erregen, wenn sie hören, daß ihre exponierte Schwester öfter communicieren darf, als sie? Qui bene distinguit, bene docet.

Aber „schon dies, daß Regungen des Neides oder der Eifersucht wachgerufen werden können, ist zu bedauern!“ Gewiß, denn es weist hin auf die menschliche Verderbtheit, die sich in die besten und heiligsten Dinge vergiftend einmischet; auch deshalb, weil solche Regungen Kampf bereiten, nicht immer unterdrückt werden, manchmal auch nach außen hervortreten und den Frieden stören. Jedoch ist nicht zu übersehen, daß diesen Regungen bei gewissenhafter und umsichtiger Ausführung des päpstlichen Decretes kein berechtigtes Motiv mehr zugrunde liegen kann, weshalb sie von rechtsschaffenen Personen leicht verachtet und zurückgewiesen werden;

denn es handelt sich ja nicht, wie vielleicht jemand annehmen könnte, darum, daß aus einer Reihe von gleichdisponierten Schwestern nach Belieben und Laune des Beichtvaters die eine oder andere herausgenommen wird und das Privileg öfterer Communionen erhält, sondern darum, daß einige ganz besonders tugendhafte, im Alter meist schon vorgeschrittene, in der Communität durch Vollkommenheit hervorleuchtende Schwestern eine solche Erlaubnis erhalten. Diesen gegenüber sagen die andern Schwestern ehrlich und aufrichtig: sie verdienen es! Dächte Eine anders, so wäre sie nicht zu berücksichtigen. Auch unsere verehrten Gegner geben dies zu, wie oben nachgewiesen wurde. Somit ist der ganze Einwand eigentlich gegenstandslos, und eine Trübung der Einnüthigkeit ist wegen öfterer Communion kaum zu fürchten.

Man wendet noch ein, daß Ordensfrauen immerhin Frauen sind und bleiben, darum nicht frei sind von Reizbarkeit und Empfindlichkeit. Nun ja, das wird jedermann zugeben; auch das wollen wir nicht in Zweifel ziehen, daß möglicherweise der Umstand des engsten Zusammenlebens und Verkehrs ihre natürliche Empfindlichkeit noch steigert. Aber fürs erste kann nicht geleugnet werden, daß diese Mißlichkeiten sich in allen Frauenklöstern finden können, fürs zweite, daß, wenn sie genügten, um die öftere Communion als unstatthaft zu erweisen, die päpstliche Bevollmächtigung der Beichtväter zur Gestattung öfterer Communionen zwecklos, ja schädlich und pastorell unklug und unausführbar würde. Wer wird aber wagen, so etwas zu behaupten? Nun denn, so gebe man zu, daß die Befürchtung der üblen Folgen weiblicher Eitelkeit und Empfindlichkeit übertrieben ist.

Endlich wendet man ein, daß die Schwestern eines und desselben Klosters sich „benachtheiligt sehen“, wenn einer oder einigen aus ihrer Mitte eine öftere Communion gestattet wird. Wir erwidern: Die „Benachtheiligten“ sind entweder die jüngeren oder die minder vollkommenen. Wie sollten sich nun Schwestern, welche vielleicht erst das Noviziat verlassen haben oder sich wenigstens ihrer Unvollkommenheiten bewußt sind, benachtheiligt erachten, wenn den älteren, ergrauten oder wenigstens im geistlichen Leben weiter fortgeschrittenen um dieses letzteren Umstandes willen mehr Communionen gestattet werden, als ihnen? Man kann ja doch nicht in Abrede stellen, daß sich bei Ordensleuten qualitative Ungleichheiten finden, die von selbst auf Ungleichheit der Rechte hinweisen! Oder sollten die Ordenspersonen selbst so sehr von Eigenliebe eingenommen sein, daß sie diese Ungleichheit der Rechte nicht wollten gelten lassen?

Daneben sei bemerkt, daß gegnerischerseits bei Besprechung des vorliegenden Fragepunktes beinahe immer nur von einer bevorzugten Ordensschwester die Rede ist, fast wie von einem weißen Raben oder von der Königin im Bienenstocke. Und doch werden sich

in größeren Communitäten immer mehrere finden, denen die Erlaubnis öfterer Communion gegeben werden kann, in kleineren vielleicht eine im Alter fortgeschrittene Oberin oder ein paar ältere Ordensschwestern. Soll das die jüngeren Schwestern wirklich so sehr zu Neid und Eifersucht reizen?

10. Kommt das Vertrauen der Beichtkinder zu ihrem geistlichen Vater in Gefahr, wenn er den würdigeren Schwestern überzählige Communionen gestattet, den übrigen sie verweigert? Fürchten, daß der Beichtvater möglicherweise das Vertrauen derer verliere, welchen er eine abschlägige Antwort ertheilt, scheint uns das vernünftige Maß von Vorsicht zu überschreiten; und den Würdigen aus dieser Besorgnis keine überzählige Communion gestatten, kommt uns vor wie Stolpern aus lauter Vorsicht im Gehen. Es hat alles seine Grenzen! Daß alle oder die meisten, welchen eine gut motivierte und mit Liebe vorgebrachte abschlägige Antwort ertheilt wird, das Vertrauen zu dem Beichtvater aufgeben sollten, ist sicher nicht anzunehmen; daß die eine oder andere eingebilddete oder einbilderische und empfindliche Person in ihrem Vertrauen nachlasse, mag wohl sein, ist aber nicht zu berücksichtigen; denn das hat sie sich selbst und ihrer Fehlerhaftigkeit zuzuschreiben, und andererseits muß jedem Beichtvater das Recht gewahrt bleiben, seinen Beichtkindern die Zahl der Communionen nach ihrer Würdigkeit zu bestimmen. Es wäre auch kaum zu rechtfertigen, wenn man aus Rücksicht für eine eingebilddete, eigenliebige Person von der päpstlichen Vollmacht keinen Gebrauch machen und eine oder mehrere, der öfteren Communion würdige Personen ihrer Gnaden des Sacramentes berauben wollte. Wir sagen: „eine oder mehrere“, denn für gewöhnlich wird die Gewährung öfterer Communion nicht auf Eine Person beschränkt sein, sondern sich auf mehrere erstrecken, und so fällt denn auch sehr häufig das Bedenken weg, daß „die bevorzugte Schwester, wenn sie in der Demuth nicht tief begründet ist, möglicherweise sich Unwandlungen von Eitelkeit ausgesetzt sieht, kurz, daß die Vollkommenheit gefährdet wird.“ Ein kluger und geschickter Beichtvater wird es so einzurichten wissen, daß der Empfang der öfteren Communion möglichst unauffällig stattfindet. Uebrigens muß ja gerade als Vorbedingung für die Gestattung öfterer Communion, besonders wenn es sich um eine einzelne Person handeln würde, vor allem eine tief begründete Demuth gefordert werden, und wo diese Bedingung erfüllt ist, da sind Unwandlungen von Eitelkeit nicht zu besorgen.

11. Innocenz XI. und Leo XIII. scheinen den Bedenken gegen eine überzählige Communion kein Gewicht beizulegen. Daraus, daß weder Leo XIII. in dem Decrete „*Quemadmodum omnium*“, noch Innocenz XI. in seinem Erlasse „über die tägliche Communion“ davon Erwähnung thun, daß der Beichtvater, welcher eine öftere Communion gestatten will, außer der

inneren Würdigkeit und dem geistlichen Nutzen auch Rücksicht darauf nehmen solle, daß durch eine solche Gestattung nicht Neid und Eifersucht erregt, Friede und Eintracht gefährdet oder das Vertrauen in den Beichtvater geschwächt werde, haben wir geschlossen, diese Päpste hätten die eben erwähnten Bedenken nicht als hinlänglich begründet oder schwerwiegend angesehen. Diesem Schlusse stellte man die Behauptung entgegen: was der Papst als selbstverständlich voraussetzen muß, erwähnt er nicht. Ist diese Antwort zutreffend? Vermag sie unsere Argumentation zu entkräften? Schwerlich.

Wenn Papst Leo XIII. die genannten Bedenken als selbstverständlich und zugleich als etwas so Gefährliches und Schädliches anerkannt hätte, wie es unsere verehrten Gegner hinstellen, so hätte er unmöglich sagen können: „*Et quoties ob fervorem et spirituales alicuius profectum Confessarius expedire iudicaverit, ut frequentius accedat, id ei ab ipso Confessario permitti poterit*“, sondern er hätte im Gegentheile etwa sagen müssen: *Etsi confessarius ob fervorem et spirituales alicuius profectum expedire iudicaverit, ut frequentius accedat, tamen nonnisi perraro-hoc ei permittere poterit propter periculum invidiae, discordiarum, aemulationis etc.* Wir fragen unsere geschätzten Leser, ob zwischen diesen zwei Formulierungen nicht ein Unterschied ist, welcher die Möglichkeit ausschließt, die eine für die andere zu nehmen? Folglich konnte der Papst die erstere Formulierung nicht wählen, wenn er der Ansicht unserer Gegner war; und hat er sie dennoch gewählt und der bewußten Bedenken nicht Erwähnung gethan, so hat dies seinen Grund hauptsächlich darin, daß er die Ansicht unserer Gegner nicht theilt und ihre Bedenken nicht als eine selbstverständliche Bedingung zu der Gestattung öfterer Communionen betrachtet. Er konnte demnach letztere auch nicht wegen ihrer Selbstverständlichkeit mit Schweigen übergehen, und somit ist dieser Erklärungsversuch des Schweigens hinfällig.

Ein anderer Grund, weshalb der heilige Vater der Bedenken unserer Gegner hätte Erwähnung thun müssen, falls er ihrer Ansicht beipflichtete, ist der, daß er eine irrige Erklärung seines Erlasses verhindern mußte. Wie letzterer nun lautet, kann er offenbar auch in dem Sinne genommen werden, daß Eifer und Fortschritt in der Tugend den Beichtvater genügend bevollmächtigen, einer Ordensfrau überzählige Communionen zu gestatten, und daß er sich durch das Bedenken wegen Neid und Eifersucht davon nicht abhalten zu lassen brauche. Dies scheint uns sogar der *sensus obuius* der päpstlichen Worte zu sein, und nicht wenige Beichtväter werden den päpstlichen Erlass so auffassen. Das konnte dem scharfen Auge Leo XIII. sicherlich nicht entgehen. Wenn nun diese Auffassung irrig wäre, so hätte der Papst ihr dadurch vorbeugen müssen, daß er beifügte, der Beichtvater habe auch Rücksicht zu nehmen auf die Gefahr von Neid und Eifersucht. Daß er dies aber unterläßt, kann also seinen

Grund nur darin haben, weil Leo XIII. diese Bedenken nicht gelten lassen will, noch viel weniger sie als selbstverständlich betrachtete. Infolge dessen kann das Schweigen über dieselben keineswegs ihrer Selbstverständlichkeit zugeschrieben werden.

Um der Einwendung vorzubeugen, daß der Papst an derselben Stelle doch auch der selbstverständlichen Bedingung einer entsprechenden Seelenverfassung ausdrücklich erwähnt, sagt man, es habe dies seinen Grund darin, daß eingangs im Decrete die Launen und Willkür einzelner Laienobern in Gestattung und Verweigerung der Communion gerügt wurde. Darum werde nun hier den Beichtvätern ausdrücklich bedeutet, sie könnten wegen des Eifers und geistlichen Fortschrittes die öftere Communion gestatten. Diese Erklärung wird vielleicht manchen als ziemlich gezwungen erscheinen, und ein Beweis für deren Richtigkeit ist nicht erbracht worden. Darum dürfen wir uns an den Ausspruch halten: *Quod gratis asseritur, gratis negatur*. Es ist auch zu beachten, daß eingangs des Decretes die Rede ist von Bewilligung der Communionen einfachhin, hier in § 6 aber von der Bewilligung überzähliger Communionen. Damit die Beichtväter für diese letztere eine sichere, ihr Gewissen beruhigende Norm hätten und sich bei ihrem Vorgehen auf eine Erklärung des apostolischen Stuhles berufen könnten, darum mag Leo XIII. die Bedingung des Eifers und geistlichen Fortschrittes ausdrücklich erwähnt haben.

Um den Sinn des „*Quoties*“ noch besser ins Licht zu stellen, führen wir ein gleichartiges Beispiel an. Wenn es in einem Gesetze heißt: So oft als Einer dieses Verbrechen begeht, ist er mit dem Tode zu bestrafen — ist einschlufsweise gesagt, daß die Nebenumstände des Verbrechens nicht insstande sein können, die Strafe zu inhibieren, besonders wenn dieselben außerhalb der That selbst liegen. Mit anderen Worten der Sinn dieser Ausdrucksweise ist: es genügt der bloße Thatbestand des Verbrechens, um die Strafe eintreten zu lassen. So nun auch in unserem Falle: es genügt Eifer und Fortschritt in der Tugend, um eine überzählige Communion gestatten zu können, und es ist nicht erst lange zu untersuchen, ob keine anderweitigen Bedenken entgegenstehen. Damit stimmt Lehmkuhl überein, ja geht sogar noch weiter, indem er behauptet: „Man darf die häufige Communion denen nicht verweigern, welche in der erforderlichen Seelenverfassung sind.“ Lehmkuhl: *De apperitione. Nota 13*: „*Sicut deneganda non est frequentior Communio iis, qui rite dispositi sunt, ita concedenda non est iis, qui ab hac dispositione deficient.*“

12. Was für eine Gleichförmigkeit der Behandlung seitens des Beichtvaters wird bezüglich der Zahl der Communionen gefordert? Sehr richtig ist es, wenn man Gleichförmigkeit als eine wichtige Bedingung des Friedens und der Eintracht unter Ordensleuten ansieht und wenn man dieselbe in Kleidung, Nahrung, Wohnung und anderen Dingen möglichst aufrecht zu erhalten sucht; jedoch hat alles seine Grenzen, muß alles

vernünftig beurtheilt, geübt und gehandhabt werden. Darum gibt man trotz der Sorge für Gleichförmigkeit nicht allen Mitgliedern eines Ordenshauses gleich lange und weite Kleider, sondern bemißt sie nach deren Körpergröße, und die hieraus entspringende Ungleichheit hält man keineswegs für eine Gefahr der Eintracht. Ähnlich verhält es sich mit Speise und Trank; man gibt den Schwächlichen und Kranken oder denen, welche besonders viele anstrengende Arbeiten zu verrichten haben, manches, was von dem gewöhnlichen Gebrauch abweicht und den übrigen nicht gereicht wird, und doch sieht man hierin keine tadelnswerte oder der Eintracht gefährliche Ausnahme und Besonderheit. Wenn es nun nicht als Gefahr für die Eintracht der Ordensleute angesehen wird, daß man auf die körperlichen Eigenthümlichkeiten der Einzelnen Rücksicht nimmt, sei es auch, daß dabei die Gleichförmigkeit nicht streng durchgeführt werden kann, so wird kein nüchtern Denkender in Abrede stellen wollen, daß etwas ähnliches auch rücksichtlich der geistlichen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Ordensleute statthaben kann und soll, und daß hier keine größere Gleichförmigkeit aufrecht erhalten werden muß, als betreffs der körperlichen Dinge, die an sich von viel geringerer Bedeutung sind. Und wenn dies einmal als billig und recht anerkannt ist, so muß man auch zugeben, daß darin entweder keine Gefahr für die Eintracht liegt, oder daß dieselbe nicht zu beachten ist; wenigstens werden sich Mittel finden lassen, um diese Gefahr zu beseitigen. Die von anderer Seite empfohlene Gleichmacherei bezüglich der Zahl der Communionen stimmt auch mit dem päpstlichen Decrete nicht überein. Mit den Worten: „So oft der Beichtvater es im Hinblick auf den Eifer und geistlichen Fortschritt einer Ordensperson für nützlich hält, daß sie häufiger zum Tisch des Herrn trete, kann es ihr von ihm erlaubt werden“ — mit diesen Worten entzieht der heilige Vater offenbar einer übertriebenen Gleichmacherei den Boden und verwirft sie indirect; denn wenn einige Mitglieder einer Ordensgemeinde öfter communicieren können, als es die Regel bestimmt und die übrigen thun, so haben wir eine Ungleichheit, und diese letztere wird in dem Decrete indirect als zulässig erklärt.

In einem weltbekannten katholischen Mannsorden bestehen bei den Priestern zwei Rangstufen, die geistlichen Coadjutoren und die Professoren, und die ersteren besitzen nicht die Rechte der letzteren, können nicht alle Ordensämter bekleiden u. s. w. Diese Ungleichheit hat der heilige Ordensstifter, dem noch niemand wunderbare Klugheit und Kenntniß des Ordenslebens abgesprochen, selbst eingeführt, und er basiert sie einerseits auf die Ungleichheit des Talentes und Wissens, andererseits auf die Ungleichheit der moralischen Qualification und des Maßes von Tugend und Frömmigkeit. Warum hat dieser Ordensstifter die Gefahr der Uneinigkeit nicht gefürchtet, welche eine so einschneidende, das ganze Leben dauernde Ungleichheit der Stellung und Rechte der Ordenspersonen mit sich bringen konnte? Was ist jener

Ungleichheit gegenüber die Ungleichheit, die in einer oder ein paar Communionen mehr per Woche besteht und die vielleicht nur kurze Zeit dauern wird? — Sollte man erwidern, im ersteren Falle handle es sich um Männer, im zweiten um Frauen, so fragen wir: ist ein so großer Abstand zwischen Männer- und Frauentugend, daß erstere sehr harten Proben standhält, während letztere bedeutend leichteren unterliegt? Wer möchte das behaupten und von Ordensfrauen so unvortheilhaft denken! — Der Ansicht, daß der Beichtvater, welcher die Zahl der Communionen für die Mitglieder einer Ordensgemeinde zu bestimmen hat, alle Schwestern, jüngere und ältere, möglichst gleich oft communicieren lasse, können wir nur mit dem Vorbehalte beistimmen, daß eine auf vernünftigen Gründen beruhende Ungleichheit nicht ausgeschlossen sei.

Wenn wir zwischen jüngeren und älteren Schwestern unterscheiden, so wollten wir damit allerdings nicht behaupten, daß die älteren immer die vollkommeneren seien, sondern wir thaten dies erstlich, weil doch in der Regel die älteren auch vollkommener sind, dann deshalb, weil es die jüngeren überhaupt unschwer ertragen, wenn die älteren wie in anderen Dingen, so auch hierin eine Art Bevorzugung haben. Daß dem Beichtvater der Umstand des Alters an erster Stelle maßgebend sein könne, wollten wir damit nicht sagen.

Wir haben uns auch dahin ausgesprochen, daß ebenfalls bei Weltleuten eine Verschiedenheit bezüglich der Zahl der Communionen stattfinden solle nach Maßgabe ihrer Würdigkeit und ihrer Lebensverhältnisse, und schlossen daraus, daß Ordensfrauen nicht weniger rücksichtsvoll zu behandeln seien. Auf die erstere Behauptung wurde uns erwidert, die Pastoralflugheit gebiete den Beichtvätern, auf die menschliche Schwäche und Empfindlichkeit Rücksicht zu nehmen und nicht leicht eine Person vor ihresgleichen zu bevorzugen. Das ist ganz richtig, falls man das Wörtchen „ihresgleichen“ im Sinne von nahezu allseitiger Gleichheit, innerer und äußerer, nimmt. Versteht man aber darunter bloß eine äußere Gleichheit des Standes, Alters, der Bildung und ähnlicher Umstände, wobei noch wichtige, aber vielleicht nicht oder nur wenig in die Augen springende Ungleichheiten bestehen, so möchten wir einer Gleichheit der Behandlung das Wort nicht reden. Wir können uns zum Beispiel nicht dafür erklären, daß man allen Ehefrauen, ob jung oder alt, ob kinderlos oder mit vielen und noch nicht erzogenen Kindern gesegnet, ob innig fromm und im geistlichen Leben gebildet oder bloß von alltäglicher Frömmigkeit, ob mit vielen häuslichen Sorgen und Arbeiten belastet oder frei über ihre Zeit und Beschäftigung verfügend u. s. w. die gleiche Zahl von Communionen bestimme. Darauf aber wird man immerhin bestehen müssen, daß die innere Disposition vor allem maßgebend sein soll, sonst käme man zur Gleichmäßigkeit der Schablone und des Soldatenregiments, und es ist noch nicht bewiesen, daß diese das Ideal der Seelenleitung und Pastoralflugheit sei.

13. Soll der Beichtvater von der Vollmacht überzählige Communionen zu gestatten einen sparsamen Gebrauch machen oder einen reichlichen, ja einen möglichst häufigen?

So beiläufig drückte man von anderer Seite die Frage aus; wir haben nur ein Mittelglied eingefügt, weil zwischen sparsam und möglichst häufig doch noch ein drittes denkbar ist. Um aber den Eindruck zu vermeiden, als sollte die Gestattung der Communion dem Belieben des Beichtvaters anheimgestellt sein, wollen wir der Frage eine etwas verschiedene Formulierung geben. Sparsamkeit und Freigebigkeit sind nämlich subjective Eigenschaften, Neigungen des Willens; der Beichtvater aber soll bei Gestattung von Communionen möglichst objectiv vorgehen, einerseits auf die moralische Beschaffenheit des Beichtfindes, andererseits auf die Regeln der Moral und Pastoral hinblickend. Wir wollen also die Frage so formulieren: Soll der Beichtvater die Forderungen der Moral- und Pastoral-Theologen, betreffend die Würdigkeit für überzählige Communionen, in strengem Sinne oder in mildem interpretieren und anwenden?

Bevor wir auf die Frage näher eingehen, sei bemerkt, daß wir hier unter dem Worte „überzählig“ nicht das verstehen, was über die Zahl der geschriebenen Regel hinausgeht, sondern das, was über die vom Gebrauche in der Gegenwart fixierte Zahl geht, denn wir haben selbst bei ganz neuen Regeln gesehen, daß der rechtskräftige Gebrauch die in denselben bestimmte Zahl nicht unbedeutend erhöht hat.

In der eben gestellten Frage nun entscheiden wir uns unbedenklich für die erstere Alternative, für vernünftige Strenge. Denn der Gebrauch der Gegenwart hat die Zahl der Communionen in den respectiven Orden oder Congregationen so fixiert, wie sie für Ordensfrauen von gewöhnlicher Tugend und Frömmigkeit paßt. Der Beichtvater hat also nur die Wahl zwischen diesen zweien, entweder bloß Ordensfrauen von außergewöhnlicher Tugend überzählige Communionen zu gestatten, oder sie allen zu gestatten, denn würde er sie nur einigen von gewöhnlicher Tugend gestatten, so lüde er mit Grund das Odium der Parteilichkeit auf sich. Sie allen gestatten, hieße aber die vom Gebrauche fixierte und geheiligte Zahl ohne Grund und Recht abändern. Also darf der Beichtvater überzählige Communionen nur Ordensfrauen von außergewöhnlicher Tugend gestatten, mit andern Worten: er muß in der Beurtheilung der Würdigkeit für überzählige Communionen vernünftige Strenge anwenden, und das wollte man wohl von anderer Seite als sparsamen Gebrauch der Vollmacht zu überzähligen Communionen bezeichnen. Somit scheint erfreulicherweise zwischen unserer Ansicht und der des verehrten Verfassers „der Nachlese“ kein Gegensatz zu bestehen.

Ein weiterer Grund für unsere Ansicht ist folgender. Es trägt zur Hebung des Eifers in einer Ordensgemeinde bei, wenn der Beichtvater die überzähligen Communionen, sit venia verbo, theuer verkauft. Leichtes Gewähren der Wünsche und Bitten um öftere Communionen zieht Erschlaffung und geistige Verweichlichung nach sich, und niemand wird erbaut sein, wenn er wenig abgetödtete Ordensfrauen sehr häufig communicieren sieht.

Steht nun aber die eben befürwortete Strenge nicht im Widerspruche mit unseren Ausführungen in dem früheren Artikel? Haben wir in demselben die Freiheit des Beichtvaters im Gestatten von überzähligen Communionen nicht so stark betont, daß man nicht zwischen den Zeilen zu lesen brauchte, um die Ueberzeugung zu gewinnen, wir möchten einen recht ausgiebigen Gebrauch von dieser Freiheit gemacht sehen? Wir glauben nicht. Fürs erste haben wir ja schon in jenem Artikel gesagt: „Uebrigens sind ja nur sehr demüthige Seelen der Erlaubnis einer öfteren Communion würdig.“ Dergleichen Seelen gibt es aber auch in Ordensgemeinden nicht sehr viele. Folglich schwebte uns auch die Gestattung von überzähligen Communionen nur als etwas ausnahmsweises vor. Dann liegt auch in der Zurückweisung der Bedenken, welche gegen die Gestattung von überzähligen Communionen vorgebracht wurden, und zwar in solcher Allgemeinheit, daß wir sie nicht mit einer aufrichtigen Anerkennung des päpstlichen Decretes als weiser Norm für Beichtväter vereinigen zu können glaubten, in der Zurückweisung dieser Bedenken, sagen wir, liegt nichts, was zu der Annahme berechtigte, wir möchten möglichst viele überzählige Communionen gestattet, einen möglichst häufigen Gebrauch von der päpstlichen Bevollmächtigung gemacht sehen.

Denn wenn wir auch bewiesen, daß Berufsarbeiten wenigstens ordinarie nicht mit Recht als absolutes Hindernis für öftere Communion angesehen werden können, und behaupteten, das Ordensleben solle so eingerichtet sein, daß letztere möglich bleibe, so ist damit nicht gesagt, überzählige Communionen sollten sehr häufig gestattet werden.

Ferner haben wir das Bedenken von Neid und Eifersucht nicht als Grund gelten lassen, weshalb man öftere Communionen nicht gestatten könne, und haben beigelegt, die Beichtväter sollen unbeirrt durch zweifelhafte Möglichkeiten die öftere, d. i. überzählige Communion ruhigen Herzens denen gestatten, die sich derselben würdig erwiesen, haben aber nicht verschwiegen, daß nur sehr demüthige Seelen, also wenige, deren würdig seien. Wir gaben somit deutlich genug zu erkennen, daß wir die überzählige Communion auf wenige eingeschränkt wissen wollten.

Wir haben drittens das Bedenken, daß der Beichtvater bei denen, welchen er aus Mangel an Würdigkeit die Bitte um überzählige Communionen abschlägt, das Vertrauen einbüße, nicht soviel gelten lassen, daß wir der Meinung wären, der Beichtvater solle

deshalb auch den Würdigen die öftere Communion nicht gestatten. Damit ist aber zugleich gesagt, daß wir die überzählige Communion auf die Würdigen beschränkt sehen möchten. Mit welchem Rechte behauptet man also, wir wünschten, daß möglichst viele überzählige Communionen gestattet würden?

Wiederum haben wir das Bedenken der Gefährdung von Frieden und Eintracht (selbstverständlich unter Voraussetzung von klugem Gebrauche der päpstlichen Vollmacht) nicht gelten lassen, und zwar haben wir dieses Bedenken nicht gelten lassen, erstlich weil es die Anwendung der päpstlichen Bevollmächtigung so ziemlich unmöglich machen würde, und zweitens, weil dasselbe von dem Verfasser des Decretes nicht erwähnt wird, was kaum zum erklären wäre, wenn er das Bedenken für stichhaltig angesehen hätte. Wir haben also vorausgesetzt, daß der Beichtvater nur den Würdigen, das heißt, einigen wenigen die öftere Communion gestatte. Es lag uns somit der Gedanke fern, diese letztere ungebührlich vervielfältigt zu sehen.

Wenn wir behaupteten, die angeführten Bedenken seien nicht stichhaltig, so wollten wir damit nur sagen, die Beichtväter brauchten sich durch dieselben nicht abhalten zu lassen, den Würdigen die öftere Communion zu gestatten. Daß sie bei Beurtheilung der Würdigkeit recht nachsichtig sein und infolge dessen vielen Personen überzählige Communionen gestatten sollten, das haben wir weder ausdrücklich gesagt, noch liegt es in unsern Worten.

Wir haben auch die Benennung der überzähligen Communion mit den Namen „Bevorzugung“, „Ausnahme“ richtig gestellt und das Gehässige, das in diesen Namen liegen kann und vielleicht auch gegen die öftere Communion fructificiert wird, beseitigt. Dabei hatten wir allerdings die Absicht, ein Hindernis für überzählige Communionen hinwegzuräumen; diese ist aber doch nicht identisch mit der Absicht, eine recht häufige Gestattung solcher Communionen zu befürworten.

Schließlich haben wir uns gegen Gleichmacherei gewendet, welche gleiches Recht für Ungleiche verlangt. Wenn wir damit besonders begnadigten Ordenspersonen das Recht auf Berücksichtigung vindicirten, so traten wir doch nicht für möglichst häufige Gestattung überzähliger Communionen ein.

Die gegenwärtigen Ausführungen stehen also nicht in Widerspruch mit denen unseres früheren Artikels, unsere Ansichten sind nicht strenger geworden. —

Wir haben nun die verschiedenen Punkte untersucht, welche in die Frage der überzähligen Communion einschlagen. Es ist dies mit einiger Ausführlichkeit geschehen, weil diese Frage von hoher praktischer Wichtigkeit ist. Ohne eingehende Behandlung und allseitige Beleuchtung derselben kann Klärung der Ansichten und Uebereinstimmung nicht erzielt werden. Sagt doch der Dichter: „Brevis esse laboro, obscurus fio.“ Nur im Lichte der erkannten Wahrheit

ist Einigung der Geister möglich. Es kommt aber für den wohlthätigen Erfolg des päpstlichen Decretes viel darauf an, daß die Beichtväter in dessen richtiger Auffassung und Anwendung übereinstimmen. Wenn auch im Hinblick auf den Hauptzweck des päpstlichen Decretes die Frage, ob überzählige Communionen leicht oder nicht leicht zu gestatten seien, als Nebenfrage erscheint, so ist sie doch an sich keineswegs unwichtig. Jemehr die Zahl der weiblichen Ordensgenossenschaften wächst und jemehr sich dieselben über den Erdkreis ausbreiten werden durch die Jahrhunderte hin, destomehr Wichtigkeit gewinnt eine Frage, welche Tag für Tag actuell bleibt und von deren Lösung sowohl der geistige Fortschritt der Ordensfrauen, als auch deren ungehindertes, friedliches Zusammenleben nicht wenig abhängt und beeinflusst wird.

Eine Grundregel und ein Grundfehler auf dem Gebiete der Kanzelberedsamkeit.

Von Franz Stingeder, Director des bischöflichen Convictes „Gaiderhof“ in Linz.

Ein Geistlicher kam mit einem berühmten Rechtsanwalt über die Erfolge zu sprechen, die letzterer in seiner Eigenschaft als Verteidiger vor Gericht erzielt hatte. „Mein Herr“, sprach der Priester, „Ihre Triumphe bewegen mich, einen für mich schmerzlichen Vergleich zu ziehen zwischen den Erfolgen, die wir Priester auf der Kanzel erzielen, und den Wirkungen, die Sie und Ihre Collegen zu verzeichnen haben. Wir predigen so oft und erreichen wenig, oft nichts; Sie sind fast jedesmal von Erfolg gekrönt. Woher dieser Unterschied?“ „Die Sache ist ganz einfach“, erwiderte der Advocat: „Wir wissen jedesmal, was wir wollen, Sie aber nicht.“

Diese Antwort mag uns unhöflich klingen, das Urtheil, das sie enthält, hart, nicht erschöpfend, theilweise ungerechtfertigt erscheinen; gewiß ist jedoch, der Advocat machte den Geistlichen auf eine der wichtigsten Regeln der Redekunst aufmerksam und wies mit dieser Antwort auf eine Hauptursache der Unfruchtbarkeit so vieler Predigten hin; denn die Plan- und Ziellosigkeit ist, wie auf jedem Gebiete, auch in der Beredsamkeit mit Unfruchtbarkeit geschlagen. — Wenn wir uns die Mühe nicht verbrießen lassen, aus der Sündflut der Predigtwerke ein Exemplar herauszufischen oder Predigten anzuhören, können wir finden, daß der Großtheil der Predigten an einer „Einfachheit“ leidet, die mit der apostolischen nichts zu thun hat. Man thut Unrecht, vor zu großer Originalität und Kunst in der Kanzelberedsamkeit zu warnen. Es sind die wenigsten, die des Guten zu viel thun; die Mehrzahl predigt eben zu „einfach“; es thut weh, wahrnehmen zu müssen, wie das Volk oft auf kräftige Speise wartet und dafür eine dünne Suppe erhält. Vielen Predigten sieht man es sofort an, daß sie keinen anderen Zweck verfolgen als den Büchermarkt um eine

unglückselige Nummer zu vermehren oder eine halbe, wenn nicht ganze Stunde auszufüllen. Doch gibt es noch Predigten, aus denen wir vieles lernen können. Bei dem einen ist es die Gewandtheit der Sprache, die uns einnimmt, der Schwung der Darstellung, der uns hebt, beim andern die Fülle geistreicher Gedanken, die uns blendet, beim dritten die dramatische Lebendigkeit, die uns fesselt, beim vierten die packendsten Figuren, Aposiopese, Ethopöie, Prosopopöie, Hypothese und wie sie alle lauten mögen; aber was wir mit seltenen Ausnahmen missen, ist der feste, oratorische Aufbau der Predigt, das zielbewusste Vorgehen bei der Anordnung des Redestoffes. Und doch liegt gerade hierin fast der ganze Wert der Predigt. „Res ista“ sagt Cicero (de orat. II. 42, 180.) „tantum potest in dicendo, ut ad vincendum nulla plus possit“. Gerade hierin zeigt sich der wahre Redner. Alle sonst noch so vortrefflichen Eigenschaften eines Predigers, wiegen den Mangel eines festen, mit eiserner Consequenz durchgeführten Redeplanes nicht auf. Man hat nicht mit Unrecht den Redner mit dem Feldherrn verglichen; der Feldherr stellt seine Abtheilungen nach ganz bestimmten Regeln auf, wie sie die Kriegskunst ihm vorschreibt; alles hat seinen Platz vom Armee-corps bis zum letzten Mann, jede Bewegung verfolgt einen bestimmten Zweck, den der Commandierende bei seinem Operationsplane sich gesetzt; wo das nicht der Fall ist, herrscht Verwirrung, Kraft- und Menschenverschwendung, ein zielloses Hin- und Herschwanken der einzelnen Truppenkörper, und so groß auch die einzelnen Massen sind, die ins Feuer geschickt werden, so bewunderungswürdig die einzelnen Truppenabtheilungen sich schlagen, der Erfolg wird eine schmachliche Niederlage sein. Aehnlich der Feldherr auf dem geistigen Kampfplatze, der Redner überhaupt und der Kanzelredner insbesondere. Geht der Prediger in seinem Kampfe mit den Leidenschaften und Sünden nicht nach den Gesetzen einer heiligen Strategie vor, setzt er sich kein bestimmtes Ziel und wählt er nicht die zur Erreichung dieses Zieles nöthigen Mittel, dann wird er auch kein Ziel erreichen. Der zielbewusste Prediger hat nicht allein das letzte Ziel, das Heil der unsterblichen Seelen, immer vor Augen, sondern auch das nächste seiner Predigt; er sagt sich immer: „Das will ich heute erreichen!“ In einer wohlgeordneten Reihe von Gründen verschafft er sich zuerst Zutritt zum Verstand und durch diesen zum Herzen der Zuhörer, die er schließlich durch das Spiel der Affecte zu heilsamen Entschlüssen anregt. Fehlt das Ziel oder hat es der Prediger nicht klar vor Augen, dann treten jene Mängel zutage, die schon Quintilian rügt, wenn er schreibt: „Si oratio caret hac virtute (nämlich: der guten Disposition, die er utilis rerum ac partium in locos distributio nennt) tumultuetur necesse est. sine rectore fluitet nec cohaereat sibi, multa repetat, multa transeat velut nocte in ignotis locis errans“. (De inv. VII, proem. 3.). Fehlt in der Predigt der feste Plan, das klare Ziel, dann fehlt sicher auch die Einheit, Klar-

heit, gedrängte Kürze u. s. w. Es mag sein, daß ein Prediger angenehm zu unterhalten weiß, daß einzelne Theile der Predigt für sich betrachtet fesseln, sind sie aber nicht dem einen Zweck der Predigt zielbewußt untergeordnet, dann gleicht der Redner dem Besitzer eines Panoramas, der die herrlichsten Landschaften oder Bilder vor unseren Augen vorüberziehen läßt, von denen das zweite den Eindruck des ersten wieder verwischt. Der Prediger hat kein Ziel, er weiß nicht, was er will. Diesem schweren Vorwurfe der Ziellosigkeit zu entgehen, scheinen zwei Mittel geeignet zu sein: die klare Unterscheidung zwischen dem geistlichen Lehrvortrag und der geistlichen Rede, und die klare Anlage der Predigtdisposition. (Predigt im kleinen.) Es seien deshalb diese zwei Punkte im folgenden näher betrachtet.

I. Unterschied zwischen dem geistlichen Lehrvortrag und der geistlichen Rede.

Bevor du an die Ausarbeitung der Predigt gehst, überlege zuerst, welcher Predigtart du dich bedienen willst. Das geistliche Leben der Gläubigen zu fördern, und die Seelen dem Himmel näher zu bringen, ist der allgemeine Endzweck eines jeden geistlichen Vortrages. Die Förderung geschieht durch Vermehrung der Heilskennntnis und durch heilsame Bewegung des Willens. Die übernatürlichen Acte, durch welche wir den Himmel verdienen können, sind eben Acte des Verstandes und des Willens. Weder die Erkenntnis für sich allein, noch der bloße Wille genügen zur Heilsthätigkeit; man kann sehr wohl alle Glaubenswahrheiten erkennen und doch kein guter Christ sein und man kann einen guten Willen haben, ohne ein Verlangen nach Vollkommenheit zu zeigen: *ignoti nulla cupid*). Es müssen daher beide Gattungen der Heilsacte vom Prediger angeregt werden. Es fragt sich nun, ob er sich zunächst und hauptsächlich zur Aufgabe gestellt, auf den Verstand der Zuhörer einzuwirken, d. h. die Heilskennntnis durch Erweiterung oder Vertiefung der Glaubenswahrheiten zu fördern oder auf den Willen durch Erregung heiliger und heilamer Affecte einen Einfluß auszuüben, ob er mehr belehrend oder bewegend wirken will. Wir sagen zunächst und hauptsächlich, denn ausschließlich und allein auf den Verstand einzuwirken, ist nicht Gegenstand der Predigt, sondern des Rathedervortrages; ja ein guter Religionslehrer wird auch auf dem Ratheder seinem Vortrag eine gewisse Salbung zu verleihen wissen, daß die Schüler nebst der Kenntnis der Glaubenswahrheiten noch Liebe zum Gegenstande und Ehrfurcht vor der Wissenschaft Gottes mit nachhause nehmen. Der Verstand allein macht uns nicht zu Freunden Gottes, *corde enim creditur ad iustitiam*, sagt der Apostel. Bloß auf den Willen einwirken zu wollen, ohne sich vorher Eingang zum Herzen durch den Kopf zu verschaffen, hieße die einfachsten psychologischen Gesetze verkennen. Ein Prediger, der bloß auf den Willen abzielt, wird unge-

fähr dieselbe Wirkung bei seinen Zuhörern hervorbringen, wie eine Strafrede auf einen, der gar nicht weiß, warum er sie eigentlich erhält. Halten wir uns bei der Ausarbeitung der Predigt an das Gesagte, so werden wir darüber zu entscheiden haben, ob wir uns eines geistlichen Lehrvortrages oder einer geistlichen Rede im eigentlichen Sinne des Wortes zur Erreichung unseres Ziels bedienen wollen. Von dieser Grundentscheidung hängt das Vorgehen bei Abfassung der Disposition wesentlich ab. Willst du einen geistlichen Lehrvortrag halten, gleichviel ob er so oder anders heißt, dann ist es deine Hauptaufgabe (*res denominatur secundum id, quod est principalius*), klar und anschaulich die Wahrheit darzulegen, nach allen Seiten hin zu erörtern, bei gegebener Gelegenheit aus ihr praktische Schlüsse zu ziehen und so heilsame Affecte zu erregen. Ganz anders wirst du aber vorgehen müssen, wenn du eine geistliche Rede halten willst, d. h. wenn du es zunächst und direct auf heilsame Willensentschlüsse abgesehen hast. Hier wäre eine klare Darstellung der Glaubenswahrheiten mit bloß gelegentlicher Rücksichtnahme auf praktisch-religiöse Bedürfnisse zu wenig. Der Redner will zunächst und hauptsächlich einen mehr oder weniger bestimmten Willensentschluß hervorbringen; oft heißt es den Kampf mit Hindernissen aller Art aufnehmen; er wird sein Ziel nicht erreichen, wenn er nicht mit einer Phalanx von Beweggründen auf die Herzen der Zuhörer eindringt. — Wie grundverschieden die Wege sind, die der Prediger einzuschlagen hat, je nachdem er einen geistlichen Lehrvortrag oder eine geistliche Rede zu halten gedenkt, können wir aus den zwei besten Werken des größten italienischen Kanzelredners, des ehrwürdigen P. Paul Segneri entnehmen. Es sind dies sein *Quaresimale* und *il Cristiano istruito*. Das erste Werk enthält die geistlichen Reden (Fastenpredigten), das zweite geistliche Lehrvorträge. Selbst bei oberflächlicher Lectüre fällt der große Unterschied auf, der in der Anlage beider Predigtarten herrscht. Im *Cristiano istruito* ertheilt Segneri Unterricht; er beleuchtet z. B. das Wesen und die Größe der Sünde von allen Seiten, so daß wir gewiß nirgends dieses Capitel erschöpfender behandelt finden. Der Ton ist ruhig, die Wahrheiten werden Punkt für Punkt erörtert und die Zuhörer nur gelegentlich zur praktischen Bethätigung der Glaubenswahrheiten aufgemuntert. Ganz anders im *Quaresimale*. Hier sehen wir den gewaltigen Redner und Bußprediger. Eine Reihe von Beweggründen wird angeführt, die Zuhörer zu einem ganz bestimmten Willensentschluß zu bringen. Wie ein Keil dringt diese Motivreihe ins Herz der Zuhörer. Kein Satz, der nicht zum Ziele führte, keine Wendung, die nicht berechnet wäre. Unerbittlich hält der Redner an dem gesteckten Ziele fest, bis er endlich meist in einer gewaltigen Peroration auch das härteste Herz im Sturm erobert. Ein Beispiel: In der 14. Fastenpredigt und im 18. Ragionament des zweiten Theils des *Cristiano istruito* behandelt Segneri ein

und denselben Gegenstand, die Hölle. Im Lehrvortrag erklärt er einfach das Wesen der Hölle als poena sensus und damni und schließt daraus auf die Größe des Uebels, welches Gott bewogen, die Hölle zu schaffen. Im Quaresimale setzt er sich zum Ziel, die Zuhörer zur Buße zu bewegen. Und wie erreicht er es? Indem er ein einziges Hauptmotiv ins Feld führt: Wenn ihr nicht Buße thut, erwartet euch die Hölle, der Ort, wo es nichts gibt als Leiden. Dieses Hauptmotiv besteht aus sechs Argumenten, die in natürlicher Aneinanderreihung und beständiger Steigerung aufgestellt sind. Nachdem Segneri durch diesen feilartigen Aufbau der Rede die Zuhörer in die entsprechende Stimmung versetzt, bemächtigt er sich in einer großartigen Peroration des Zuhörers in einer Weise, die keinen Ausweg übrig läßt. Wir merken, hier ist es nicht auf einen Unterricht abgesehen, sondern vor allem auf Bewegung des Herzens. — Würde sich jeder Prediger wenigstens diesen Grundunterschied vor Augen halten, so oft er an die Ausarbeitung einer Predigt geht, wir würden gewiß nicht so viele Predigten haben, die weder Fisch noch Vogel sind, das heißt weder geeignet sind, die Heilserkenntnis zu vermitteln oder zu vermehren, noch heilsame Entschlüsse hervorzubringen. Selbst auf den äußeren Vortrag würden sich die wohlthätigen Wirkungen einer solchen zielbewußten Unterscheidung erstrecken; denn an dem leidigen Predigerton, den man so oft auf der Kanzel antrifft, ist gewiß auch die Unklarheit des Zieles Schuld. Unmöglich kann einer, der sich fest vorgenommen, zu unterrichten, anders sprechen, als im ruhigen Tone des Lehrers zum Schüler, unmöglich wird einer in einer zielbewußten geistlichen Rede vom ersten Satz bis zum letzten in gleich hohem Pathos vortragen und die Kraft seiner Stimme schon anfangs verschwenden, wenn er zu Beginn mehr auf den Verstand und erst später auf das Herz wirken will.

II. Ausarbeitung der Predigt im kleinen.

Haft du dich für eine Predigt entschlossen, dann gehe, willst du dich nicht der Gefahr aussetzen, ziel- und planlos zu predigen, an die Ausarbeitung der Predigt im kleinen, das heißt, entwirf in ein paar Sätzen ihren Grundriß, indem du dir den näheren Zweck und die Mittel dazu notierst. Beim Lehrvortrag liegt die Sache einfach; hier gilt als Richtschnur der bewährte Grundsatz: *qui bene distinguit, bene docet*. Wir brauchen deshalb nicht näher darauf einzugehen. Wer seine Dogmatik und Moral nicht hinter die Bank geworfen, wird sich nicht schwer thun, einen guten Lehrvortrag zu halten. Dienlich bei der Anlage eines Lehrvortrages mag es sein, seine verschiedenen Formen sich vor Augen zu halten. Die Lehrvorträge zerfallen in zwei Hauptgruppen, je nach dem Gegenstand des Unterrichtes. Entweder will man beweisen oder unterweisen, mit anderen Worten, die Frage stellen: „an sit res“ oder „quid sit res“; im ersten Fall kann der Beweis für

eine christliche Glaubenswahrheit positiv erbracht, oder ein Irrthum zurückgewiesen werden; im zweiten als Erklärungsgegenstand ein Abschnitt der heiligen Schrift oder eine christliche Wahrheit genommen werden. Man entscheide sich also für eine dieser Formen und notiere sich je nach der Wahl kurz die Gründe für und gegen, am besten in syllogistischer Form beim beweisenden Lehrvortrag, beim unterweisenden Wesen, Eigenschaften u. s. w. — Schwieriger gestaltet sich die Arbeit bei der geistlichen Rede; ihr möchten wir deshalb eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Zweck der geistlichen Rede ist, wie schon erwähnt, Willensentschlüsse hervorzurufen, entweder ganz bestimmte, oder doch heilsame Affecte, zum Beispiel der Freude, des Dankes wie bei der Lobrede. Diesen Zweck also notiere mit einem kurzen Satz, dann suche nach Beweggründen, die geeignet sind, zu dem gewollten Ziele zu führen und die Rede im kleinen ist fertig. Ist der Rede einmal dieser feste Bau gegeben, dann ist die größte Gefahr, vom Ziele abzugehen, beseitigt. Denn die weiteren Ausführungen sind an dieses Gerüste gebunden.

Bei der Aufstellung der Motive stehen uns zwei Wege offen, die zu kennen uns wichtig dünkt; man kann die Beweggründe einen nach dem anderen aufführen; jedoch immer in logischer und dynamischer Steigerung, das heißt, vom Allgemeinen zum Besonderen und vom weniger Affectvollen zum Stärkeren und Praktischen übergehen. Dies ist die leichtere Art des Vorgehens. Schwieriger ist die zweite. Man kann nämlich an Stelle mehrerer Motive ein einziges Gesamtmotiv verwerten und dasselbe durch eine Reihe von Beweisen stützen, so daß das Gesamtmotiv sich zu den einzelnen Beweisen verhält, wie das Consequens zum Antecedens, und zum Zwecksaß der Rede, wie das Antecedens zum Consequens. Die Rede im kleinen besteht hier aus zwei Propositionen, eine enthält den Zweck, die andere das Motiv. Ein Beispiel für die erste Art einer geistlichen Rede bietet uns Segneri in seiner 37igsten Fastenpredigt. Der Redner verfolgt den Zweck, diejenigen seiner Zuhörer zur Beharrlichkeit aufzumuntern, die sich bereits durch eine aufrichtige Beicht mit Gott ausgesöhnt haben. Stellen wir die Rede im kleinen auf, so lautet sie: (Zweck) Befehrte Sünder harret aus! (Wie? indem ihr euch von jeder Gelegenheit zur Sünde, ferne haltet). Motive: Denn erstens mag euch auch das neue Leben in Gott schwer fallen, so dauert es wohl nicht lange; also Grund genug, die Beschwerden desselben zu ertragen. Zweitens (steigernd), falls es auch länger dauern sollte, so wird es anstatt schwerer immer leichter, also 2c. Drittens, haltet ihr nicht aus, fällt ihr wieder, so wird die Sache erst recht schlimm, da a) der Teufel alles thun wird, euch in Ketten zu halten, b) Gott alles unterlassen wird, die Bande der Hölle zu lösen. Dann faßt Segneri in einer herrlichen Peroration die Motive zusammen, verstärkt sie und zeigt, wie man der Gefahr des Rückfalls wirksam begegnen könne.

Ein Beispiel für die Anwendung eines einzigen Motives (die Rhetoriker nennen es *propositio* oder *propositio principalis*) bietet uns die erste Fastenpredigt Segneris, die im kleinen ausgeführt, lautet: (Zweck, Gesamtmotiv, Satz) Sünder, die ihr solange in der Todssünde dahin lebt, räumt sofort auf mit der Todssünde, denn ihr laßt euch eine unsinnige Verwegenheit zuschulden kommen. Diesen Satz beweist nun Segneri durch sechs Gründe, die in Syllogismen geformt ungefähr so lauten: 1. Wer in großer Gefahr und doch sorglos lebt, begeht eine unsinnige Verwegenheit; nun thut das vor allem derjenige, der im Zustande der Todssünde dahinglebt, wie ihr, also laßt ihr euch eine unsinnige Verwegenheit zuschulden kommen. 2. Die Gefahr ist umso größer, je näher sie ist. Nun ist die Gefahr im Zustande der Todssünde in eurer nächsten Nähe; also *u.* 3. Diese Gefahr wird gerade durch die Sünde beschleunigt; also *u.* 4. Die Gefahr trifft euch unerwartet; also *u.* 5. Durch diese Gefahr steht euer kostbarstes Gut auf dem Spiele; also *u.* 6. Dieses hohe Gut riskiert ihr in dieser Gefahr auf die schmachlichste, schändlichste Weise, also *u.*

Wir merken sofort, daß die Anwendung eines Satzes, der durch eine Reihe von Beweisen erhärtet wird, die Einheit der Rede außerordentlich fördert. Alles ist wie aus einem Gusse! Keinen Augenblick läßt Segneri den Zuhörern Zeit, das Auge von der Gefahr abzuwenden, in der sie sich befinden im Zustande der Todssünde. Immer größer wird sie, immer näher rückt sie heran, immer greifbarer wird darum die unsinnige Verwegenheit, mit der man in einem so gefährlichen Zustande dahinglebt, immer heißer das Verlangen, aus einem solchen Zustande herauszukommen — das Ziel der Rede! Da gibt es kein Hin- und Herreden, kein Hereinziehen aller möglichen Gebiete, aus Moral und Dogmatik, kein sich Versühnlassen auf blumige Geistesstrüßen, das geht bei einem so festen, mit unerbittlicher Logik durchgeführten Aufbau gar nicht; der Redner kann gar nicht anders, als gerade auf sein Ziel lossteuern, und die Zuhörer können nicht anders, als sich ergeben.

Wir wählten absichtlich Beispiele aus Segneri, weil wir gerade bei ihm den zielbewußten, oratorischen Aufbau wie bei keinem anderen vorfinden. Dabei zeichnet sich die Methode Segneris durch eine wohlthuende Einfachheit aus. Er reiht ein Motiv an das andere, gehört also nicht zur Kunst der „Eintheilungsredner“, die Brugère in seinem Werkchen „Die Charaktere“ treffend geißelt. „Stets haben sie aus einer unerläßlichen geometrischen Nothwendigkeit drei für eure Aufmerksamkeit bewunderungswürdige Themata bereit. Sie werden euch eine gewisse Sache in der ersten Abtheilung ihrer Rede darthun, eine andere in der zweiten Abtheilung und noch eine andere in der dritten. Somit werdet ihr zu Anfange von einer gewissen Wahrheit überzeugt werden, und das ist bei ihnen der erste Theil; dann von einer anderen Wahrheit, und das ist ihr zweiter

Theil; und hierauf von einer dritten Wahrheit, und das ist ihr dritter Theil: dergestalt, daß die erste euch über einen fundamentalen Grundsatz eurer Religion belehren wird; die zweite über einen andern, der nicht weniger wesentlich ist; und die letzte Betrachtung über einen dritten und letzten Grundsatz, den wichtigsten von allen, der jedoch, aus Mangel an Zeit, auf ein anderesmal beiseite gelegt wird“.

Segneri hat wohl auch einen ersten, zweiten oder wie in der 35igsten Fastenpredigt, dritten Theil. Diese Abtheilung bezeichnet jedoch einen bloß äußerlichen Ruhepunkt; italienische Kanzelredner pflegen nämlich, um für den meist affectvollen Schluß noch die nöthige physische Kraft in Anwendung bringen zu können, für einige Zeit den Vortrag zu unterbrechen.

Man wende nicht ein, Segneri sei ein Italiener und deshalb unserm deutschen Charakter nicht angemessen. Daß Segneri ein Italiener ist, ist hier belanglos; es genügt, daß er wie kein Kanzelredner das Wesen der wahren Beredsamkeit erfaßt. Wohl hat auch er der menschlichen Schwäche und dem schlechten Geschmak seines Jahrhunderts Tribut gezahlt, aber in unwesentlichen Dingen. Die Hauptsache in der wahren Beredsamkeit ist nach der von den Rhetorikern aller Zeiten als einzig richtig anerkannten Definition Ciceros: „accommodate ad persuadendum dicere“, und an dieser hält Segneri unentwegt fest. „Ich habe mir vorgenommen,“ sagt er in seiner lehrreichen Einleitung zum Quaresimale, „jedesmal nur eine Wahrheit zu beweisen, die nicht bloß dem Gebiete des christlichen Glaubens angehört, sondern auch praktisch verwendbar ist, und sie auch thatsächlich zu beweisen“. Wer seine Fastenpredigten nicht oberflächlich gelesen, sondern auch analysiert hat, wird gestehen müssen, daß er seinem Vorhaben treu geblieben.

Möchten auch wir diesen Vorsatz Segneris bei der Ausübung des Predigtamtes zur Richtschnur nehmen! Es gibt nur eine wahre Beredsamkeit, und das ist die zielbewußte. Das Heil der unsterblichen Seelen ist das allgemeine Ziel einer jeden Predigt, die Darlegung einer christlichen Wahrheit oder auch nur einer bestimmten Seite derselben mit gelegentlicher Rücksichtnahme auf ihre praktische Anwendung das Ziel des geistlichen Lehrvortrages, hauptsächlich den Willen zu heilsamen Entschlüssen anzuregen, das Ziel der geistlichen Rede. Lassen wir uns hier nicht täuschen von den scheinbaren Erfolgen derer, die anders vorgehen. Warten wir nur ein wenig, bis der Reiz der Neuheit verschwunden, das Ohr an den schönen Klang des Organes gewöhnt, das geistige Auge sich an den Wortblumen satt gesehen, und der Beifall wird sich legen.

Würden wir uns bei jedem geistlichen Lehrvortrage klar vor Augen halten, daß wir den Gläubigen die Heilskennntnis zu mehrern haben durch klare, anschauliche Darstellung, wir hätten gewiß weniger Grund, mit Jesaias (V. 13) klagen zu müssen: „Captivus ductus

est populus meus eo, quod non habet scientiam.“ Würden wir bei der geistlichen Rede nach den Gesetzen einer heiligen Kriegskunst vorgehen, das Ziel fest im Auge, statt Talent und Zeit auf schön gezirkelte Perioden und poetische Formen zu verschwenden, wir würden weniger Lob, aber desto mehr Frucht einheimen. Freilich kostet gerade die Art, zielbewußt zu predigen, mehr Mühe, als das schönste Predigtpanorama, aber wenn wir bedenken, daß wir auf der Kanzel lebendige Werkzeuge Gottes sind, müssen wir mit Freuden alle Mühe auf uns nehmen, wenn es gilt, taugliche Werkzeuge der Gnade zu sein. Die größten Kanzelredner gestehen offen, daß sie an einer einzigen Predigtdisposition tagelang gearbeitet haben, und Wochen über deren Ausführung vergangen sind.

Man sagt freilich, das Predigen hilft jetzt nicht mehr viel, die Zeiten sind vorbei, in denen eine Predigt ein Ereignis war. Dem gegenüber möchten wir an Bossuet erinnern, der in seiner dritten Predigt auf den ersten Fastensonntag sagt: „Man kann den Gebrauch des Wortes in den menschlichen Geschäften nicht genug bewundern; es mag da der Dolmetsch aller Anschläge, der Vermittler aller Handlungen, das Pfand der Treue und des Glaubens und das Band aller Gemeinschaft sein, im Dienste der Religion ist es weit nothwendiger und kräftiger. Es ist eine Grundwahrheit, daß man die Gnade nur durch die von Gott eingeführten Mittel erlangen kann. Der Sohn Gottes aber, der einzige Mittler unseres Heiles, hat das Wort als ein Werkzeug seiner Gnade und als ein allgemeines Heilmittel des heiligen Geistes in der Heiligung der Seelen wählen wollen. Denn öffnet die Augen, betrachtet alles, was die Kirche vorzüglich Heiliges hat, sehet auf den Taufstein, die Beichtstühle, die herrlichsten Altäre, das Wort Jesu Christi ist es, welches die Kinder Gottes wiedergebirt, sein Wort, das sie von ihren Sünden befreit, das ihnen die göttliche Speise der Unsterblichkeit bereitet. Wenn es am Taufbrunnen, in den Beichtstühlen und auf den Altären so kräftig wirkt, laßt uns nicht denken, daß es auf der Kanzel unnütz sei. Es wirkt da auf eine andere Art, aber allezeit als ein Werkzeug des göttlichen Geistes. Und fürwahr, wem ist es unbekannt, daß dieser allmächtige Geist eben durch die Predigt des Evangeliums Jünger, Nachfolger, Unterthanen und Kinder erzeugt hat? Wenn es nöthig war, die sündhaften Gewissen zu erschrecken, so war das Wort der Donner, wenn's galt, den Verstand unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen, war das Wort die Kette, mit der man ihn zu Jesus zog; wenn's galt, die Herzen mit der göttlichen Liebe zu durchbohren, so war das Wort der Pfeil, der heilsam verwundete; man darf sich also nicht wundern, wenn das heilige Concil zu Trient bei so vielen Hilfsmitteln, bei so vielen Sacramenten, bei so vielen verschiedenen Diensten der Kirche den Ausspruch gethan, daß nichts nothwendiger ist als die Verkündigung des Evangeliums, weil es so viele Wunder gewirkt hat. Es hat den

Glauben eingeführt, es hat die Völker zum Gehorsam gebracht, die Götzen zerstört, die Welt befehrt.“ Auch jetzt noch ist das Wort ein schneidendes Schwert, geeignet heilsame Verwüstungen anzurichten, wie Bossuet sich geistreich ausdrückt. Führen wir es nur gut, so viel in unseren Kräften steht, Gott wird das Seine thun!

Die Casuistik in der Moralthologie.

Von Dr. theol. Johann Haring, Studienpräfect in Graz.

Unter Casuistik im allgemeinen versteht man die Anleitung, generelle Grundsätze einer Wissenschaft auf bestimmte Fälle anzuwenden. Keine Wissenschaft, welche für das praktische Leben eine Bedeutung haben soll, kann daher die Casuistik vollständig entbehren. In einem anderen Sinne versteht man unter Casuistik die Ableitung allgemeiner Grundsätze aus casuistischen Vorkommnissen. In diesem Sinne ist die Casuistik die Mutter aller praktischen Wissenschaften.¹⁾ So leitet der Theologe aus den Quellen der göttlichen Offenbarung und den Entscheidungen der Kirche die bestimmenden Grundsätze, der Naturforscher aus einzelnen Erscheinungen das Naturgesetz ab. Der gleiche Vorgang wiederholt sich auch auf anderen Gebieten. Wie bei den übrigen Wissenschaften kommt diese doppelte Casuistik auch bei der Behandlung der Moralthologie in Anwendung. Dafs die letztere Methode ihre Berechtigung habe, ja sogar unerläßlich sei, wird von niemandem bestritten. Wohl aber hat die erstere — und davon nur soll im Folgenden die Rede sein, — viele Gegner gefunden, indem man dieselbe nicht bloß als unwissenschaftlich, sondern auch als überflüssig, ja sogar als schädlich zu brandmarken suchte.²⁾ Und ist man auch heutzutage in maßgebenden Kreisen von dieser Anschauung abgekommen, so dürfte doch mancherorts die casuistische Moralthologie nicht ganz die ihr gebührende Pflege finden. Daher möge die Frage nach ihrer Berechtigung und ihrer Methode im Folgenden Gegenstand einer kurzen Erörterung sein.

Zufolge der oben angegebenen Begriffsbestimmung versteht man unter Casuistik in der Moralthologie die Anleitung, allgemeine Sittengesetze auf concrete Fälle des Lebens anzuwenden. Wir haben es also nicht so sehr mit einer Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes, sondern mit einer im Dienste einer Wissenschaft, der Moralthologie, stehenden praktischen Disciplin zu thun.³⁾ Damit ist die Stellung der Casuistik gezeichnet. Dafs aber die Verbindung einer solchen Disciplin mit der wissenschaftlichen Behandlung der Moralthologie höchst vortheilhaft, ja nothwendig sei, ergibt sich schon aus der Natur der Sache.

¹⁾ Vergleiche Rihn, Encyclopädie und Methodologie der Theologie, 1892, 449 (§ 61). — ²⁾ Vgl. Müller, Theol. moralis, I, § 7. — ³⁾ Urban in Kirchen-Vexicon, 2. Auflage, II, S. 2037 f.

Die Moralthologie ist eine praktische Wissenschaft, rechnet sie ja doch Thomas (S., I, q. 1, art. 1 - 4) zur *Theologia practica*. Bei einer solchen Wissenschaft nun, die so sehr in die Acte des menschlichen Lebens eingreift, mag wohl oft der Fall eintreten, daß die Principien zwar klar, schwierig aber deren Anwendung ist. Diese Schwierigkeit kann aber eine gut geleitete Uebung bedeutend verringern. Daß dem so sei, darüber mögen bewährte moralthologische Auctoritäten sprechen. So schreibt der heilige Thomas:¹⁾ *Sermones morales universales minus sunt utiles, eo quod actiones in particularibus sunt*; ähnlich der heilige Alphonsus:²⁾ *Principia pauca sunt et nota cuique primis rei moralis rudimentis imbuto; maxima huius scientiae difficultas in eo consistit, ut principia ad casus particulares bene applicentur*. In trefflicher und zugleich interessanter Weise behandelt Waibl³⁾ dieses Thema: „Die Casuistik hat ihr Gutes, das man ja nicht vernachlässigen soll: Die Regeln anwenden, das ist eine Kunst, die man bis zur Fertigkeit und Gewandtheit durch fleißige und prüfende Lesung der Casuisten erwirbt. Ich sah nicht selten, daß Gelehrte nach neuerem Geschmacke in verwickelten Fällen, in denen ihre Lieblingsbücher, die nur im Allgemeinen sich halten, sie im Stiche ließen, — gar gern die alten Casuisten durchblätterten oder Männer um Rath fragten, die in der alten Casuistik bewandert waren. Ich kannte an einer Universität einen öffentlichen Professor der Moralthologie, der dieselbe theoretisch vortrug, am Ende des Curses aber seinen Schülern von dem Katheder herab das offene Geständnis machte, seine ganze Moralthologie sei für die Praxis unzulänglich und sie möchten daher nur fleißig in den alten Casuisten lesen.“ — In schöner und klarer Weise spricht sich darüber auch Bruner aus:⁴⁾ „Die Wissenschaft der Moralthologie muß den Inhalt des göttlichen Willens zum Bewußtsein bringen, wie er alle Verhältnisse des menschlichen Lebens suaviter, fortiter zu Einem Ziele ordnet und leitet und dadurch dem Menschen Leben und Leben in Ueberfluß gibt. Dies wird nicht erreicht durch ein wohlgeordnetes Register der Pflichten des Menschen und der Sünden dagegen . . . noch weniger durch schön und hochklingende, aber rein subjective Systeme, deren rationell bewiesenen Lehrsätzen die hl. Schrift und allenfalls positive Entscheidungen und Gesetze der Kirche als weitere Beweise dienen müssen . . . ; unzulänglich für die praktische Wissenschaft der Moral scheint es endlich aus einer gewissen Scheu vor der übel berufenen Casuistik, sich immer in der

¹⁾ Summa, in Prolog., 2, 2. (In der Pariser Ausgabe, 1885, B. IV, 1). — ²⁾ Dissertatio de usu moderat. op. probabilis, abgedruckt in der Ausgabe der Theol. mor. (ed. Haringer) I, 2; ebendort wird auch eine Instruction des heiligen Karl Borromäus erwähnt, worin derselbe seinen Clerus auffordert, casuistische Werke zu studieren und ein Citat aus den Briefen des heiligen Franz von Sales, welcher die Bischöfe ermahnt, ut legant casuistas. — ³⁾ Moralthologie, 1839, I, S. 45. — ⁴⁾ Lehre von Recht und Gerechtigkeit, 1858, 2 (Vorwort) VI.

Höhe der Principien zu halten und deren Anwendung auf das Leben zu sehr außer Acht zu lassen.“

Mit südländischem Feuer begründet Scavini¹⁾ die Nothwendigkeit der Casuistik: „Toto errant coelo, qui non erubescunt asserere, quod pro addiscenda theologia morali sufficiat tenere principia generalia vel percurrere aliquam summulam ex tot iis, quae in tantae facultatis dedecus et praejudicium circumferuntur . . . quia innumerae contingunt casuum circumstantiae, ex quibus resolutionum pendet variatio; nam ex circumstantiarum diversitate diversa applicanda sunt principia.“

Sind diese allgemeinen Gründe für die Berechtigung der Casuistik schon entscheidend, so kommen noch besondere hinzu. Der Priester befindet sich vornehmlich als Beichtvater in der Lage, von seinen moraltheologischen Kenntnissen Gebrauch zu machen. Das Bußgericht aber hat seine Eigenthümlichkeiten; gewöhnlich soll rasch entschieden werden, ohne daß man sich aus Büchern oder sonst irgendwie Rath's holen kann. Die einmal gegebene Entscheidung läßt in vielen Fällen sich schwer oder gar nicht mehr widerrufen. Und erst die Folgen des Mißgriffes! Gewissensvorwürfe für den schuldigen Beichtvater, bei dem Irgeleiteten aber vielleicht großer sittlicher Schade, oder besonders, wenn ihm ein zu schweres Joch aufgebürdet wurde, Haß gegen das Beichtinstitut und gegen die Religion. Oder was soll der Penitent sich vom heiligen Bußsacramente denken, wenn er in ganz gleichen Fällen von zwei verschiedenen Beichtvätern total verschieden behandelt wird?²⁾ Unter solchen Umständen darf es uns nicht wundern, wenn particuläre Kirchenvorschriften die Pflege der Casuistik geradezu verlangen. So heißt es in der berühmten *Instructio Eystett.*, tit. XI, c. 3, § 6: *Pro haurienda ad sacramenti poenitentiae administrationem necessaria scientia libri theologiam praecipue moralem tractantes vix non continuo sunt evolvendi, praesertim qui principia generalia pro variis circumstantiis ad casus particulares adaptant.* Und das Wiener Provinzialconcil, 1858, tit. VI, c. 2, verordnet: *In theologia morali systematis ratio non est negligenda . . . sed ita . . . ut casuisticae nihil detrahatur . . . Temerarium est, ubi de aeterna fratrum salute agitur, negligere auxilia, quae ex laboribus tot virorum pietate, doctrina et experientia insignium hauriri possunt.*³⁾ Und schließlich, finden wir die Casuistik nicht etwa auch in anderen u. z. profanen Wissenschaften? Durchblättern wir einmal einen Sectionskatalog einer modernen Universität. Beinahe jedem theoretischen Collegium steht ein solches mit praktischen Uebungen unter der Leitung des Docenten zur Seite. Ja für den Candidaten der Medicin sind gewisse praktische Bethätigungen an den Kliniken

¹⁾ Theologia moralis, 1862, III., p. 367 s. — ²⁾ Sailer, Handbuch der christlichen Moral, 1834, III., 202—223; Probst, Moraltheologie, 1848, I., 41 ff. — ³⁾ Collectio Lacensis, T. V., 203 s.

obligat; sollten nun für den angehenden Seelenarzt casuistische Uebungen auf dem Gebiete der Moralthologie nicht auch höchst nützlich sein?

Die Berechtigung der Casuistik steht demnach fest. Nun aber werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Moralthologie und forschen wir darnach, ob auch sie etwa für die Casuistik in die Schranken tritt.¹⁾ Um mit dem apostolischen Zeitalter zu beginnen, finden wir schon beim hl. Paulus, I. Corinth., c. 7 u. c. 8, casuistische Fragen über das eheliche Verhältnis, über den Genuss des Gözenopferfleisches behandelt. Und sehen wir ab von den einzelne Fälle entscheidenden Decreten der Päpste, so bieten sich uns bei den Vätern der Kirche zahlreiche casuistische Erörterungen dar. So behandelt z. B. Augustinus *De civitate Dei* 1, 19, die Frage über den Selbstmord, ja derselbe hl. Kirchenvater schrieb sogar zwei kleine casuistische Abhandlungen *De mendacio* und *Contra mendacium*. — Ein neues Feld eröffnete sich für die Casuistik besonders vom siebenten Jahrhunderte ab in den Bußbüchern und dem denselben später angehängten Interrogatorium, d. h. Verzeichnis der Fragen, welche der Priester an den Pönitenten zu stellen hatte. Eine geregelte und tiefere Bearbeitung fanden Moralthologie und Casuistik aber mit dem Aufschwung der theologischen Wissenschaft im 13. Jahrhunderte. Von den beinahe zahllosen nun erscheinenden casuistischen „Summen“ seien nur angeführt die *Summa de poenitentia* des Dominicaners Raymund von Pennafort (1238), die 1317 vom Minoriten Alti veröffentlichte *Summa casuum*, die alphabetischen Summen, als die *Summa Monaldina* von Monaldus († 1330), die *Summa Pisanella* von Barth. de Concordia († 1338), die *Summula confessionis* vom hl. Antoninus v. Florenz († 1459), schließlich die berühmte *Summa Sylvestrina* von Sylvester Priester († 1523). Und nachdem die ersten Stürme der Reformation ausgeht und die Zeit ruhige wissenschaftliche Arbeiten wieder gestattete, fand Moralthologie und Casuistik und zwar in engem Anschluß an die speculativ-scholastische Methode vorzüglich im Jesuitenorden Pflege. Besonders seien erwähnt: das *Manuale* des Navarrus, († 1586), die *Summa casuum* des Jesuiten Toletus, die Werke des Sanchez († 1610), die *Summa casuum* des B. de Vedesma († 1604), Lugos († 1660) *Tractat de jure et justitia*. Allbekannt sind die *casus conscientiae* von Prosper Lambertini, dem nachmaligen Papste Benedict XIV.

Das sind nur einige Namen, während thatsächlich hunderte von *Summae* und *Summulae* — natürlich nicht alle von gleichem Werte — verbreitet waren. Diese reiche casuistische Literatur fand nun durch den heiligen Alphons v. L. in seinen Werken *Theologia moralis* und *Homo apostolicus* die gründlichste Verarbeitung. Also die größten und gelehrtesten Männer ihrer Zeit, wie Raymund v. P.,

¹⁾ Vgl. Urbany im Kirchenlexicon; a. D.; Bittner, Moralthologie, 1855, I, 67 ff; Simar, Moralthologie, 1867, 9 ff; Müller, Theol. mor., 1889, I, § 11 u. a.

Prosper Lambertini, Alphons v. L., fürchteten nicht, ihrem wissenschaftlichen Streben Eintrag zu thun, dadurch daß sie an die Abfassung casuistischer Moralwerke giengen. Daher suchten auch die berühmtesten moraltheologischen Autoren der neueren Zeit: Gury, Scavini, Müller u. a. im treuen Anschluß an den heiligen Alphonsus mit dem speculativen das casuistische Element zu verbinden.

Nun könnte man aber einwenden, daß die Casuistik doch auch viel Unheil angerichtet habe. Darauf ist zu erwidern: Daß Mißgriffe geschehen und noch geschehen können, soll nicht geleugnet werden. Sahen sich ja frühzeitig schon Synoden veranlaßt, gegen Bußbücher aufzutreten, weil sie Bestimmungen enthielten, welche mit der Lehre und Praxis der Kirche im Widerspruch standen.¹⁾ Unstreitig treten auch manche Summen der späteren Jahrhunderte eine zu laxe oder im Gegentheil eine zu rigorose Richtung,²⁾ aber wer wird denn deshalb die Casuistik überhaupt als verderblich bezeichnen wollen?³⁾ Nur dazu soll diese geschichtliche Thatsache uns veranlassen, daß wir die Casuistik in richtiger Weise mit der systematischen Darstellung der Moraltheologie in Verbindung bringen. So wäre es allerdings ein verfehltes Unternehmen, eilig zur Entscheidung der schwierigsten Gewissensfragen zu schreiten, bevor allgemeine Grundsätze aufgestellt, die einzelnen Begriffe hinlänglich begrenzt und geprüft worden. Ebenso unklug und irrig wäre es, wenn jemand meinte, die ganze Moraltheologie in eine Casuistik umwandeln zu müssen; denn je mehr die allgemeinen Normen in den Hintergrund treten, desto leichter geht man vom Zufälligen aus. Mechanisch und daher unbrauchbar wäre die Methode, welche bloß auf die Zahl der Autoren sieht, die für eine Meinung eintreten, nicht aber ihre Gründe erwägt und untersucht.⁴⁾ Unpraktisch ist ferner eine Casuistik, die nur ausgesuchte Fälle oder gar nur *casus mere ficticii* bringt und dabei versäumt, Gewissensfragen, die täglich auftauchen, zu lösen. Die echte Casuistik greift vielmehr hinein in das volle Leben der Gegenwart und holt von dorthier ihr Substrat.⁵⁾ Fragen, die einst von Bedeutung waren, aber heute infolge geänderter Disciplin der Kirche gegenstandslos sind, mögen ruhig beiseite gelassen werden.

Aus dieser negativen Bestimmung ergibt sich, wie sich die richtige Methode der Casuistik zu gestalten habe. Als eine im Dienste einer Wissenschaft stehende Disciplin muß sie mit derselben verbunden werden und zwar je enger, desto besser. Daher wird der Erfolg ein günstigerer sein, wenn der Lehrer der Moraltheologie selbst, als wenn ein anderer wissenschaftlich noch so gebildeter Mann diesen praktischen Unterricht leitet. Denn der Fachmann tritt naturgemäß

¹⁾ R. v. Scherer, Kirchenrecht, 1886, I, § 48; Bering im Kirchenlexikon, II, 210. — ²⁾ Vgl. die N. 11 citierten Autoren. — ³⁾ Müller, l. c. I, 25: „Casuistica false judicatur, quia vitia sive plurimum sive paucorum Casuistarum in ipsam Casuisticam rejici nequeunt“. — ⁴⁾ Vgl. Sailer, a. D.; Probst, a. D. — ⁵⁾ Vgl. Göpfert, Moraltheologie, 1896, I, 4.

mit größerer Auctorität dem Schüler gegenüber, niemand versteht die Anwendung der aufgestellten Grundsätze besser als der Lehrer selbst. Ja der Anschluß an die allgemeinen Principien — und das ist gerade das Haupterfordernis für eine gedeihliche Casuistik — wird für einen anderen beinahe unmöglich oder wenigstens sehr erschwert, wenn der Docent nach eigenen Hefen liest. Der Lehrer der Moraltheologie selbst aber kann mit großem Nutzen in eigens dazu bestimmten praktischen Uebungsstunden das Verständnis der allgemeinen wissenschaftlichen Moralgrundsätze durch die Casuistik fördern. Er verschafft dadurch dem Schüler eine gewisse Sicherheit im Urtheil, der theoretische Unterricht bekommt Geist und Leben, die Kluft zwischen Theorie und Praxis wird ausgefüllt, schwierige Gewissensfragen finden eine gleichmäßigere Beurtheilung: Dinge, welche für eine segensreiche Seelsorge von unabsehbarer Bedeutung sind.

Damit hätten wir auch die Methode der Casuistik näher bestimmt. — Wir schließen mit dem Wunsche: Möchten alle Seelsorgscandidaten neben dem Studium der systematischen Moraltheologie auch eifrig die Casuistik betreiben. Sie würden dabei im Sinne der katholischen Kirche handeln, welche die Werke jener Männer stets hochschätzte, die voll heiligen Eifers mit Aufwand von Gelehrsamkeit einen Theil ihres Lebens darauf verwendeten, um schwierige Fragen zu lösen; sie würden aber auch einem Zuge der Zeit folgen, welche neben theoretischer Ausbildung in einer Disciplin vor der Ausübung des Gelernten praktische Bethätigung auf diesem Gebiete verlangt.

Reichen Sie bewußtlosen oder sonst unzurechnungsfähigen Erwachsenen auch das Viaticum?

Von Josef Haas in Brühl.

Diese Frage habe ich im Verlauf der letzten Jahre des öftern an Confratres gerichtet, namentlich auch an Seelsorger in großen Spitälern und Irrenanstalten. Und wie lautete die Antwort? In vielen Fällen also: „O nein, solchen Sterbenden ertheilt man doch selbstredend nur bedingnisweise die Absolution, sowie die heilige Delung nebst der benedictio apostolica in articulo mortis“. Und wenn ich darauf mit einer hievon abweichenden Ansicht mir hervorzutreten gestattete, so kam es auch schon — und zwar nicht bloß einmal — vor, daß mir mit einer gewissen Animosität kurzweg bedeutet wurde, alten Praktikern nicht mit derartigen Neuerungen kommen zu wollen. Hiernach halte ich es für nicht so ganz unangebracht, jene Frage in dieser Zeitschrift einmal etwas gründlicher zu ventilieren, zumal es sich in unserem Falle um das Heilsinteresse der Hilfslosesten unter den Sterbenden handelt, denen doch mit allen zu Gebote stehenden Mitteln beizuspringen ist. Meine Behauptung ist diese:

„Obige Antwort ist in ihrer Allgemeinheit durchaus falsch; es darf in gedachten Fällen absolut nicht schablonenmäßig verfahren, nicht jeder derartige Sterbende in gleicher Weise behandelt werden, vielmehr ist strenge zu individualisiren und stellenweise, ja vielfach auch das Viaticum zu spenden“.

I. Bevor wir an die Besprechung der einzelnen Fälle herantreten, müssen wir uns zuvörderst klar sein über ein Zweifaches; erstens über die Pflicht des Priesters bezüglich der Spendung des Viaticums überhaupt und zweitens über die Anforderungen, welche an den Empfänger der heiligen Wegzehrung zu stellen sind. Was die erstere betrifft, so belehrt uns Lehmkuhl hierüber mit deutlichen Worten, wenn er sagt: „Quod (sc. periculum mortis) si imminet, quilibet sacerdos, qui praesto sit, debet aegrotis succurrere, etsi Sacramento illo (sc. viatico) non indigeat tamquam medio salutis necessario.“¹⁾ Für die Pfarrer und andere von amtswegen die cura animarum ausübenden Priester statuiert er hiebei eine „gravissima obligatio“;²⁾ es tritt nämlich hier zu der caritas die iustitia in ihre Rechte. Eine gleich schwere Verpflichtung ergibt sich aus der Fassung der diesbezüglichen Bestimmung des *Rituale Romanum*, welche also lautet: „Viaticum sacratissimi corporis Domini nostri Jesu Christi summo studio ac diligentia aegrotantibus opportuno tempore procurandum est,³⁾ ne forte contingat illos tanto bono, Parochi incuria, privatos decedere“.

Die Erfüllung dieser Pflicht kann selbstverständlich nur dann vom Priester verlangt werden, wenn der Sterbende in der Verfassung ist, würdig und geziemend das Viaticum empfangen zu können. Wann ist das der Fall? — Zum würdigen, fruchtbringenden Empfange der heiligen Communion gehört von Seiten des Empfängers außer dem Falle, wo sie als Viaticum genossen wird, neben Reinheit der Seele von schwerer Sünde erstens die Erkenntnis der himmlischen Speise, wie sie sich in der Unterscheidung derselben vom gewöhnlichen Brote schon genügend kundgibt,⁴⁾ und zweitens der Wille, die Absicht, das heiligste Sacrament zu empfangen und zwar wenigstens die intentio habitualis expressa, d. h. es muß vom Empfänger ein später nicht retrahirter, wiewohl weder in sich fortbestehender noch in einem andern gewollten Objecte fortwirkender Act gesetzt worden sein, welcher den auf den jeweiligen Fall hinizielenden Wunsch des Empfanges der heiligen Eucharistie enthielt. Ein noch so braves christliches Leben schließt an sich diese auf die speciellen Fälle hinauslaufende Intention nicht ein, die Ostercommunion — weil durch ihre zu bestimmtem Zeitpunkte urgierende Pflichtmäßigkeit näher determiniert — etwa ausgenommen. Würde daher ein nicht sterbens-

¹⁾ Lehmkuhl. Theol. Mor. II, 137, IV. — ²⁾ l. c. II, 137, II. — ³⁾ Rit. Rom. De communione infirmorum. — ⁴⁾ Benedict XIV. De Synodo lib. VIII cap. 12: „Ut cibum istum coelestem a communi materiali discernant.“

franker Erwachsener die heilige Communion, ohne es zu wissen, (z. B. im Schlafe oder in der Meinung, eine nicht consecrirte Hostie vor sich zu haben) empfangen, so empfienge er sie, weil ganz absichtslos, nur materiell, nicht sacramental und somit nicht fruchtbringend.¹⁾ Etwas anders liegt aber die Sache in Bezug auf den Empfang der heiligen Communion als Viaticum. Auch hier ist selbstverständlich vom Empfänger der Gnadenstand zu verlangen, so zwar, daß es für den Spender genügt, nicht die Ueberzeugung zu haben, daß jener sich im Sündenzustande befindet. Was ferner die Erkenntnis und Verehrung des allerheiligsten Sacramentes betrifft, so braucht dieselbe, wie zum fruchtbaren Empfange der heiligen Communion überhaupt, auch hier weder eine actuelle noch virtuelle zu sein; es genügt vielmehr, daß dieselbe habituell ist, d. h. früher einmal bestanden hat und nicht widerrufen wurde. Durch nachherigen Eintritt von Bewußtlosigkeit oder sonstiger Unzurechnungsfähigkeit würde sie also für die Dauer dieses Zustandes, weil in demselben unwiderruflich, gleichsam unveräußerliches Gut der Seele. Hingegen ist die *intentio habitualis expressa* hier nicht erfordert, m. a. W. es braucht kein ausdrücklicher, kein das specielle Verlangen nach dem Empfange des Viaticums enthaltender Willensact vorausgegangen zu sein, vielmehr reicht, wie bei der heiligen Firmung und letzten Selung die *habitualis implicita*,²⁾ von andern auch *interpretativa*³⁾ genannt, hin, d. i. jene, deren Vorhandensein aus dem früheren sittlich-religiösen Verhalten des Sterbenden sich folgern läßt. Diese aber findet sich bei jedem Sterbenden, der ein christliches Leben geführt hat, sicher vor. Denn wer als katholischer Christ lebt, wünscht zweifelsohne auch katholisch zu sterben, d. h. wo immer möglich mit den heiligen Sterbsacramenten versehen zu werden. In der Regel kommt auch dieser Wunsch in der einen oder andern Form zum Ausdruck; jeder gute Christ betet ja z. B., wenn nicht täglich, so doch hin und wieder einmal im Leben um eine glückselige Sterbestunde und Bewahrung vor einem unversehnen Tode. Um aber als sicher vorhanden zu gelten, bedarf es solch einer ausdrücklichen Aeußerung dieses Verlangens durchaus nicht.

Aus dieser Darlegung der Anforderungen, welche an den Empfänger des Viaticums zu stellen sind, erhellt, daß dieselben eventuell auch von Bewußtlosen und sonst Unzurechnungsfähigen prästiert sein können. Wo dieses der Fall und zudem keine große Gefahr einer schweren Verunehrung des Allerheiligsten vorliegt, kann und soll darum auch Sterbenden dieser Art das Viaticum gespendet werden.

¹⁾ Cf. Lehmkuhl I. c. II, 49 und Lacroix Theol. Mor. I. VI p. I, 185.
 -- ²⁾ Cf. Lehmkuhl I. c. II, 48, 2. — ³⁾ Wie hier, so ist auch unten *intentio interpretativa* stets als gleich bedeutend mit *int. habit. implicita* zu nehmen, nicht aber darunter bloß die auf gute Gründe hin vorausgesetzte Geneigtheit eines Subiectes zu verstehen, die Intention in dem Falle zu machen, wo es der Segnung derselben fähig wäre und daran dächte.

II. Hienach lösen sich leicht die folgenden Casus.

a) Indem ich mich mit der Unrichtigkeit in der oben verzeichneten gegnerischen Antwort, daß allen bewußtlos oder unzurechnungsfähig Dahinsterbenden unterschiedslos die Absolution nur bedingungsweise erteilt werden soll, nicht weiter befasse, handle ich zuerst den unschwer zu entscheidenden Fall, daß ein Kranker, nachdem er zuvor noch gebeichtet und die Busspredigung erhalten hat, entweder sofort oder während der Zeit, in welcher der Priester zur Kirche eilt, um das Sanctissimum und das heilige Del zu holen, bewußtlos wird und in den Zustand völliger Lethargie verfällt; auf ein Zurufen reagiert er nicht mehr im geringsten, und vor dem Tode steht vernünftiger Weise auch keine Aenderung dieses ganz apathischen Zustandes mehr zu erwarten. Was hat in diesem nicht gerade seltenen Falle zu geschehen? — Ich überzeuge mich, daß der Sterbende wenigstens noch gut schlürfen kann und stehe dann keinen Augenblick an, ihm das Viaticum als kleines Partikelchen in einem Schlückchen Wein oder Wasser am besten mittels eines Löffelchens zu reichen, eventuell zwischen den Zähnen hindurch, bin sogar dazu verpflichtet. Einerseits nämlich bin ich gewiß, daß der Kranke dem Seelenzustande nach zum Empfange der heiligen Communion vollkommen disponiert ist — eine virtuelle, geschweige actuelle Devotion ist ja nicht gefordert — und andererseits ist auch vernünftiger Weise eine äußerliche Irreverenz gegen das allerheiligste Sacrament durchaus nicht zu befürchten. Ein Gleiches gilt *ceteris paribus* für den Fall, daß der Sterbenskranke nach dem Empfange des heiligen Buss sacramentes in den Zustand der *amentia* oder des *delirium* verfiele und vor dem Tode ein lichter Augenblick vernünftiger Weise nicht mehr zu erwarten stände.

Das Gesagte ist übereinstimmende Lehre der Theologen. So schreibt der heilige Thomas,¹⁾ dessen Befolgung der heilige Alfons²⁾ empfiehlt: „*Si prius, quando erant (sc. amentes) compotes suae mentis, apparuit in eis devotio huius Sacramenti (sc. communionis), debet eis in articulo mortis hoc Sacramentum exhiberi, nisi forte timeatur periculum vomitus vel exspuitionis*“.

„non dispensatur Pastor“, heißt es bei Gury-Ballerini,³⁾ ab obligatione Eucharistiam ipsis (i. e. iis, qui sensibus sunt destituti) ministrandi, si ante rationis amissionem dispositi fuerint. Sacramenta enim ex opere operato in eis operantur, qui cupierunt ea recipere, antequam usum rationis amitterent“.

„Delirantibus“, lesen wir beim Moralisten Mark,⁴⁾ „ante deliquium mentis rite praeparatis potest et debet dari viaticum, si communicare valeant secluso irreverentiae periculo“.

¹⁾ Summa Theologica p. 3. qu. 80 art. 9. — ²⁾ Theol. Mor. lib. VI n. 302. — ³⁾ Gury-Ballerini, Comp. theol. mor. II num. 321 Resp. 4^o. — ⁴⁾ Mark, Institutiones Morales Alphonsianae II, 1566, 3^o.

„Ein Pfarrer“, sagt Cardinal Gouffet,¹⁾ „ist nicht von der Pflicht entbunden, den Kranken, welche den Gebrauch der Vernunft verloren haben, die Wegzehrung zu reichen, wenn sie sich darauf vorbereitet haben; er müßte denn irgend einen schlimmen Zufall zu besorgen haben.“²⁾

b) Nun entsteht aber die Frage: „Was hat denn der Seelsorger zu thun, wenn er gleich bei seinem ersten Besuche einen Sterbenden schon ganz bewußtlos vorfindet oder zu einem Todkranken gerufen wird, der, wenn auch zwar nicht des Gebrauches der Sinne beraubt, so doch gänzlich unzurechnungsfähig ist? Soll er sich in solchen Fällen nach vorausgeschickter Absolution auf die Spendung der letzten Delung und des Apostolischen Segens beschränken, das Viaticum aber dem Sterbenden versagen?“ — Antwort: *Distinguendum est*.

1. Ausgemachte Sache ist es vorerst, daß den *perpetuo amentes*, d. i. den von Geburt aus völlig Blödsinnigen, welche nie zum Gebrauche der Vernunft gelangt sind, das Viaticum nicht zu spenden ist. „Nirgends liest man“, schreibt Vacroix,³⁾ „daß diesen Blödsinnigen je die heilige Communion gereicht worden sei; und sie soll ihnen auch nicht, wie der heilige Thomas (*Summa Theol.* 3. p. qu. 80 a. 9.) bemerkt, gespendet werden, weil das Rituale Pauls V. es verbietet.“ Es geht ja zudem diesen Kranken jegliche auch nur habituelle Erkenntnis des allerheiligsten Sacramentes ab. Denn niemals in ihrem Leben haben sie den geringsten Begriff vom heiligen Altarsacramente bekommen und noch viel weniger eine Andacht und Verehrung zu demselben getragen: Worauf sollte sich also die Annahme gründen, es wohne ihnen dieselbe in *articulo mortis* habituell inne? „*Alio modo*“, sagt darum der heilige Thomas,⁴⁾ „*dicuntur non habere totaliter usum rationis*!“ Aut igitur nunquam habuerunt usum rationis, sed sic a nativitate permanserunt: et sic talibus non est hoc sacramentum exhibendum, quia in eis nullo modo praecessit huius sacramenti devotio. : aut . . .“ Ebendahin spricht sich in kurzen, klaren Worten der heilige Alphons⁵⁾ aus, indem er sagt: „*Perpetuo amentibus omnino* (also auch als Viaticum) *est neganda communio*“. Ähnlicher Ausdrücke bedient sich Gury-Ballerini,⁶⁾ bei dem es heißt: „*Si fuerint perpetuo amentes, nunquam* (also auch nicht in *periculo mortis*) *communio eis danda est*“. Vergl. ferner Gouffet, *Moraltheologie*, Band 2. num. 266 u. a. m.!

Auf gleiche Weise ist aus gleichen Gründen mit den blindgeborenen Taubstummten als jeglicher Erkenntnis und Verehrung des allerheiligsten Sacramentes bar zu verfahren, es sei denn, daß ihnen eine solche auf Grund der erstaunlichen Fortschritte der Neuzeit auf

¹⁾ *Moraltheologie* II, num. 232. — ²⁾ Als weitere Belege dienen die zu b) 2. angeführten Stellen a fortiori. — ³⁾ I. c. lib. VI, 653 (Qu. 120). — ⁴⁾ I. c. — ⁵⁾ I. c. — ⁶⁾ I. c. II, 321.

dem Gebiete des Unterrichtes und der Erziehung dieser Unglücklichen mittels Ausbildung und Benützung ihres Tastsinnes, wenn auch nur ganz schwach, wäre beigebracht worden.

2. Der *amentia perpetua* steht jene Unzurechnungsfähigkeit (Wahn-, Irr-, Blödsinn, Tobjucht, Epilepsie, Bejessenheit) gegenüber, welche erst aus der Zeit seit Eintritt der Unterscheidungsjahre datiert. Solcherlei Kranken, sowie den in völliger Bewusstlosigkeit angetroffenen Sterbenden¹⁾ darf und muß in zahlreichen Fällen das Viaticum gespendet werden. Meistens gibt hierbei das Vorleben der Patienten dem Seelsorger die Directiv zu seinem Handeln. Es ist nämlich, wie bereits vorhin erwähnt, durchaus keine Frage, daß, wenn ein Sterbender dieser Art kein gottloses Leben geführt hat, ihm jetzt ganz sicher die inepretative Intention zum Empfange der heiligen Wegzehrung innewohnt; denn wo fände sich der Mensch, welchen, wenn er noch ein Fünkchen Glauben an eine ewige Vergeltung, an ein letztes Gericht hat, nicht darnach verlangte, kurz vor der Entgegennahme des unabänderlichen Urtheils noch einmal seinen strengen Richter als Freund und Gast bei sich aufzunehmen! Verheißt ja dieser selbst für eine solche Vereinigung mit ihm das ewige Leben. Hiezu kommt, daß es eine Forderung der christlichen Liebe ist, bei jedem, von dem man das Gegentheil nicht ganz bestimmt weiß, den Gnadenstand zu präsumieren. Somit steht nichts im Wege, in solchem Falle die heilige Wegzehrung zu reichen, immer vorausgesetzt, daß die begründete Gefahr einer schweren Verunehrung des Allerheiligsten ausgeschlossen ist.

Haben wir es aber mit einem unzurechnungsfähigen oder bewusstlos angetroffenen Sterbenden zu thun, der nichts weniger als christlich brav gelebt und so aller Wahrscheinlichkeit nach im Stande der Todssünde Verstand oder Bewußtsein verloren hat, so steht die Präsumption gegen ihn, und bevor wir uns dazu entschließen dürfen, ihm das Viaticum zu reichen, müssen wir erst die Garantie haben, daß derselbe vor Eintritt der Bewusstlosigkeit, resp. Unzurechnungsfähigkeit oder in einem lichten Augenblicke während derselben ein Zeichen der Reue an den Tag gelegt hatte.²⁾ So hat er etwa nach dem Priester verlangt, oder in seiner letzten Noth noch Gott angerufen oder irgendwie anders — vielleicht mit den laut für ihn betenden Angehörigen — gebetet. Andernfalls liegt nämlich auch nicht der leiseste Grund zu der Annahme vor, daß der Betreffende ein wenigstens interpretatives Verlangen nach dem allerheiligsten Sacramente, geschweige eine Devotion zu demselben habe; noch viel weniger wäre diese Annahme bei demjenigen begründet, welcher in *ipso actu peccati mortalis* bewusstlos wurde oder den Verstand verlor, wie z. B. der Duellant, Selbstmörder, der vom Ueberfallenen tödtlich

¹⁾ Es wird hier vorausgesetzt, daß die Bewusstlosigkeit, resp. Unzurechnungsfähigkeit erst eingetreten ist, nachdem die davon Betroffenen bereits zur Genüge über das allerheiligste Sacrament unterrichtet waren. — ²⁾ Cf. Lacroix l. c. IV p. I, 656 u. 657.

verlezte Raubmörder. Einem solchen Sterbenden wäre demnach ebenfalls das Viaticum vorzuenthalten, es sei denn, daß Grund zu der Vermuthung vorläge, derselbe habe, etwa Mangels der rechten Erkenntnis, bei Ausführung des objectiv schwer sündhaften Actes formell doch kein peccatum mortale begangen. Hiernach entscheidet sich denn auch der heutigen Tages nicht so gar seltene Fall, wo der Priester zu einem sinnlos Betrunknen gerufen wird, der sich anstellt, vor seinen ewigen Richter zu treten. Da ist die Unterscheidung zu machen, ob der Sterbende ein lasterhafter Gewohnheitstrinker war, oder ob er als braver Christ gelebt hat, der nur äußerst selten — vielleicht durch die Ungunst der Umstände — besinnungslos berauscht wurde. Im ersteren Falle ist nach dem oben Gesagten das Viaticum zu verweigern, im zweiten *salva reverentia ss! Sacramenti* zu spenden.¹⁾ Denn hier ist durchaus nicht zu präsumieren, daß diese Unmäßigkeit eine ganz freiwillige, überlegte, schwer sündhafte war.²⁾ Es erübrigt noch des Ausnahmefalles Erwähnung zu thun, wo das Viaticum einem Sterbenskranken zu spenden wäre, wiewohl derselbe in offenkundiger Todsfünde und ohne bestimmte Kundgebung von Reue seiner Sinne beraubt wurde oder den Verstand verlor. Es soll dies nämlich dann geschehen, wenn der Empfang der heiligen Wegzehrung wahrscheinlich der einzige Weg ist, auf welchem der Sterbende vielleicht noch vom ewigen Untergange gerettet werden könnte, da ihm Absolution oder letzte Delung nicht zu theil werden können. Es wäre dieser äußerst seltene Fall zum Beispiel denkbar zur Zeit einer grassirenden Pestseuche, wo der Bischof auch frommen Laien erlaubte, das Viaticum zu spenden³⁾ oder wenn zu übrigens normalen Zeiten nur ein Diacon oder Minorist dem Sterbenden beizustehen in der Lage wären, oder auch ein Priester, der aber, etwa weil er nie im Leben die *cura animarum* ausgeübt hat, sich auf die Lossprechungsworte nicht mehr besinnen könnte und zudem der Mittel zur Spendung der heiligen Delung ermangelte. Hätte solch' ein sterbender Todsfünder (nur) unvollkommene Reue über seine Sünden erweckt, so wäre ihm das Viaticum probabiliter einziger Erretter aus ewiger Verwerfung; denn daß auch die heilige Eucharistie *per accidens* die *gratia prima* vermitteln könne, ist die Ansicht sehr zahlreicher Autoren, welche u. a. von Egger⁴⁾ als *sententia probabilissima* bezeichnet wird. In Erwägung des Grundsatzes „in extremis extrema“ unterschreiben wir daher gerne die Worte Lehmfußls:⁵⁾ „Iis“, qui . . . in actu peccati (sc. mortalis) sensibus destitui videntur, Sacra Communio dari non debet, nisi forte sit unicum sacramentum, quo probabilius iuvare possint.“ Dieses probabilius (wohl soviel als „ziemlich wahr-

¹⁾ Cf. Esbel, Theol. Mor. P. VIII, 355. — ²⁾ Cf. Schüch, Pastoraltheologie § 282, Anm. 1, — Voir, Theol. Mor. II. num. 328, — Lacroix l. c. lib. VI p. I, 609. — ³⁾ Cf. Lehmfußl, l. c. II num. 134. — ⁴⁾ Enchiridion Theol. Dogm. Spec. 519, 4. — ⁵⁾ l. c. II, 146.

scheinlich“ „mit einiger Wahrscheinlichkeit“) dürfte in diesem äußersten Falle mit dem leisest begründeten Zweifel an der völligen Unbußfertigkeit des Sterbenden gegeben sein. Wäre aber mit Bestimmtheit anzunehmen, daß ein solcher ganz unbußfertig (*penitus impenitens*)¹⁾ der Bewußtlosigkeit oder Unzurechnungsfähigkeit anheimfiel, so müßte die Spendung des Viaticums selbstverständlich unterbleiben.

Vernehmen wir zu dem unter 2. Gefagten einige Belege, soweit der Text selbst sie nicht schon brachte. Das vierte Concil von Carthago trifft (can. 76, decret XXVI, quaest. VI cap. VIII col. 1359) folgende Bestimmung: „*Is qui poenitentiam in infirmitate petit* (der Todsünder also nicht ausgeschlossen,) *si casu dum ad eum sacerdos invitatus venit, oppressus infirmitate obmutuerit, vel in phrenesim versus fuerit, dent testimonium, qui eum audierunt, et accipiat poenitentiam; et si continuo creditur moriturus, reconcilietur permanus impositionem et infundatur ori eius eucharistia.*“ Hierauf beruft sich der Catechismus Romanus,²⁾ der also schreibt: *Si (sc. amentes), antequam in insaniam inciderint, piam et religiosam animi voluntatem prae se tulerunt, licebit eis in fine vitae ex Concilii Carthaginensis decreto Eucharistiam administrare; modo vomitionis vel alterius indignitatis et incommodi periculum nullum timendum sit.*“ — „*Aliis autem*“, sagt Lehmkuhl³⁾ von den in schwerer Sünde bewußtlos Gewordenen, „*qui signo positivo probabili ostenderunt mutationem animi et conversionem a peccato, non est ratio, cur (post datam absolutionem) negetur (sc. Viaticum).*“

Der Catechismus Romanus betont in der vorliegenden Stelle nur die Erlaubtheit der Spendung des Viaticums. Kann man nun auch nicht gerade sagen, daß dieses licet unter Bezugnahme auf die eingangs dargelegte Pflicht des Priesters zur Verabreichung der heiligen Wegzehrung in jedem Falle, wo sie möglich und erlaubt ist, einem oportet gleichkommt, so findet sich doch eine große Zahl angesehenster Theologen, welche eine solche Pflicht für die in Rede stehenden Fälle direct einschärfen. So schreibt Voit:⁴⁾ „*Is, qui post rationis usum in amentiam inciderunt, Eucharistia danda est dumtaxat in articulo mortis. Nisi 1. adsit periculum vomitus vel expuitionis, 2. nisi constet vel aliunde praesumi possit aliquem in statu peccati mortalis et impenitentem in amentiam incidisse.*“ — „*Illis (sc. amentibus)*“, lesen wir bei Sacroix,⁵⁾ „*qui usum rationis habuerunt, nec sciuntur amisisse in mortali, dandum est Viaticum*“ und weiter „*Phrenetico aut deliranti sive ex mania sive ex morbo, si quando alligatur, accipiat cibos, debet etiam alligato dari Viaticum.*“ Daselbe

¹⁾ Lig, l. c. — ²⁾ Catech. Rom. Pars II cap. IV Quaest. LXII. —

³⁾ l. c. — ⁴⁾ Voit, l. c. II n. 363 seqq. Vgl. auch Capellmann, Pastoral-Medicin, achte Auflage, S. 139; von Olfers, Pastoralmedizin, S. 113 ff. —

⁵⁾ l. c. lib. VI p. I n. 656 und 660.

verpflichtende debet finden wir beim hl. Thomas in der oben angeführten Stelle.

„In der Sterbestunde muß man“, schreibt Cardinal Gouffet,¹⁾ den Irren die Communion reichen, sie mögen den Gebrauch der Vernunft wiedererlangt haben oder nicht, wenn in ihrem früheren Verhalten nichts vorgekommen ist, was sie der Communion unwürdig macht, vorausgesetzt jedoch, daß man keine Unehreerbietigkeit gegen das heilige Sacrament zu befürchten Grund hat.“ Hieran fügt derselbe die für jeden praktischen Seelsorger hochbedeutenden Worte des Cardinals de la Luzerne:²⁾ „Der Verwalter des Sacramentes muß stets jenen wichtigen Grundsatz vor Augen haben, daß die Sacramente für die Menschen und nicht die Menschen für die Sacramente da sind und es daher, sobald man irgend einen leichten Grund zu der Hoffnung hat, daß das Sacrament nützlich sein werde, besser ist, das Sacrament als den Menschen dran zu wagen, besser, es der Gefahr auszusetzen, ohne Nutzen gespendet zu werden, als einen Christen der heilsamen Wirkungen desselben zu berauben.“

Um schließlich einerseits übertriebener Mangelstlichkeit in der Vermuthung von Gefahren äußerlicher Irreverenz gegen das Allerheiligste bei Spendung desselben an Bewußtlose oder sonst Unzurechnungsfähige vorzubeugen, genüge ein Hinweis auf Lehmkuhl;³⁾ dieser erklärt es für non necessarium ut omne levius periculum absit, quum tandem sacramenta sint propter hominem instituta und will nur die große Gefahr einer positiven schweren Unehreerbietigkeit gegen das Allerheiligste, wenn sie begründeter Weise (iuste) befürchtet wird, ausgeschlossen wissen; andererseits aber beggnet der Versuchung, sich unter aprioristischer Präsumption der Gefahr einer Verunehrung des Sacramentes in jedem dieser Fälle der Mühewaltung bei derartigen Krankenprovisuren zu entziehen, eine Stelle bei Lacroix,⁴⁾ wo derselbe von der Spendung des Viaticums an gefesselte Rasende handelt: „Si dubites“, schreibt er, „an reverenter suscepturus sit (sc. phreneticus aut delirans alligatus), proba in hostia non consecrata; si non succedat in una, proba in altera, etiamque pluribus: et si aliquam reverenter suscipiat, da etiam consecratam (Laym. Castrop. Dian. Gob.)“.

Für die Praxis ist als Ergebnis der vorstehenden Abhandlung folgender kurze Leitsatz festzuhalten: Vorausgesetzt, daß keine große Gefahr einer positiven schweren Irreverenz gegen das allerheiligste Sacrament vorliegt — was im Einzelfalle zu untersuchen ist — bin ich verpflichtet, das Viaticum den bewußtlosen oder sonst unzurechnungsfähigen Erwachsenen zu spenden; mit Ausnahme der Fälle, in welchen ich berechtigt bin, als sicher⁵⁾ anzunehmen, daß beim

1) l. c. 2. Bd. n. 268. — 2) Instruction sur le Rituel de Langres ch. 5 art. 4. — 3) l. c. II, 146; 6. — 4) l. c. — 5) Quum in extremis etiam solum dubium (zu Gunsten des Kranken) sufficiat. (Lehmkuhl l. c. II, 48.)

Sterbenden entweder die habituelle Erkenntnis der himmlischen Speise oder die intentio saltem interpretativa suscipiendi Sacramentum gänzlich mangelt. Das ist nur der Fall bei den perpetuo amentes, den blinden, ohne jede religiöse Erziehung gebliebenen Taubstummen und den ganz unbussfertigen Todsündern.

Auch sieht die allgemeine Praxis von der Spendung des Viaticums bei demjenigen ab, über dessen Religion oder Vorleben absolut nichts in Erfahrung zu bringen ist.

Ernstes und Heiteres für die Dilettanten-Bühne.

Von Johann Langthaler, reg. Chorherr und Stiftshofmeister in St. Florian, Oberösterreich. (Nachdruck verboten.)

Wohl haben wir mit dem bisher besprochenen dramatischen Materiale aus der Unmasse des vorhandenen Stoffes sozusagen nur eine Kostprobe gereicht, gerade so viel, daß für die dringendsten Bedürfnisse kleinerer Bühnen gesorgt ist. Schon hat sich eine ansehnliche Zahl von Stücken heiteren Inhaltes, Lustspielen, Schwänken, Possen gesammelt, mit denen wir den Leser bald bekannt machen sollen. Deshalb bringen wir diesmal nur mehr wenige Schauspiele ernster Natur, geeignet theils für Erwachsene, theils für die liebe Jugend.

Die Sibylle von Tibur. Schauspiel in drei Aufzügen gedichtet und neu bearbeitet von Emilie Ringseis. Zweite Auflage. Freiburg im Breisgau. 1896. Herder'sche Verlagshandlung. Kl. 8°, Seiten 93, darunter 3 Seiten erläuternde Anmerkungen. Preis: M. 1.40, cartonnirt M. 1.70.

Personen: Tiberius, Kaiser von Rom; Cajus Cäsar Caligula; Thrasylus (ein Grieche) und die Sibylle von Tibur, also drei männliche Rollen und eine weibliche. Dazu ein Bewaffneter (stumme Figur). Die Handlung spielt in Campanien am Todestage des Herrn, also im 34. Jahre unserer Zeitrechnung seit Christi Geburt.

Der mit Recht hochgeachteten katholischen Dichterin dient als Voraussetzung dieses erschütternden, den Zuschauer oder Leser durch seinen sublimen Gedankenflug und seine edle, hochpoetische Sprache packenden Schauspiels, welches bezüglich Scenerie (freie Gegend und Höhle der Sibylle) und Ausstattung leicht ausführbar ist, dafür aber an die Darsteller, und namentlich an die Trägerin der Titelrolle die größten Anforderungen stellt, und darum mehr als Lesedrama für gebildete Kreise und als ausgezeichnete Declamationsübung für höhere Bildungsanstalten (mit vertheilten Rollen) sich empfehlen dürfte, — die zuerst im 12. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung schriftlich nachweisbare Sage von Albunea, der Sibylle von Tibur. Die Sage lautet: Kaiser Augustus habe zur Zeit der Geburt des Heilandes die Sibylle von Tibur kommen lassen, um sie über den Antrag des Senats, ihm göttliche Ehre zu erweisen, zu befragen; sie aber habe geantwortet: „Vom Himmel wird der König kommen, der es in Ewigkeit sein wird.“ Darauf habe der Himmel sich aufgethan und eine wunderschöne Jungfrau mit einem Kind auf dem Arme sei auf einem Altare stehend sichtbar geworden. Da betete Augustus die Erscheinung an und errichtete dem neuen Gott einen Altar, da wo jetzt die Kirche Ara coeli steht.

Diese bekannte Sage dient der hochbegabten Dichterin als Voraussetzung des vorliegenden Schauspiels, dessen Handlung sich folgendermaßen skizzieren läßt:

Sejanus, Tiberius' allmächtiger Günstling, ist soeben wegen einer Verschwörung gegen den Kaiser sammt allen wirklichen, oder auch nur vermeintlichen Theilnehmern derselben auf kaiserlichen Befehl zu Rom hingerichtet worden. Dem grausamen, Allen mißtrauenden, in unnahbarer Einsamkeit auf seinem Schloß in den Bergen Campaniens verweilenden Tiberius, der für seinen Thron und sein Leben zittert, wird Sejan's Ende von Cajus Caligula, dem Adoptivsohn und künftigen Nachfolger Tiberius' berichtet. Beiden begegnet Albunea: beide wollen deren dunkle Prophezeiungen vom großen König und Gottessohn, aus einer Jungfrau geboren, der in blutigem Tode, angeheftet an das Holz der Schmach, die Herrschaft über die ganze Welt gewinnt, zu ihren eigenen Gunsten deuten: dem Tiberius soll die Sibylle verhelfen, durch vorübergehenden Todeszustand, Neuverjüngung, leibliche Unsterblichkeit, Vergötterung und unbestrittene ewige Weltherrschaft zu gewinnen; Caligula, welcher die räthselhaften Worte Albuneas auf sich selbst, den vermeintlichen Göttersohn, auslegt, hofft durch blutigen Mord den Tyrannen Tiberius zu beseitigen und für sich den sicheren Besitz der Weltherrschaft zu erringen. Indessen schaut Albunea, in welcher der böse Geist mit dem Engel des Lichtes ringt und letzterer obsiegt nach inbrünstigem Flehen, daß die himmlische Jungfrau ihr ihren Sohn nochmals zeige, in einer immer deutlicher hervortretenden Vision das gleichzeitig auf Golgathas Höhe sich abspielende große Weltendrama, den Tod des Gottmenschen, und hört seinen markerstütternden Ruf: „Es ist vollbracht“. Ueberwältigt von dem, was sie gesehen und gehört, löst Albuneas Seele sich los von ihrer sterblichen Hülle. Vollbracht ist auch der Sibylle Sendung. Seite 88:

Sibylle: „Es wird! Es wird! Doch was da werden mag —

Stets war die Ahnung nur mir zubeschieden.

Jungfrau, laß deine Blicke mich umfriesen,

Im blut'gen Morgenrothe steigt der Tag!

Ich schau' ihn nicht. Es ist für mich zu groß.

Nicht trägt das Herz in dieser armen Hülle,

Daß sich das dunkle Sehnen ihm erfülle,

Ich steige nieder in des Grabes Schoß.

Dort dämmert Leben aus des Todes Nacht.

Die lange gieng auf schweren, dunklen Wegen,

Die Ahnung darf zur Ruhe nun sich legen,

Da die Erfüllung spricht: Es ist vollbracht.“ (Sie stirbt).

Tiberius und Caligula, bei Albunea Erfüllung ihrer ehrgeizigen Wünsche suchend, finden enttäuscht die entseelte Hülle der Seherin; die schreckliche Finsternis und das furchtbare Erdbeben, das im Augenblicke des Todes Christi auch am Schauplatz dieser Handlung seine grausige Wirkung äußert, den gewaltigen Felsen am Eingange der Höhle der Sibylle von oben bis unten spaltet und die beiden Tyrannen erzittern macht, bilden den wirksamen Schluß des Schauspielers.

Das Haus zu Nazareth. Ein Spiel für die hl. Weihnachtszeit, die Liebfrauen- und Josephsfeite von Wilhelm Molitor. Kirchheim in Mainz. 1872. 12^o. 48 Seiten, broschirt.

Sieben Knabenrollen, Kinder, Engel. Scenerie: Freier Platz vor dem Häuschen zu Nazareth. Handlung: Zwei Engel treffen vor dem Heiligtume von Nazareth zusammen und preisen in ziemlich langem Dialoge das Geheimnis der Erlösung. Nach dieser einleitenden Scene kommen zwei Knaben, Ruben und Japhet, die sich um ein Vogelnest und dessen Inhalt zanken und raufen; in dieser wenig lobenswerten Thätigkeit trifft sie der fromme Knabe Daniel, der ihre erhitzten Gemüther damit zur Ruhe bringt, daß er hinweist auf das Häuschen der hl. Familie und sagt, Jesus sei vom Feste in Jerusalem, wo sich mit dem göttlichen Kinde so Wunderbares zugetragen, bereits zurückgekehrt und er werde nicht sonderliche Freude mit ihnen haben, wenn er ihre Herzen mit Haß und Neid erfüllt finde. Die beiden streitbaren Jungen versöhnen sich und nun machen sie sich mit der übrigen Kinderwelt daran, ihrem lieben

Jugendgenossen Jesus eine Huldigung zu bereiten, indem sie das Häuschen mit Kränzen zieren und geloben, an Fleiß, Gehorsam, Unschuld dem göttlichen Kinde ähnlich zu werden. Der Gesang der Kinder wechselt mit dem der Engel. Das Stück ist recht herzlich, lehrreich, die Sprache ist vornehm, im Ganzen leicht verständlich, nur der Dialog der Engel in der Eingangsscene ist für Kinder zu hoch und wie schon oben gesagt, auch zu lang.

Der heilige Aloysius. Schauspiel in fünf Aufzügen mit vier lebenden Bildern unter Einflechtung der gleichnamigen Cantate B. Köhlers von Doctor W. Esser. Schwann in Düsseldorf. 1897. Kl. 8°. 3 Seiten. Preis broschirt Mark 1.20 —.

Dieses für größere Dilettantenbühnen zu empfehlende Schauspiel schildert in wahrhaft dichterischer Sprache die erste Jugendzeit des Heiligen, seine Abenteuer im Feldlager bei Casalmaggiore, die Hindernisse, welche St. Aloysius überwinden muß, um dem Rufe Gottes in den Jesuitenorden folgen zu können und schließt mit dem demüthigen Leben und Sterben dieses lieblichen Heiligen in Rom ab. Der Dichter führt uns den Heiligen vor, wie er lebte und lebte, ohne Uebertreibung. Desto mehr zieht das der Jugend vorgezeichnete Bild an und wird die Aufführung unleugbar die Vereblung der jugendlichen Herzen zur Folge haben. Das Stück stellt an die Spieler, an Garderobe und Bühne nicht geringe Anforderungen: es sind fünfzehn männliche und eine weibliche Rolle nothwendig, dazu Soldaten, Arme, Kinder, Ordensleute, Mutter Gottes, Schutzengel, Dämon — wie man sieht, eine sehr gemischte Gesellschaft, die Handlung spielt theils im väterlichen Schlosse, theils im Jesuiten-Colleg zu Rom. Die Cantate für Soli, gemischten Chor, Orchester- und Clavierbegleitung mit verbindendem Text ist im selben Verlage zu haben: Clavierauszug Nr. 5. Jede Gesangsstimme 30 Pfg. Textbuch 20 Pfg. Die Orchester-Stimmen in Abschrift Mark 33 —.

Die Hütte im Gebirge. Ein Weihnachts-Festspiel für die Jugend in zwei Aufzügen von Fried. Bäcker. Otto Manz in Straubing.

Wegen verschiedener kleiner Fehler, deren sich die Schüler schuldig gemacht, läßt sie das Christkind im Stich, kommt nicht und bringt ihnen nichts. Da führt sie ihr Lehrer selbst zum „Christkind“, diesen Namen führt nämlich eine arme Witwe, Bewohnerin einer arnigeligen Hütte im Gebirge, die in ihrer Kindheit ob ihrer Wohlthätigkeit sich diesen Ehrennamen erworben. Dieser jetzt verarmten Witwe bringen die Schulkinder kleine Gaben und der Lehrer verschafft ihr eine bessere Stellung. Das Spiel wurde zu dem Behufe verfaßt und aufgeführt, daß mit dem Eintrittsgelde Lehr- und Spielmittel für die Schule angeschafft werden konnten. Rollen: sieben Knaben, drei Mädchen, Lehrer und Witwe. Ort der Handlung: Schulzimmer, Hütte. Es gibt schon noch viel interessantere Spiele als dies.

Festspiel für Oesterreichs Volks- und Bürgerschulen zu Ehren des fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläums Sr. k. und k. apost. Majestät Franz Josef I. Kaiser von Oesterreich. Verfaßt von Josef Straßer. Die Gesänge sind componirt von W. Smitta, Professor am Conservatorium in Prag. Tempsky in Prag. 1897. 8°. 44 Seiten. Preis broschirt 5 kr.

Die Handlung ist gar einfach: Schüler verschiedener Altersstufen treten vor ein geschmücktes Kaiserbild und declamieren Lobesprüche auf den Kaiser nach einem einleitenden Liede. Nicht weniger als vierzehn Schüler sprechen ihre Herzenswünsche aus und erhalten aus der Hand eines Knaben je eine Blume als Sinnbild des ausgesprochenen Wunsches. Während des Liedes: „Mein Oesterreich“ gruppieren sich die Kinder um das Kaiserbild, einer der Schüler bekränzt selbes; mit der Volkshymne und einem Hoch! schließt das Spiel. Noten für die Sänger und das Harmonium bringt das Büchlein, welches gewiß für die Jubelfeier gute Verwendung finden wird; wem die Declamationen zu lang erscheinen, der kann schon leicht eine Kürzung vornehmen. In der kurzen Biographie wird dem Kaiser als Verdienst angerechnet, daß er das Schulgesetz

und die confessionellen Gesetze sanctioniert hat, das ist entschieden nicht unser Standpunkt. Die Rollen können an Knaben und Mädchen vertheilt werden.

Drei Theaterstücke von A. von Lachemair. Benziger in Einsiedeln. 117. Band der „Familienbibliothek“. kl. 8°. 168 Seiten. Gebunden M. 1 —.

Der Verfasser hat die drei Stücke für die Bühne des Töchterinstitutes der englischen Fräulein in Lindau geschrieben. Zur dramatischen Darstellung wurden Böglinge im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren verwendet; in den zwei ersten Stücken lassen sich die männlichen Rollen ohne Schwierigkeit ausscheiden, im letzten Stücke wohl schwer.

1. Schwiegermutter und Schwiegertochter. Ein Schauspiel in drei Aufzügen. Seite 1—60. Neun weibliche, eine männliche Rolle. Scenerie: Parkanlage, im Hintergrunde ein Schloß, ein elegantes Zimmer, ein einfaches Zimmer. Handlung: Schloß Lustenau ist der Wohnsitz einer edlen Witwe mit ihren gleichgesinnten Kindern und der Schauplatz der großmüthigsten Wohlthätigkeit; mit innigster Dankbarkeit blicken alle Armen und Bedrängten auf diese ihre Zufluchtsstätte, über die sich in reicher Fülle Gottes Segen ergießt, so daß Unglück und jede Art schwerer Heimtückung bisnun vom Schlosse und seinen Bewohnern fern geblieben ist. Gerade das Gegentheil ist Schloß Greifenstein, wo als böser Dämon der noch unvermählte Elsbeth Tante, Frau Bornheim haust. Infolge einer Verkettung von Umständen wird Elsbeth die Gemahlin Oskars und dadurch Schloßfrau auf Lustenau; die bössartige Tante zieht mit ihr in Lustenau ein und Glück, Friede und Eintracht ziehen dort aus; die Schwiegertochter gibt den Einklüsterungen des bösen Hausdrachen soweit nach, daß die Schwiegermutter das Haus verlassen muß. Erst als die junge Schloßfrau die Entdeckung machte, daß die saubere Tante vom Einkommen des Schlosses den Löwenantheil in ihre Taschen verschwinden ließ und daß deren Intriguen sie um ihr Lebensglück gebracht, wurde „Staubaus“ gemacht mit dem bösen Geiste des Hauses, die edle Schwiegermutter kehrt zurück, mit ihr die Liebe zu den Armen und die bringt auch wieder den Segen Gottes. Recht lehrreich.

2. Die reiche Tante und ihre Erben, oder: Die bestrafte Habsucht. Schauspiel in drei Aufzügen. Zwei männliche, sieben weibliche Rollen. Zur Scenerie ist nur ein Zimmer erforderlich. Ein paar alte Jungfern können den Tod ihrer alten reichen Tante kaum mehr erwarten. Diese aber ist klug, will ihr großes Vermögen ihren Nichten nicht zuschanzen, ehe sie sich von deren Würdigkeit überzeugt hat; deshalb beschließt sie, sich zu den Nichten zu ziehen und diesen ihre Verpflegung in den Tagen des Alters anzuvertrauen. Die Nichten zeigen sich nichts weniger als erfreut über den Einfall der Tante und spielen ihre Rolle so schlecht, daß zu ihrer äußerst unangenehmen Ueberraschung nach der Tante Tod nicht sie als Erbinnen aufscheinen, sondern eine arme Verwandte, welche selbstlos mit Aufopferung die Verstorbene gepflegt. Wenn das Stück frische Spielerinnen findet, so kann es recht anregend sein.

3. Das dritte Stück: Mein ist die Rache ist ein fünfactiges Trauerspiel; dessen Schauplatz ist in die Tiroler Berge versetzt. Gegenstand: Für die Hochzeit der allbeliebten Rosel werden alle Vorbereitungen getroffen. Ihr Bräutigam hatte einen ehemaligen Jugendfreund, mit Namen Achaz, jetzt zum Todfeinde, weil er diesem während der Militärzeit an der Ausübung einer schändlichen Handlung hinderlich gewesen. Achaz will die Hochzeit durchaus verhindern und mordet Rosels Bräutigam, als dieser gekommen war, die Hand zur Versöhnung zu bieten. Darob verfällt die Braut der tiefsten Schwermuth und in kürzester Zeit drückt ihr der Kummer das Herz ab: unmittelbar vor ihrem Verschwinden nähert sich ihr der Mörder, ersieht von ihr Vergehung und liefert sich dann selbst der sühnenden Gerechtigkeit aus. Das Stück hat einen recht düsteren Hintergrund, verlangt gewandte Spielkräfte (acht weibliche, drei männliche), als Scenerie eine Waldlandschaft mit Gebirge, eine Tiroler Bauernstube, Waldgegend mit Kapelle, einen Rasenplatz mit Alpenhütte.

Schauspiele zur belehrenden Unterhaltung der Jugend. Von Dr. Fr. A. Himmelstein, Bucher in Würzburg.

Erstes Bändchen: Der verlorene Sohn. Die biblische Parabel ist so verarbeitet, daß der erste Act das undankbare Verhalten des Sohnes gegen seinen Vater zeigt, der zweite Act stellt den Beginn des Elendes vor: Das Erbgut ist vergeudet, mit Hohn verlassen ihn die Kameraden; im dritten Acte sehen wir ihn als Schweinehirt. Endlich der vierte Act bringt die Umkehr zum Vater. Die Sprache ist schön, die Verse sind fließend. Personen: drei männliche, nebst Knechten, Schnittern und Schnitterinnen und einigen Burschen. Scenerie: ein Haus, eine offene Halle, ein freies Feld. **Der Schutzgeist.** Kunigunde, die Tochter des Verwalters künibert, kommt am Schutzenselbste von der Kirche heim, sie hat mit besonderer Inbrunst den Schutz der heiligen Engel erfleht und diesen Schutz sollte sie und ihr Vater bald erfahren. Kinder belauschen im Walde Räuber, welche einen Ueberfall des Schlosses berathen und beschließen, sie machen im Schlosse Mittheilung, so daß alle nöthigen Vorbereitungen getroffen und die eindringenden Räuber abgefangen werden können. Personen: fünf männliche, vier weibliche, Knechte, Landmädchen, Bäuerinnen. Scenerie: Zimmer und Wald.

— **Der Fuchs ist gefangen.** Zwei Acte. Ein Knabe stiehlt Eier, schiebt die Schuld auf seinen Fuchs, schließlich stellt sich heraus, daß der diebische Fuchs ein zweibeiniger ist, nämlich der Knabe, der nun froh sein muß, daß es mit einer Tracht Prügel abgeht. Mehr für Kinder. Drei männliche, zwei weibliche Rollen. Scenerie: Ein Zimmer und ein Hofraum. — **Die junge Diebin.** Ein Mädchen will seine Diebereien nicht eingestehen. Die Schuld kommt auf ein Dienstmädchen. Die wirkliche Thäterin wird in ein Zimmer eingeschlossen — sie will eben einen gestohlenen Kuchen verzehren, da fängt ein im Zimmer hängendes Bild oder eigentlich die hinter dem Bilde steckende unschuldig verfolgte Magd zu sprechen an. Voll Schrecken gesteht die Diebin ihren Fehler ein. Fünf weibliche Rollen, ein Zimmer macht die Scenerie aus. Kann für junge Mädchen verwendet werden. — **Das Maifest.** Ein Kinderpiel in zwei Acten. Da bei diesem Maifest Mädchen das Stück „Der ägyptische Josef“ aufführen, welches in einer dem ernstesten Gegenstand durchaus nicht entsprechenden Form abgefaßt ist, so sehen wir von einer weiteren Besprechung ab.

Zweites Bändchen. Josef in Aegypten. Schauspiel in acht Acten. (Die Acte sind sehr kurz). 19 männliche Rollen, Gefolge mit Weibern und Kindern. Scenerie: Gegend mit Cisterne, Gefängnis, königlicher Palaß. Das Costüm stellt bedeutende Anforderungen. Das Schauspiel hält sich genau an die biblische Erzählung. — **Das Bild der heiligen Jungfrau.** Schauspiel in drei Acten. Sieben männliche, zwei weibliche Rollen, Volk. Schauplatz: Dorf in Frankreich. Inhalt des Stückes: Eine Frau geräth in so große Noth, daß ihr alles versteigert wird, sogar ein Muttergottesbild, an dem ihr ganzes Herz hängt; gerade dieses Bild wird aber ihre Rettung, denn anwesende Kenner entdecken in selbem ein Kunstwerk aus der Hand des berühmten Murillo, geben dafür eine hohe Summe und alle Noth hat bei der Frau ein Ende. — **Der Grafenjohn.** Für die Jugend weniger passend wegen der unwürdigen Rolle, welche der Lehrer und dessen Gattin spielen.

Die Beatushöhle. Schauspiel mit Gesang in vier Aufzügen. Frei nach der gleichnamigen Erzählung für die Jugend bearbeitet. Fünfte Auflage. Otto Manz in Straubing. Kl. 8°. 105 Seiten. Brochirt 50 Pf.

Ein Volksschauspiel mit eils männlichen, fünf weiblichen Rollen, Rittern, Knappen, Landleuten. Scenerie: Großes Schloßzimmer; ein von hohen Bergen eingeschlossener Platz, freier Platz vor dem Schlosse, eine Höhle. Kleinere Bühnen werden dem sonst zu empfehlenden Schauspiel schwer gewachsen sein.

Der Geschäftsführer, oder: Unentwegt auf rechtem Pfade. Ein Schauspiel in drei Aufzügen mit acht männlichen Rollen. In jeder Hinsicht geeignet für Gefellen- und Arbeitervereine. Die Fabel des Stückes ist zeitgemäß und lehrreich. Ein junger Geschäftsmann ist nach streng-christlichen Grundsätzen

erzogen und das Ideal von Ehrenhaftigkeit. Ehe er zu einem unsauberen Handel die helfende Hand bietet, entsagt er dem Theuersten, seiner Braut, seinem künftigen Lebensglücke. Aber die göttliche Vorsehung weiß alle die nachtheiligen Folgen seiner Ehrlichkeit abzuwenden — er wird der Lebensretter seines Chefs, dadurch gewinnt er die schon verloren geglaubte Braut. Das Stück ist schön, dramatisch schön verarbeitet und sollte recht oft aufgeführt werden. Ort der Handlung: Ein Warenlager, ein nobles und ein einfaches Wohnzimmer.

Der Ritter mit der verrosteten Hand. Schauspiel in drei Aufzügen von F. Cornelius. Paderborn. Schöningh. 1891. 8°. 25 Seiten. Drei männliche, neun weibliche Rollen. Bürger und Bürgerinnen.

Inhalt: Der Graf von Geiersburg, ein gegen die Armen harter Mann, wird dafür von Gott bestraft durch Lähmung seiner rechten Hand. Seine wohlthätige Gemahlin sucht, um ihn zu retten, Rath bei einem Einsiedler, der ihr Rettung verspricht, wenn sie selbst als Bettlerin hundert Gulden sammle und diese dann mit ihrem Gemahle in den Opfertaften der Kirche lege. Die Gräfin führt den Rath gleich aus, vertauscht mit einem Bettelweibe ihre Kleider und sammelt Almosen, bis sie zu einer Kirche kommt, in der gerade Gottesdienst gehalten wird. Vor der Kirche fleht die Gräfin um Almosen. Da kommt auch der Graf vorüber, der sich bekehrt hat und jetzt die Gemahlin suchen will. Er reicht der Bettlerin seine gespielte Börse. Dadurch wird die Summe von hundert Gulden voll, die Gräfin gibt sich zu erkennen, beide treten in die Kirche, opfern die vom Einsiedler verlangte Gabe und, o Wunder! im selben Augenblicke ist der Arm des Grafen geheilt! Allgemeiner Jubel!

Die Tendenz des Stückes ist: Gott straft Hartherzigkeit gegen arme Mitmenschen, mildthätige Liebe aber belohnt er. Das Stück ist in gebundener Sprache abgefaßt, die mit Ausnahme einiger Härten durchaus fließend und edel ist.

Scenerie: Erster und zweiter Aufzug: Waldgegend. Im dritten Aufzuge: Platz vor einer Kirche.

Costüm einfach; nur das des Grafen und der Gräfin stellt etwas größere Anforderungen. Das Stück kann mit bestem Erfolge aufgeführt werden in katholischen Vereinen, Casinos u.; doch scheint es für eine einzige Theatervorstellung etwas zu kurz zu sein.

Aus Mutterherz. Dramatisches Spiel für Jungfrauen in drei Aufzügen von Johannes Heef. Mainz. Kirchheim. 1895. Kl. 8°. 88 Seiten. Preis M. 1.

Ein für höhere Töchter Schulen, Jungfrauen-Vereine und dergleichen gut passendes Stück mit neun weiblichen Rollen, welches in Bezug auf Scenerien und Ausstattung keine großen Anforderungen stellt und dabei doch sehr effectvoll ist. — Ort und Zeit der Handlung: Rom im dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

Inhalt: Eine heidnische römische Matrone findet in ihrer vermeintlichen Sclavin, die inzwischen Christin geworden und von ihren heidnischen Mit-sclavinnen schwer verleumdet und eines groben Diebstahles angeklagt ist, ihre längst geraubte Tochter wieder. Die heroische Liebe der ersten Christen ist schön geschildert. Ein paar Lieder einzuschalten und den Schlusseffect etwas zu steigern, dürfte einer kundigen Bühnenleitung nicht schwer fallen.

Muttersegen. Theaterstück für Kinder in drei Acten von Carla Sermeß. Schöningh in Paderborn. 1890. 12°. 35 Seiten. Broschirt 60 Pf.

Ein dramatisirtes Märchen. Rudi kann dem inneren Drange und den Lockungen der Waldfee nicht widerstehen, entläuft der Mutter, wird Vage einer Königin, der er das Leben rettet. Infolge eines ihm von der Waldfee gereichten Zaubertrankes verliert Rudi allen Frohsinn; da tritt seine Schwester rettend auf, macht den Bruder frei von der Gewalt der Zauberin und führt ihn in die Arme der Mutter zurück. Tendenz: Macht der Mutterliebe. Die Scenerie ist einfach: eine Hütte am Waldestand, ein Garten; auch die Ausstattung stellt

keine großen Anforderungen, die Sprache ist schön, die eingefügten Vieder sind recht lieblich. Zwei männliche Rollen, neun weibliche. Gefolge.

Zwergkönig Merlin. Ein Weihnachtsspiel in drei Acten von Anna Geyer. Kirchheim in Mainz, 1895. 12°. 20 Seiten. Broschirt 40 Pf.

Vorzüge: Gute Tendenz, edle Sprache, kurze und leichte Ausführbarkeit des Stückes, welches besonders geeignet ist, mit einer Christbaumbescherung in Arbeitsschulen für Mädchen verbunden zu werden. Sechs größere Mädchen im Alter von 10—14 Jahren und vier kleinere können spielen. Scenerie: Einfaches Zimmer, Waldgegend. Handlung: Klein Köschchen strickt nicht gern, hört, daß man vom Zwergkönig Merlin allerlei Wundergaben erlangen könne, geht in den Wald hinaus, ruft den Zwerg und begehrt von ihm Stricknadeln, die von selbst stricken. Der Zwergkönig nimmt die Bitte schlecht auf und ungeachtet aller Bitten nimmt er die faule Kösel mit zu den Zwergen, wo sie sich gründlich bessert; am heiligen Christabend kommt sie als das beste Christgeschenk für Mutter und Schwester zurück. Schlussscene: Das Kripplein mit dem Jesukinde, ein Engel erscheint und bringt die frohe Botschaft der heiligen Nacht.

„Ehre sei Gott in der Höhe.“ Ein Schauspiel für die Jugend in drei Aufzügen von Minna v. Waldau. G. J. Manz in Regensburg. 1892. 8°. 46 Seiten. Broschirt 50 Pf.

Der Inhalt des Stückes ist der bekannten Erzählung von Chr. v. Schmid: „Der Weihnachtsabend“ entnommen. Es fordert sechs männliche, zwei weibliche Rollen; Kinder, Bauern, Bäuerinnen, Soldaten. Scenerie: Dorf-gasse, winterliche Waldgegend mit Aussicht in ein Thal, eine Stube.

Das Bergmännlein. Wiedervergeltung. Der kleine Finger. Drei Schauspiele von M. Becker. Dritte Auflage. D. Manz in Straubing. Kl. 8°. 54, 46, 20 Seiten. Preis M. 1.—.

Das Bergmännlein, Schauspiel mit Gesang in drei Aufzügen: Inhalt: Minna ist sonst ein herzig Mädchen, aber sie hat ein etwas hartes, eigensinniges Köpfchen. Bald hätte sie dieser ihr Eigensinn in großes Unglück gebracht; bei Verfolgung einer Taube verließ sie sich im Walde; das Bergmännlein will sie als Braut mit sich nehmen, was jedoch ihr Schutzengel verhindert; die Affaire war für das Starrköpfchen sehr heilsam. Für Kinder-theater eignet sich das Stück gut, nebst der Rolle des Bergmännleins und seiner Gnomen sind fünf Mädchen und zwei Knaben zum Spielen nothwendig. Als Schauplatz dient ein Platz vor einem Landwirthshaus und eine Gebirgshöhe. — Wiedervergeltung. Schauspiel mit Gesang in drei Aufzügen. Ein junger Graf, von feindlichen Soldaten geraubt, wird durch einen Köhlerjungen den Eltern zurückgegeben. Das gute Kinderspiel erfordert acht männliche, fünf weibliche Spieler. Scenerie: Zimmer im Schlosse, Platz vor einer Dorfschenke, eine ärmliche Wohnung. — Der kleine Finger. Schauspiel mit Gesang in einem Aufzuge. Der von der Mutter als „allwissend“ ausgegebene kleine Finger hat dem kleinen Karl heilsamen Schrecken eingeflößt, so daß er verspricht, nur mehr Gutes zu thun; einmal wird Karl doch rückfällig, dann folgt aber aufrichtige Buße und Besserung. Kurz und gut für Kinder; drei Knaben, zwei Mädchenrollen. Das Stück spielt in einem Garten.

Geistlicher Christbaum. Eine Sammlung von größeren und kleineren Weihnachtspielen, Krippenliedern und Gedichten. Geordnet und mit Melodien versehen, unter Mitwirkung mehrerer Componisten von F. R. Nfse. V. Muer in Donaunörth. 12°. 20. bis 26. Heft.

Die Mehrzahl der Hefte wurde schon früher (Theol.-prakt. Quartalschrift, Jahrg. 1891), 3. Heft, Seite 604—607) bestens empfohlen. Die Sammlung ist sehr brauchbar. Die letzten uns vorliegenden Hefte enthalten: 20. u. 21. Heft: 80 Seiten. Preis 75 Pf. Der Weihnachtstraum, ein Kinderspiel von Michl Gerhauser in drei Acten, für sieben Knaben und drei Mädchen. Scenerie: Platz vor einer Kirche, ein winterlicher Tannenwald, ein Saal. 22. u. 23. Heft 25 Pf. Der kleine Maussfallenhändler. Ein einfaches Weihnachtsspiel für gute Kinderlein von 4—6 Jahren von F. M. K. Priester.

Einige Prologe und Epiloge zu Weihnachtsspielen für größere und kleinere Kinder. Licht vom Lichte. Ein Weihnachtspiel in Versen von Franz Eichert. Geschrieben wurde dies Stück für die „Töchter des göttlichen Heilandes“ in Znaim und von Kindern von 5—14 Jahren aufgeführt. Es erfordert nahe an 40 (gemischt) Darsteller, die auch schon wenigstens, was die Träger der Hauptrollen betrifft, ein Talent im Declamieren und mimische Lebendigkeit haben müssen. 24. Heft: (75 Pf.) Der Arbeit Fluch und Segen. Drei Weihnachtsspiele von Onkel Ludwig (besonders für Gesellen- und Arbeitervereine.) 25. Heft: (75 Pf.) Dora, oder die Töchter Bethlehems. Ein Weihnachtspiel in fünf Acten von Valentin Eschenloher. Für 11—13jährige Schulmädchen, außer den neun weiblichen Rollen sind zwei männliche (St. Josef und ein Hirte.) 26. Heft: 40 Pf. Die Entstehung und Bedeutung des Christbaumes. Weihnachtspiel. Nach einer schwäbischen Volks Sage von Onkel Ludwig.

Nur kurz mögen noch erwähnt werden:

Kleine Theaterstücke für die Jugend von Isabella Braun. Zwei Bändchen. 150, 141 S. 12^o. Ludwig Auer in Donauwörth. Enthält recht hübsche dramatische Arbeiten ersten und heiteren Inhaltes mit gemischten Rollen; nur das Stück: „Namenstagsgeschenk“ hat bloß weibliche Rollen; vielfach dürften willkommen sein die Gelegenheitsspiele, z. B. „Geneigungsfeier“ und „Heimkehr“ zu Ehren des aus dem Bade zurückgekehrten Herrn Pfarrers, „Der Mutter Geburtstag“.

Jugendbühne. Ernst und heitere Theaterstücke. Herausgegeben von Sophie von Adelung. Otto Maier in Ravensburg. 1. 2. 3. Bändchen, gbd. mit je 60—70 Seiten. Preis 80 Pf., im Abonnement 60 Pf.

Kripplg'sauml und Krippenspiel in der oberösterreichischen Mundart. Gesammelt und herausgegeben von P. Siegmund Fellöder, k. k. Schulrath, Prior des Stiftes Kremsmünster. Haslinger (J. Sachsperger) in Linz. Sieben Bändchen. Ungemein kernige, gemüthreiche, frommgläubige Dichtungen unserer besten Volks- und Dialectdichter. Wo der Dialect verstanden wird, wird man gewiß vieles daraus brauchen können.

Kleiner Nachtrag.

Zum Schlusse seien wiederholt empfohlen die uns vorliegenden *Kalender* pro 1898:

Von Ludwig Auer in Donauwörth:

Monikakalender (25 fr.), Bernardettekalender zu Ehren unserer lieben Frau von Lourdes (25 fr.), Katholischer Lehrerkalender (60 fr.), Raphaelkalender für junge Arbeiter (12 fr.), Nothburgakalender (12 fr.), Kalender für die studierende Jugend (24 fr.), Kinderkalender (12 fr.), Thierschukkalender (6 fr.).

Von Herder in Freiburg: Sonntagskalender.

Sie sind alle eine wertvolle Bereicherung der katholischen Literatur und ist deren Benützung gewiß von größtem Segen.

Ein Wort größter Anerkennung verdient die Zeitschrift: „Alte und Neue Welt“, welche sich auch im letzten Jahrgang 1897 auf der Höhe der Zeit erhalten und sowohl in Bezug auf Illustration, als auch auf den Inhalt die weitgehendsten Forderungen befriedigt hat, sie hat ein Anrecht auf das Interesse aller katholischen Kreise.

Als eine sehr gut redigierte und billige Zeitschrift müssen wir bestens empfehlen: Der Marienbote. Illustrierte Monatschrift für Marienkinder und Töchter katholischer Familien. Schried in München. 12 Monatshefte. M. 1.80 = fl. 1.20. Wir hoffen noch eingehender berichten zu können.

Pastoral-Fragen und -Fälle.

I. (Wuthwillig herbeigeführtes Eisenbahnunglück.)

Mudax, ein übermüthiger Bauernbursche, macht sich eines Abends im Dunkel den Spass, bei der Eisenbahn die Weichen zu verstellen. Seine Absicht ist, den Weichensteller zu ärgern. Nach einiger Zeit kommt ein Zug, fährt ins unrichtige Geleise und zertrümmert ein paar dastehende Waggonen. Der Weichensteller entgeht der Strafe der Entlassung nur, weil bisher nie etwas gegen ihn vorgelegen hat, er vielmehr sonst immer zu großer Zufriedenheit seiner Vorgesetzten sein Amt verwaltete, doch wird er zu 300 fl. Schadenersatz verurtheilt. Nach einiger Zeit kommt Mudax zur Beicht und fragt, ob er gehalten sei, die 300 fl. zu ersetzen. Der Beichtvater spricht ihn von der Erbpflicht frei mit Rücksicht darauf, daß der Weichensteller und der Stationschef ihre Pflicht zu revidieren nicht erfüllt haben. Hat derselbe richtig geurtheilt?

Lösung. Das Urtheil des Beichtvaters ist nicht ein allseitig richtiges. 1. Die Begründung, durch welche er die Restitutionspflicht verneint, ist jedenfalls verkehrt. In der Voraussetzung, daß der Weichensteller seine Pflicht zu revidieren nicht erfüllt habe (ob dies wirklich der Fall war, läßt sich kaum anders ermitteln als aus der Länge der Zeit, welche zwischen dem Vubensstreich des Mudax und dem Hineinfahren des Zuges verstrichen ist), ist derselbe die negative Ursache des angerichteten Schadens, freilich der Eisenbahngesellschaft haftbar, weil es eine Unterlassung amtlicher Pflicht war und er deren Folgen zu tragen hat. Mudax aber ist jedenfalls auch Ursache des Schadens, und zwar positive Ursache. Nun aber ist der positiv Schädigende vor der negativen Ursache zur Wiedergutmachung des Schadens gehalten, falls die übrigen Bedingungen vorliegen, welche zur Pflicht des Schadenersatzes erforderlich sind. (Lehmkuhl, Theol. mor. I, n. 1016. S. Alph. lib. 3 n. 573 ff.)

2. Wenn Mudax als Thäter bekannt und verklagt wird, dann ist kein Zweifel, daß er zum Schadenersatz zu verurtheilen und darauf auch im Gewissen gehalten wäre. Denn um so dazu gehalten zu sein, bedarf es außer der Ursächlichkeit des Schadens nur der juridischen Schuld, diese liegt unzweifelhaft vor. (Lehmkuhl, Theol. mor. I, n. 965.)

3. Ist jedoch die Sache im bloßen inneren Forum zu entscheiden, dann muß constatiert sein, daß culpa gravis theologica vorlag, und zwar gegen die Gerechtigkeit graviter culpabilis, und auch einigermaßen die Voraussicht des erfolgten Schadens. An sich genommen ist freilich die That des Mudax eine recht schwer sündhafte That; es konnte ja sehr wohl sein, daß durch eine solche Verstellung der Weichen nicht bloß ein paar Waggonen zertrümmert würden; es konnte leicht ein größeres Unglück mit Verlust an Menschenleben eintreten. Jeder etwas nachdenkende Mensch muß sich sagen,

dass durch solch' muthwillige That jene Gefahr herbeigeführt wird. Es wäre also Audax jedenfalls zu befragen, ob er denn gar nicht an die Möglichkeit eines Unglücks gedacht hätte. Wenn er eingestehen muss, dass der Gedanke allerdings ihm gekommen sei, dann müsste man, selbst wenn er sich auch eingeredet haben mag, für diesmal werde ein Unglück sich schwerlich ereignen — dennoch ihn zum Ersatz des Schadens anhalten. Betheuert er aber ernstlich, an die Möglichkeit eines Unglücks habe er gar nicht gedacht, weil ihm nur im Sinne gelegen habe, der Weichensteller werde sofort kommen und sich über die Verstellung der Weichen ärgern — möglich ist das bei einem leichtsinnigen Buben — : dann könnte er im Gewissen nicht zum Ersatz verpflichtet werden. Es mochte eine culpa gravis gegen die Liebe sein, den Nächsten so böswillig zu ärgern (das braucht hier nicht näher untersucht zu werden); aber es wäre dann keine gravis culpa bezüglich einer etwaigen schweren Schadenstiftung. Dass alsdann die Tragung des Schadens auf dem Weichensteller sitzen blieb, wäre ein Unglück, aber keine Ungerechtigkeit.

Balkenburg (Holland)

Prof. Aug. Lehmkuhl, S. J.

II. (Alter für die Firmung.) Empfänger der Firmung ist jeder Getaufte, welcher noch nicht gesirmt ist. Darum kann diese auch den unmündigen, noch nicht des Vernunftgebrauchs mächtigen Kindern ertheilt werden, und es ist denselben früher auch thatsächlich unmittelbar nach der Taufe die Firmung ertheilt worden. Doch ist nach jetziger Disciplin der Kirche die Spendung an Kinder vor vollendetem siebenten Lebensjahre und erlangtem Vernunftgebrauche unerlaubt. Der Mensch soll eben die Vollreise des christlichen Lebens durch die Mittheilung des heiligen Geistes erst empfangen, wenn er ein selbständiges christliches Leben zu führen vermag. Es kann aber auch jetzt noch die Firmung früher ertheilt werden: 1. Wenn rechtmäßige Gewohnheit eine frühere Ertheilung gestattet, wie bei den Griechen und in Spanien, (wo die Kinder im Alter von 2—3 Jahren gesirmt werden); 2. wenn der Bischof wegen der großen Ausdehnung seines Sprengels oder wegen anderer sehr wichtigen Gründe nicht öfters firmen kann; 3. wenn Gefahr wäre, dass ein Kind vor der Firmung sterbe und der Bischof es auffuchen und firmen will.

Es hat sich nun an sehr vielen Orten die Gewohnheit gebildet, dass die Kinder erst nach der ersten heiligen Communion gesirmt werden. Wie Leo XIII. hierüber denkt, zeigt sein Schreiben an den Bischof von Marseille, welcher unter Aufhebung der bisherigen Gewohnheit die Kinder schon vor der ersten Communion firmte. Leo XIII. billigt in diesem Schreiben ausdrücklich das Vorhaben des Bischofes und sagt von der bestehenden Gewohnheit „*ea nec cum veteri congruebat constantique Ecclesiae instituto nec cum fidelium utilitatibus*“. Gerade im Kinderherzen schlummern

die Reime der verschiedensten Begierden, welche den Menschen ins Verderben stürzen, wenn sie nicht frühzeitig ausgerottet werden. Dazu aber bedarf's von frühester Jugend an der Gnade und Kraft des heiligen Geistes. Und einen doppelten Nutzen sieht der heilige Vater in einer frühzeitigen Firmung: Das kindliche Gemüth wird empfänglicher für die Aufnahme der christlichen Lebensgesetze und wird auch für die später zu empfangende heilige Communion besser vorbereitet und zieht aus ihr reichere Früchte. „Porro sic confirmati adolescentuti ad capienda praecepta molliores fiunt, suscipiendaeque postmodum Eucharistiae aptiores, atque ex suscepta uberiora capiunt emolumenta“. — Auch Pius IX. soll bei einer ähnlichen Anfrage geantwortet haben: „Erst Soldat, dann Tischgenosse!“ Es ist selbstverständlich Sache der Oberhirten, hierin für ihre Diöcesen die angemessenen Bestimmungen zu treffen. Aber es scheint uns, als ob mancher Unfug, der sich jetzt bei dem späteren Empfange der Firmung an den Firmtag knüpft und die Gnade der Firmung beeinträchtigt, bei einer früheren Firmung in Wegfall kommen würde.

Würzburg.

Professor Dr. Fr. Goepfert.

III. (Geheimes Ehehindernis.) In der Ortschaft N. ist die Kunde verbreitet, daß Cajus und Macrina einander heiraten wollen und am nächstfolgenden Sonntage das erste Aufgebot geschehen werde. Das Brautexamen hat schon stattgefunden. Macrina wußte nichts von einem Ehehindernis, und Cajus, ein religiöser Mann, der aber vor etwas mehr als einem Jahre mit Macrinas Schwester Plauta sich versündigt hatte (was ganz geheim geblieben war), erklärte dem hochwürdigen Pfarrer, auch er wisse von einem Ehehindernisse nichts. Als nämlich derselbe, einige Monate nach jenem Vergehen, bei dem Priester N. in der nahegelegenen Hauptstadt der Diöcese eine reumüthige Beicht ablegte und dem Beichtvater mittheilte, er könne die Plauta aus gewissen Gründen nicht wohl heiraten, denke aber daran, ihre Schwester Macrina zu nehmen, machte ihn der Beichtvater auf das trennende Ehehindernis aufmerksam, fügte jedoch hinzu, aus den angegebenen Gründen könne er Dispens erlangen, wenn er dieselbe, wie es nothwendig sei, verlange. Cajus, um seinen guten Ruf besorgt, fragte, ob er wohl dieses Ehehindernis, wenn die Ehe mit Macrina zustande kommen sollte, seinem mit ihm persönlich sehr vertrauten Pfarrer bekannt machen müsse. Der Beichtvater antwortete ihm: Nein, da die Sache ganz geheim sei, genüge es, wenn er durch einen Beichtvater, der ihn nicht nennen werde, sich die Dispens vor der Trauung verschaffe; dann könne er, vom Pfarrer gefragt, sagen, er wisse nichts von einem Ehehindernisse (das er ihm mitzutheilen verpflichtet sei). Ungefähr acht Tage vor dem Sonntage, an welchem das erste Aufgebot stattfinden sollte, begab sich also Cajus wieder zu diesem Beichtvater, erinnerte ihn an das früher Gebeichtete

und bat ihn, ihm die erforderliche Dispens gütigst zu erwirken. Der Beichtvater versprach sie ihm, ohne einen Namen zu nennen, zu verschaffen und bestimmte ihm einen Tag nach dem ersten Aufgebot, an dem er zu ihm zurückkommen solle.

Plauta hatte zwar keine Rechtsansprüche auf Cajus, da sie besonders an der einst begangenen Sünde schuld gewesen war; sie wußte aber, daß diese Versündigung ein Ehehindernis für Cajus begründe, begab sich zum Beichtvater B., einem jungen Geistlichen in A., und fragte ihn, ob sie verpflichtet sei, das obwaltende Ehehindernis anzuzeigen. B. gab ihr unklugerweise zur Antwort, sie müsse das Ehehindernis dem Pfarrer anzeigen. (Vgl. Gury, Casus II, n. 887, cas. V. 1^o.) Cajus, der ebenfalls bei Gelegenheit des ersten Aufgebotes die Sacramente der Buße und des Altars empfangen wollte, kam zu demselben Beichtvater, und da er nichts von diesem Ehehindernisse sagte, frug ihn B. nach einer allgemeinen Frage über die Ehehindernisse, ob er sich nicht mit der Schwester seiner Braut versündigt habe. Cajus leugnete es, und nach einer kurzen Ermahnung entließ ihn der Beichtvater ohne Vossprechung mit dem Segen, den er über ihn aussprach.

Bald nach dem ersten Aufgebot kam Plauta, den Auftrag des Beichtvaters erfüllend, zum Pfarrer und theilte ihm den Sachverhalt mit. „Ist die Sache bekannt?“ frug dieser. „Nein, gar nicht,“ erwiderte sie, „der Beichtvater hat mich dazu verpflichtet, sie Euer Hochwürden mitzutheilen.“ — „Warum haben Sie denn Cajus nicht aufmerksam gemacht?“ — „Ich habe ihm davon geredet, er aber sagte, ich solle mich nicht darum kümmern.“ Dann verabschiedete sie der Pfarrer, und da er Cajus als einen gewissenhaften Menschen kannte, ließ er die Sache auf sich beruhen. An dem festgesetzten Tage erhielt in der That Cajus durch den Beichtvater A. pro foro conscientiae die erforderliche Dispens.

Nachdem nun die Geschichte in der giltigen Eheschließung ihren Abschluß gefunden hat, fragt es sich: Was ist über das Verfahren, welches Plauta, die Beichtväter A. und B., Cajus und der Pfarrer eingeschlagen haben, zu urtheilen?

Antwort: 1. Plauta ist zwar zu entschuldigen, hat aber objectiv nicht richtig gehandelt. Um Aufschluß über ihren Zweifel zu erhalten, hätte sie, da der Beichtvater B. die Personen kannte, einen Beichtvater auffuchen sollen, dem ihr Mitschuldiger nicht bekannt gewesen wäre, wenn es ohne große Beschwerde geschehen konnte; ¹⁾ es ist kaum

¹⁾ Suarez sagt: Si poenitens possit ei confiteri, qui non cognoscit personam complicitis, tenetur id facere: et in hoc omnes conveniunt. Vergleiche Lugo, disp. 16. n. 392. Die Ansicht einiger spätern Moralisten, welche meinten, dies sei bloß de consilio, hält auch der hl. Alfons nicht für hinreichend wahrscheinlich (I. 6. n. 489), und wenn heute einige meinen, die Infamierung bei einem vir gravis et prudens sei nicht sicher als materia gravis anzusehen, so möchte ich fragen, ob es nicht allgemein als eine an und für sich schwere Last angesehen wird, wenn jemand, der auf seinen guten Namen hält, eine schwere Sünde zu beichten hat.

anzunehmen, daß sie einen solchen nicht leicht hätte finden und ihm die nothwendige Kenntniss der Sachlage nicht hätte mittheilen können. — 2. Die Antwort, die ihr der Beichtvater B. erteilte, war nicht richtig; denn niemand ist verpflichtet, ein Ehehindernis anzuzeigen, wenn durch die Anzeige ihm selbst und einem andern eine bedeutende Schädigung des guten Namens entsteht. (S. Alph. n. 995, Gury, l. c. Ballerini, Op. mor. vol. VI, pag. 433 n. 906.) Er hätte ihr sagen sollen, es genüge, wenn sie ihren Mitschuldigen, den Bräutigam, auf das bestehende Hindernis aufmerksam mache, damit er sich Dispens verschaffe, es sei anzunehmen, daß dieser, der auf seine Religion hält, es thun werde; so werde die Gefahr für Macrina, ohne es zu wissen, eine ungiltige Ehe einzugehen, und die Verunehrung des Sacramentes, soviel sie dafür zu sorgen habe, vermieden. Derselbe Beichtvater B. hat aber auch dadurch gefehlt, daß er, wie es scheint, von der in der Beicht erhaltenen Kenntniss beim Ausfragen des Bräutigams und durch Verweigerung der Vossprechung Gebrauch gemacht hat, selbst wenn wir annehmen, daß Cajus es nicht gemerkt habe. Die entgegengesetzte Ansicht, welche den Gebrauch in diesem Falle erlaubt, halte ich nicht für wahrscheinlich, und selbst, wer sie für wahrscheinlich hielte, dürfte sie nicht befolgen, wenn auch der heilige Alfons sie nicht verwirft. — 3. Die Anzeige der Plauta scheint, ungeachtet der Weisung des Beichtvaters, fast nicht mehr entschuldigt werden zu können, nachdem Cajus, der doch auch die heiligen Sacramente empfängt, ihr gesagt hat, sie solle sich um die Sache nicht weiter kümmern. — 4. Der Beichtvater A. und sein Pönitent Cajus haben ganz richtig und weise gehandelt, ausgenommen vielleicht, daß Cajus der Plauta eine klarere Antwort hätte geben sollen. Den Gläubigen, die eine Ehe eingehen wollen, soll überhaupt bekannt gemacht werden, daß für Ehehindernisse, welche ganz geheim sind und aus Sünden herrühren, die Dispens durch den Beichtvater, nicht durch den Pfarrer, nachgesucht werden solle. — 5. Auch das Verfahren des Pfarrers ist tadellos. Er hat wohlgethan, die Sache unter diesen Verhältnissen auf sich beruhen zu lassen. Er durfte, nach meinem Dafürhalten, keinen Gebrauch von der ihm gemachten Anzeige machen; das Beichtsigel selbst stand diesem Gebrauche entgegen; denn Plauta hatte nur die Absicht, das mitzutheilen, was sie gemäß der in der Beicht erhaltenen Anweisung sagen zu müssen glaubte; da ihre Anzeige auf einer falschen Voraussetzung beruhte, hat sie mit derselben auf ihr Beichtgeheimnis nicht verzichtet. Ja, selbst wenn ein Geheimnis dem Pfarrer in seinem Amte ohne Beziehung zu einer Beicht mitgetheilt wird, glaube ich mit der Ansicht, welche Gury (Comp. Theol. mor. II. n. 742) für die wahrscheinlichere hält, daß er diese Kenntniss nicht ohneweiters in foro externo verwenden dürfe. In unserem Falle muß er die anzeigende Person anhalten, den mitwissenden Nupturienten, wenn sie es ohne bedeutenden Schaden für sich thun kann, auf die Nothwendigkeit einer Dispens aufmerksam zu machen,

und wenn die Brautperson selbst ihm das geheime Hindernis mitgetheilt hat, soll er ihr sagen, diese Dispens pflege in der Beicht nachgesucht und ertheilt zu werden. Damit wird nicht gesagt, daß dieselbe, ohne gültige sacramentale Losprechung von den Sünden ertheilt, ungültig wäre.¹⁾

Klagenfurt.

Professor Julius Müllendorff S. J.

IV. (Bis zu welcher Höhe dürfen Kirchencapitalien in Sparcassen angelegt werden?) Stets wird sich bewahrheiten das bekannte Wort: „*Vanae sunt leges sine bonis moribus*“. Auch die besten Gesetze werden illusorisch, wenn sie nicht gehandhabt und nicht befolgt werden. Bereits einmal früher wurde in dieser Zeitschrift²⁾ der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die Verwaltung des Kirchenvermögens von Seite vieler Patronatsämter so Manches zu wünschen übrig lasse, wobei unter andern auch auf die in den Kirchenrechnungen oft ausgewiesenen, mitunter sehr bedeutenden nicht elozierten Cassabarschaften, sowie auf die gewagte Anlegung von großen Kirchencapitalien in unterschiedlichen Sparcassen kurz hingewiesen wurde.

Die wünschenswerte Remedur sollte ein Erlaß der k. k. Statthalterei Prag vom 23. November 1892, Z. 132.932 schaffen, welcher in dieser Zeitschrift, wie bemerkt, mit einigen kurzen Bemerkungen veröffentlicht wurde. Wie jedoch diesem Erlasse von den betreffenden Kirchenvermögens-Verwaltungen entsprochen wurde, zeigt der nachstehende über denselben Gegenstand publicierte Erlaß des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 15. März 1897, Z. 4066 (intimiert von der genannten k. k. Statthalterei dem hochwürdigen bischöflichen Consistorium Königsgrätz unterm 21. April 1897, Z. 51.405), den wir wegen seines Zusammenhanges mit der vorcitirten Statthaltereiverordnung hier folgen lassen:

„Das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht — so lautet der bezogene Erlaß — hat die Wahrnehmung gemacht, daß die durch § 50 des Gesetzes vom 7. Mai 1874, N. G. Bl.

¹⁾ Es ist zu beachten, daß das Geheimnis nicht gewahrt bleibt, wenn der Pfarrer oder Beichtvater, obgleich *tectis nominibus*, unter solchen Umständen an das Ordinariat recurriert, daß aus den Matriten die Person, für welche Dispens begehrt wird, mit Wahrscheinlichkeit oder gar mit Sicherheit eruiert werden kann. In der Hauptstadt der Diocese, wohin Leute aus der ganzen Umgegend sich zu begeben pflegen, kann der Beichtvater allerdings ohne diese Gefahr den schnellern und leichtern Weg der Vermittlung durch das Ordinariat einschlagen; an andern Orten wird er sich wohl in den meisten dieser Fälle genöthigt sehen, direct an die *sacra Poenitentia* sich zu wenden, von welcher er heute innerhalb einer Woche Rückantwort in Händen haben kann. Aus dem Gesagten geht wiederum hervor, wie dringend den Gläubigen, welche eine Ehe eingehen wollen, empfohlen werden soll, die Sacramente der Buße und des Altars vor dem ersten Aufgebote zu empfangen.

²⁾ Vgl. Jahrgang 1893, Heft 2, Seite 503.

Nr. 50 aufrecht erhaltene Vorschrift des kaiserlichen Patentcs vom 9. August 1854, R.-G.-Bl. Nr. 208, wonach Sparcassaeinlagen eines kirchlichen Vermögenssubjectes den Betrag von 525 fl. österr. Währ. nicht übersteigen dürfen, nicht überall eingehalten wird. — Ueber Auftrag des genannten hohen k. k. Ministeriums wird das hochwürdige bischöfliche Ordinariat eingeladen, den kirchlichen Vermögensverwaltungen in Erinnerung zu bringen, daß, besondere Fälle ausgenommen, wie z. B. vorübergehende Fructificierung von eingegangenen Rausschillingen bis zur definitiven vorschriftsmäßigen Wiederveranlagung, kein größerer, als der Betrag von 525 fl. österr. Währ. für ein kirchliches Vermögenssubject nach Punkt 5, § 194 des citirten kaiserlichen Patentcs in Sparcassen fruchtbringend angelegt werden darf.“

Wenn man bedenkt, wie stark heutzutage der Credit, dank den verschiedenen finanziellen Manipulationen und künstlich bewerkstelligten Geldpreisen, erschüttert ist, und wie die Sparcassen infolge häufigen Falliments und sich wiederholender Concurse von dem ehemals in sie gesetzten Vertrauen viel eingebüßt haben, so muß man den voranstehenden Ministerialerlaß — womit offenbar eventuellen Verlusten der Kirchencassen und Schädigung des Kirchenvermögens vorgebeugt werden soll — nur billigen. Es wird sich bald zeigen müssen, ob dieser von der höchsten administrativen Instanz erlassene Erlaß mehr Beachtung finden wird, als die oben angeführte Statthaltereiverordnung. Wie die Dinge dermalen stehen, so scheint es ziemlich zweifelhaft zu sein.

Die sogenannten Patronatsämter, beziehungsweise die herrschaftlichen Wirtschaftsbeamten, denen von ihrem Brotherrn die Verwaltung des Vermögens der Patronatskirchen anvertraut ist, (vgl. Decret der Finanz-Hofstelle vom 2. September 1800 an das böhmische Gubernium) sind mit Dekonomie- und Administrativarbeiten, die doch ihren eigentlichen Ressort bilden, hinreichend versorgt, und sehen daher die Verwaltung des Patronatskirchenvermögens nur für eine Last an, zumal wenn ihnen für ihre Mühewaltung kein oder kein entprechendes Aequivalent geboten wird. Der öftere Wechsel der herrschaftlichen Wirtschaftsbeamten ist erfahrungsmäßig für eine correcte und gedeihliche Gebarung mit dem betreffenden Kirchenvermögen auch nicht besonders vortheilhaft, zumal wenn ältere und bewährte Kräfte durch neue, aber unerfahrene ersetzt werden, bei denen die erforderliche Sachkenntnis und Versiertheit vermißt wird. Was Wunder, wenn dann die Verwaltung des Kirchenvermögens mit den diesfälligen gesetzlichen Normen nicht im Einklange steht und die Kirchenrechnung Mängel ausweist, welche dem Vermögensstande der Kirche zum Nachtheil sind. — Mitunter mag auch die gesetzlich vorgeschriebene Revision der Kirchenrechnung durch die dazu berufenen Kirchenorgane (cfr. Hofdecret vom 2. September 1800, Z. 2456; vom 11. März 1801, Z. 2987; vom

18. April 1806, Z. 22.616; § 41 des Gesetzes vom 7. Mai 1874, R.-G.-Bl. Nr. 50 und die einschlägigen kirchlichen Bestimmungen; — vgl. auch Dannerbauer Praktisches Geschäftsbuch, Artikel: Kirchenvermögensverwaltung) nicht genug intensiv sein, indem nicht selten entgegen den bestehenden gesetzlichen Vorschriften Kirchenrechnungen gefertigt, und damit als richtig genehmigt werden, an denen Manches auszusetzen wäre. Leges vigilantibus scriptae sunt! — Schließlich leben die meisten Patronatsämter noch immer der irrigen Meinung, sie seien die eigentlichen rechtlichen Verwalter des Kirchenvermögens, mit dem sie daher nach Gutdünken schalten und walten können.²⁾ Hieraus ergeben sich wohl die meisten Mißstände in der Verwaltung des Kirchenvermögens: eigenmächtige Verwendung des Vermögens der einen (besser dotierten) Kirche zu Gunsten einer anderen (minder dotierten) Kirche — verspätete, oft erst nach wiederholten Mahnungen erfolgte Rechnungslegung — große brach liegende Cassabarschaften — Elocierung der Kirchencapitalien in Sparcassen und nicht selten auch in den noch weniger verlässlichen Vorschusscassen u. a. m.²⁾

Das sind wohl kaum gesunde Verhältnisse, welche einer entsprechenden Sanierung bedürfen. Soll es besser werden, dann müssen die bestehenden Normen über die Verwaltung des Kirchenvermögens, und somit auch der obcitirte Ministerialerlass nachdrücklicher, als es bis jetzt der Fall war, gehandhabt werden. Dies erscheint umsomehr nothwendig, als die genannten Geldinstitute für Kirchencapitalien keine hinreichende pupillarische Sicherheit bieten und als sie bereits seit längerer Zeit den Zinsfuß unter den der staatlichen Geldverzinsung herabgemindert haben, so daß die Anlegung der Kirchencapitalien in Staatsobligationen weit vorthafter ist. Die gewöhnlichen Ausreden der Patronatsämter: das brach liegende Cassabarschaftscapital werde demnächst fructificiert werden, oder es sei zu einer projectierten Bau-Reparatur oder zu einer eventuellen Neuanschaffung u. d. gl. reserviert, wozu oft nicht einmal die allerersten Präliminarien verfaßt sind, noch die landesfürstliche Bewilligung eingeholt ist, und deren Realisirung oft erst nach Verlauf vieler Jahre zu gewärtigen ist, — sind wohl bequemt, aber dem

¹⁾ Dagegen spricht unter anderem selbst der § 41 des der Kirche so wenig günstigen Gesetzes vom 7. Mai 1874, Nr. 50.

²⁾ Dierher gehören auch die fast regelmäßig wiederkehrenden, oft namhaften „activen Rückstände“, die kaum verzinst werden. — Ohne der gar zu traurigen Fälle zu erwähnen, wo der „Kirchenpatron“ das Vermögen der Patronatskirchen angegriffen und das Geld zu seinen Privat Zwecken verwendet hat, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen worden zu sein, sei nur nebenbei bemerkt, daß es vorgekommen ist, daß der „Patron“ namhafte Summen aus der Kirchencassa entlehnt hat, ohne dazu die vorgeschriebene kirchliche und staatliche Bewilligung eingeholt zu haben. So ein Vorgang dürfte wohl kaum — gesetzlich und — correct sein!

Kirchenvermögen, wie gezeigt, nachtheilig. Aber auch die competenten kirchlichen Aufsichtsorgane mögen ihres Amtes walten.

Königgrätz.

Dr. Anton Brychta.

V. (Ein fatales Versehen am Gründonnerstag.)

Sempronius ist als Cooperator auf einer ausgedehnten und beschwerlichen Gebirgspfarre thätig. Am Gründonnerstag soll der Cooperator das feierliche Amt halten. Zwei Stunden vor Beginn des Hochamtes wird der Herr Cooperator noch zu einem Verfehgang gerufen und kommt in aller Eile ganz ermüdet und etwas zerstreut nach geschehener Krankentröstung wieder zur Pfarrkirche zurück. Trotz aller Eile hat sich Sempronius schon eine Viertelstunde verspätet; der besorgte Mesner hat „zum Glück“ schon den Kelch fürs Hochamt hergerichtet und auch „aufgelegt“. Sempronius kann daher gleich „überstehen“ und die schon etwas ungeduldbigen Pfarrleute sind froh, als Sempronius eifertig an den Altar tritt. Der Organist ist auch geschwinder als sonst und Sempronius ist bald bei der heiligen Wandlung. Nach der heiligen Wandlung erinnert sich Sempronius zu seinem Schrecken, daß er heute drei heilige Hostien vor sich auf dem Corporale liegen haben solle, nämlich eine heilige Gestalt zur sumptio für sich; die zweite für die Missa praesanctificationum am heiligen Charfreitag und die dritte consecrierte species für die Aussetzung der Monstranze im heiligen Grabe am Charfreitag und Char Samstag. Mit begreiflicher Bestürzung wird Sempronius mit dem Hochamte des Gründonnerstages fertig und kommt mit zagendem Herzen in den Pfarrhof zurück, um seinem Chef, dem Pfarrer Titus, welcher die „Frühmesse“ gelesen hatte, über das gehabte Malheur beim Hochamte zu berichten. — Nun wird zwischen Pfarrer Titus und Cooperator Sempronius Rath gehalten, wie etwa das fatale Versehen des letzteren repariert werden könnte, ohne daß es die Pfarrleute merken würden. Herr Pfarrer Titus spielt in diesem Falle einen „alten Praktikus“, der sich überall zu helfen weiß. Titus thut folgendes: Er celebriert am Charfreitag eine stille Missa de Requiem und consecriert hiebei eine zweite große Hostie für die Aussetzung der Monstranz im Grabe. Die übrigen Ceremonien des Charfreitages hält Pfarrer Titus nach kirchlicher Vorschrift. Titus freut sich, daß das Volk durch sein „pastoral-kluges Vorgehen“ von dem Versehen am Gründonnerstag keine Kenntniss erhalten hätte! — Sempronius tadelt die Praxis seines Herrn Pfarrers und hätte sich am Charfreitag auf folgende Weise geholfen: Zur Missa praesanctificationum hätte Sempronius eine kleine Hostie aus dem Ciborium genommen und dieselbe summiert. Im Grabe hätte Sempronius am Charfreitag das Ciborium zur Anbetung ausgesetzt und am Char Samstag beim Amte eine große Hostie für die Aussetzung in der Monstranze consecriert und die Monstranze im heiligen Grabe ausgesetzt. — Es fragt sich nun: Wer hat das Richtige?

Wir antworten:

1. Da aus obiger Schilderung hervorgeht, daß Sempronius das Fehlen der beiden Hostien noch vor der heiligen Communion bemerkte, hätte er sich sogleich helfen können, indem er von der Meßhostie eine kleine Partikel herunterbrach und dieselbe bei der heiligen Communion summierte. Die große Hostie hätte sich bei der Exposition in der Monstranz ohne Schwierigkeit in der Weise adaptieren lassen, daß der Defect nicht aufgefallen wäre. Zur Missa praesanctificatorum hätte er sich immerhin einer kleinen consecririerten Hostie bedienen können.

2. Ueber die Handlungsweise des Pfarrer Titus wollen wir weiter kein Wort verlieren. Wäre es denn nicht noch einfacher und noch viel „praktischer“ gewesen, wenn er anstatt der Celebration eines Requiem, welches denn doch einiges Aufsehen verursachen mußte, gleich bei der sogenannten Missa praesanctificatorum eine Wandlung vorgenommen und zwei Hostien consecririert hätte? Coram publico wäre unseres Erachtens der Verstoß jedenfalls ein geringerer gewesen.

3. Den Fall genommen, wie er vorliegt, daß nämlich propter perplexitatem das Versehen bei der Messe am Gründonnerstag selbst nicht mehr gut gemacht werden konnte, dürfte gegen den von Sempronius vorgeschlagenen Ausweg im wesentlichen nichts eingewendet werden können. Eine Aufklärung wird aber doch den Gläubigen gegeben werden müssen, warum diesmal nur das Ciborium zur Aussetzung kommt. Es dürfte sich daher empfehlen, auch am Charfreitag die Monstranze zu exponieren und in die Lunula eine kleine Hostie zu geben. Da bei der Aussetzung im heiligen Grabe die Monstranze ohnehin mit einem Schleier verhüllt ist, wird das Fehlen der großen Hostie nicht so leicht auffallen.

Auf keinen Fall aber gienge es an, es so zu machen, wie es bei einer solchen Gelegenheit ein ähnlicher Praktikus wie der Pfarrer Titus gemacht hat, daß nämlich eine kleine, consecririerte Hostie auf eine große, nicht-consecririerte aufgelebt und so in der Monstranze exponiert wird.

St. Florian.

Professor Dr. Johann Ackerl.

VI. (Nüchternheit bei der Krankencommunion.) Der Neomyst Erasmus supplirt zur Zeit der heiligen Exercitien seinen Pfarrer und da gerade Quatemberzeit ist, wird ihm noch besonders aufgetragen, alle Kranken zu besuchen und ihnen die heiligen Sacramente zu spenden.

Wohlgemuth geht er an einem Nachmittage zu allen chronisch Leidenden, um sie Beicht zu hören, auf daß es beim Speisgange schneller vorwärts gehe.

Am folgenden Tage wird nach dem Gottesdienste der weite Verzehrgang gemacht und er nimmt so viele Partikeln mit, als Kranke

zu communicieren sind. Schon war es gegen neun Uhr, als er beim letzten Kranken ankam und es stieg ihm der begründete Verdacht auf, ob der gute Alte wohl noch nüchtern sei. Er stellt an ihn die Frage und bekommt zur Antwort: „Ich brauche nicht nüchtern zu sein, denn ich bin ein Magenleider und muß alle Stunden einige Löffel voll Suppe nehmen“. Da kommt unserem Neulinge in der Seelsorge der Schweiß auf der Stirne und er weiß nicht, was da zu thun sei. Zum Glück fällt ihm ein, auf den Schulbänken gehört zu haben, daß einige Moralisten den chronisch Kranken einigemal im Jahre die heilige Communion non jejunis erlauben und so spendet er getrost auch dem guten Alten das heilige Sacrament.

Frage: „Darf chronisch Leidenden non jejunis einigemal im Jahre die heilige Communion gespendet werden?“

Antwort: „Es ist außer allem Zweifel, daß Sterbenskranken und gefährlich Kranken die heilige Communion non jejunis gereicht werden kann und zwar auch öfters, da das Rituale sagt: „*potest quidem Viaticum brevi morituris dari non jejunis; quod si aeger, sumpto Viatico, dies aliquot vixerit, vel periculum mortis evaserit et communicari voluerit, ejus pio desiderio Parochus non deerit*“. Auch der heilige Karl Borrom. gibt über die heilige Communion die Weisung: „*Cum praeterea, posteaquam Viaticum Extremamque unctionem aeger suscepit, aliquot dies superstes sibi sacram communionem ministrari petit, ejus pio desiderio Parochus non deerit*“, und fügt den modus communicandi bei: „*Sed pro Viatico illam iterum in eodem morbo non ministrabit, ideoque in ministrando utetur illis verbis: „Corpus Domini“* wie selbes leythin auch von der Ritencongregation am 13. Februar 1892 vorgeschrieben wurde.

Gegen die Erlaubtheit, chronisch Kranken non jejunis einigemal im Jahre die heilige Communion zu reichen, sprechen viele Theologen und wird die opinio negativa als communissima angeführt.

Wie steht es mit der Probabilität der Meinung, deren sich unser Erasmus erinnert?

Elbel fragt in seiner Conf. XIV, cas. 2. de Euchar., ob Sempronius, ein chronischer Magenleider, der von der Kirche weit entfernt ist, vor der heiligen Communion per modum medicinae etwas zu sich nehmen darf und antwortet mit einem entschiedenen Ja, da die heilige Kirche als gute Mutter nicht die Absicht haben kann, einen solchen Kranken zum jejunium naturale zu verpflichten, da er sonst nie oder nur sehr selten communicieren könnte.

Collet scheint auch dieser Meinung zu sein, wenn er schreibt: „*quia coelestis ille cibus infirmo datur, non tantum ut sumendi Viatici praecepto morem gerat, sed et in praesidium contra astutias inimici, qui tunc potentius insidiatur: unde cum gravis*

diuturnique morbi dolores, gravis sit ac diuturna tentatio, cui aliae complures accedunt; plus urget muniendi ac roborandi athletae necessitas, quam servandi jejunii“. (IV, 468).

Auch Toletus ist ein Verfechter dieser Ansicht (Croix 574).

Im Concil von Constanz heißt es in der XIII. Sitzung: „Eucharistiae sacramentum non debet a fidelibus recipi non jejunis, nisi in casu infirmitatis aut alterius necessitatis a jure vel ecclesia concessio vel admissio“.

Der Cardinal D'Annibale drückt sich persönlich nicht bestimmt aus, hält aber die affirmative Meinung für probabel, da Theologi graves et plures dafür sprechen und fügt bei: „a consuetudine cujusvis loci recedendum non est“.

Scavini wirft die Frage auf: „Quid si infirmi morbus sit diuturnus nec tamen periculosus? darine potest ei communicio etiam non jejuno, si sine cibo aut potu stare omnino non possit?“ und gibt folgende Antwort:

„Posito hoc singulari casu (de quo tacet Alphonsus noster) conveniunt non licere dare communionem si frequentius fieret per annum. tum quia esset contra praxim et piorum sensum, tum quia illusorium tunc redderetur ecclesiae praeceptum de jejuno servando.

An autem aliquando id liceat in anno, v. g. semel, bis, vel ter, diversi diversa opinantur. Alii absolute affirmant cum Elbel (qui citat Busenbaum Bonacinam et Dianam, qui tamen de hac re nihil habent) si talis fidelis solebat frequenter communicare, et nunc vehementer communicari optaret; non est enim verosimile piam matrem Ecclesiam velle ipsum tanto auxilio destitui. Alii id tantum permittunt in Paschate ad praecepto satisfaciendum. Alii absolute negant etiam pro Paschate communionem dari posse, nam lex jejunii strictissima est, ad reverentiam Sacramenti introducta“.

Von den neuern Theologen ist P. Matharan (Asserta moralia n. 407) P. Velghe (cours élémentaire de Liturgie III. ed. p. 333) und Heine dafür. Gury-Ballerini sagt bloß von der Ostercommunion, daß er gelehrte römische Theologen befragt und daß sie ihm bejahend geantwortet haben.

Berardi, der Patron aller milden Ansichten, erlaubt in der Praxis Conf. n. 4274 die Ostercommunion non jejunis, geht aber unserer Frage mit der Ausflucht aus dem Wege, daß man gleich nach Mitternacht oder in der Frühe die heilige Communion reichen kann. Für Klöster und kleinere Ortschaften kann diese Art und Weise sehr empfehlenswert sein; für zerstreute, gebirgige Seelsorgsstationen ist sie aber unausführbar, da man bei Nacht und Wetter nicht stundenlange, oft sehr gefährliche Wege machen kann, um allen chronisch Leidenden die heilige Communion zu reichen. Omne nimium vertitur in vitium.

Aus all den angeführten Auctoritäten dürfte der Schluß gezogen werden, daß die Meinung des Erasmus einige Probabilität habe und im Nothfalle dem praktischen Seelsorger aus mancher Verlegenheit helfen kann, besonders wenn nicht alljogleich nach Rom recurriert werden kann und es sich um das Ansehen anderer Confratres handelt, wie es in unserem Casus der Fall war.

Pro praxi richte sich der Seelsorger nach der opinio communissima, untersage jedem chronisch Kranken non jejuno die heilige Communion (Quartalschrift, 1896 p. 649) und wende sich Fall für Fall an das heilige Officium nach Rom. Er lege den physischen und moralischen Stand des Kranken dar, mit der Bitte um eine vierteljährige, monatliche oder wöchentliche Communion. Das Manuale sacerdotum von Schneider bietet im Anhange (ed.ultima) das Formulare dieses Bittgesuches.

Wie altersschwachen kirchlichen Würdenträgern die Facultät ertheilt wird, ut non jejuni die vorschriftsmäßigen Pontificalämter und Weihen abhalten, so auch chronisch Leidenden die heilige Communion (Quartalschrift 1896, p. 681). Es darf nicht befremden, daß die heilige Kirche sich alle diese Fälle reserviert und keine allgemeine Dispense ertheilt, denn würde beispielsweise für chronisch Leidende eine viermalige Communion auch non jejunis erlaubt werden, so würde das ganze Heer der Hysterischen und Hypochonder davon Gebrauch machen und es wäre mit der reverentia Sanctissimi dahin. Damit ist aber in einzelnen Fällen die Anwendung der Episkopie nicht ausgeschlossen, umsomehr, da mehrere Theologen es geradehin als erlaubt erklären.

Boudja bei Smyrna.

P. Agnellus O. Cap.

VII. (Soll der Beichtvater eine Ehefrau verpflichten, dem Pfarrer behufs einer im Liber status animarum zu schreibenden Anmerkung anzuzeigen, daß sie ihr erstes durante matrimonio geborenes Kind noch im ledigen Stande von einem anderen Manne empfangen hat?) Caja hatte geschlechtlichen Umgang mit Titus und Sempronius. Der erste ist arm, der zweite sehr reich. Sie ist schwanger und weiß für bestimmt, von Titus empfangen zu haben. Da aber Sempronius reich ist, so klammert sie sich an ihn und hält ihm vor: er sei der Vater des zu hoffenden Kindes und müsse sie heiraten. Sempronius weiß nichts vom Umgange der Caja mit Titus und heiratet sie wirklich. Caja erzählt dies dem Beichtvater. Ist der Beichtvater verpflichtet, die Caja anzuhalten, daß sie zum Pfarrer gehe, auf daß er eine Notiz im Status animarum mache, daß der wirkliche Vater des schon geborenen Kindes Josef nicht Sempronius, sondern Titus sei, damit bei einer später möglichen Heirat zwischen der Familie des Sempronius und Titus sich nicht ereigne, daß Josef, erzeugt von

Titus, die Tochter des Titus, das ist seine Schwester väterlicherseits, heirate?

1. Nehmen wir an, daß Caja moralisch verpflichtet wäre, den Thatbestand dem Pfarrer zu offenbaren, so entsteht zuerst die Frage, ob der Beichtvater sie über diese Pflicht belehren und zu deren Erfüllung verhalten soll. — Diese Frage muß mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden, weil Caja in ignorantia invincibili über eine solche Verpflichtung ist und nicht erwartet werden kann, daß sie dem Auftrage des Beichtvaters Folge leisten würde. Es ist dies eben einer der Fälle, wo der Pönitent in seiner unverschuldeten, unüberwindlichen Unwissenheit belassen werden soll, wenn man vernünftigerweise annehmen muß, daß die Belehrung nichts nützen, der Pönitent der erkannten Verpflichtung nicht nachkommen und also von nun an auch formell sündigen werde. (Cfr. S. Alphonsi Lig. Praxis Conf. n. 9. Lehmkuhl, Moral. II n. 445)

2. Caja ist aber gar nicht verpflichtet, ihre geheimen Sünden dem Pfarrer außerhalb des Beichtstuhles zu offenbaren, weil es sich um die Giltigkeit ihrer mit Sempronius bereits eingegangenen Ehe nicht handelt. Ihre Ehe ist vor Gott und der Kirche giltig; vom Standpunkte des österreichischen Eherechtes könnte nur Sempronius allein einen Proceß dagegen einleiten lassen. Die Möglichkeit, daß das erste Kind der Caja einmal mit einem Kinde des Titus eine Ehe eingehen könnte, ist, wenigstens für jetzt, eine so nebelhafte, daß sie noch gar nicht in Rechnung gebracht werden kann. Die Pflicht, eine ungiltige Ehe zu verhindern, kann doch nicht bereits in einer Zeit binden, wo von einer solchen noch niemand eine Ahnung hat.

3. Aber setzen wir den Fall, daß der Beichtvater der Caja diese Pflicht auferlegt, sie auch seinem Auftrage folgt, zum Pfarrer sich begibt und ihm den Sachverhalt so erzählt, wie sie ihn dem Beichtvater geoffenbart hat. Könnte der Pfarrer im Liber status animarum die Notiz machen, daß der wirkliche Vater des schon geborenen Kindes Josef nicht Sempronius, sondern Titus sei? — Auf keinen Fall dürfte er dies thun. Auch abgesehen davon, daß ein unehelicher Vater ohne sein Wissen und Wollen in eine öffentliche Urkunde — und eine solche ist doch auch der Liber status animarum — nicht eingetragen werden darf, verbieten eine solche Anmerkung die sehr möglichen üblen Folgen, welche daraus entstehen könnten. Da der Liber animarum ein Pfarrbuch ist, und wenn auch so vorsichtig aufbewahrt, dennoch, namentlich nach der Uebersiedelung oder nach dem Tode des Pfarrers, welcher die Notiz gemacht hatte, selbst in unberufene Hände kommen kann: so ist die Publicität dieser Anmerkung nicht ausgeschlossen, ja sie wird sogar sehr wahrscheinlich eintreten. Was wären dann die Folgen der Notiz? — Zerrüttete Familienverhältnisse, eheliches Unglück und vielleicht auch ein kostspieliger und scandalöser Ehescheidungs=Proceß, weil die

impraegnatio sponsae ex tertio nach dem österreichischen Ehegesetze ein trennendes Ehehindernis ist.

Dies aber wäre noch schlimmer, als wenn es zwischen dem Kinde Josef und einem anderen Nachkommen des Titus zu einer Ehe wirklich kommen sollte. Diese Ehe wäre allerdings ungiltig, aber die Unwissenheit der beiden Eheleute würde sie von der Sünde entschuldigen.

Ueberdies würde die Notiz im Status animarum die Verhinderung einer ungiltigen Ehe kaum erreichen. Die als möglich vorgestellte Ehe zwischen Kindern eines und desselben Vaters könnte doch ehestens erst nach zwanzig Jahren zustande kommen. Wo wäre unterdessen, dem gewöhnlichen Gange der menschlichen Dinge nach, jener Pfarrer, der die Notiz geschrieben hatte? Im Status animarum schlägt doch kein Pfarrer nach, wenn ein Brautprüfungs-Protokoll aufzunehmen ist.

Somit gibt es keinen vernünftigen Grund, weshalb der Beichtvater die Caja verhalten sollte, dem Pfarrer behufs einer im Status animarum zu machenden Notiz anzuzeigen, daß der wirkliche Vater des schon geborenen Josef nicht Sempronis, ihr Ehemann, sondern Titus sei.

4. Caja hat sich durch ihre betrügerische Handlungsweise schwer versündigt und ihre Sünde zieht die Verpflichtung der Restitution, respective Schadloshaltung nach sich. Geschädigt ist ihr Ehemann, weil er ein fremdes Kind unterhalten muß, verkürzt sind die zukünftigen ehelichen Kinder um jenen Antheil am elterlichen Vermögen, welcher dem für ehelich gehaltenen Josef einmal zufallen wird, ja auch noch dadurch, daß ihr Antheil um soviel geringer ausfallen wird, als für den Josef überhaupt verwendet worden ist. Dieser Pflicht der Schadloshaltung muß Caja nachkommen. Hat sie eigenes Vermögen, so muß sie — allerdings in vorsichtiger Weise, um den Verpflichtungsgrund nicht erkennen, ja auch nicht ahnen zu lassen — dieses dazu verwenden. Hat sie aber ein solches nicht, so muß sie durch möglichste Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit indirect hereinzubringen trachten, worum durch die Kosten der Unterhaltung, Ausbildung und späteren Ausstattung des der Familie unterschobenen Kindes der Mann und die ehelichen Kinder verkürzt werden.

Budweis.

Dr. Anton Skoëdopole, Canonicus.

VIII. (Was weiß man von den drei „goldenen“ Samstagen?) Die drei Samstage, welche unmittelbar auf das Fest des heiligen Michael folgen, werden noch seit alter Zeit, namentlich an Wallfahrtsorten von Ober- und Unterösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Böhmen, mit besonderer Festlichkeit, öfters mit Amt und Predigt, der Verehrung Mariens geweiht, und es sind für solche Festlichkeiten auch mancherorts noch Stiftungen von Seite des andächtigen Volkes, oder Ablassbriefe von Rom vorhanden,

letzteres z. B. an den alten Wallfahrtskirchen von Adlwang, Dörnbach u. s. f. in Oberösterreich. Da über den Ursprung, die Absicht und die geistlichen Gnaden dieser Feier, welche nicht allgemein in der Kirche gebräuchlich ist, sondern, wie es scheint, auf die österreichischen Erblande und angrenzende süddeutsche Gebiete beschränkt ist, verschiedenes wenig sicheres berichtet wird, mag es von Nutzen sein, das bekannte Material hier kurz zusammenzustellen, ohne jedoch auf Vollständigkeit Anspruch zu machen. Sicher ist zunächst, daß es in dem noch vorhandenen Ablassbriefe des Papstes Clemens XIV. (datiert 17. Juni 1769) an die Kirche Maria vom guten Rathe in Dörnbach (bei Linz) heißt: „Der Zweck dieser Andacht ist, einen guten Tod zu erbitten durch die Fürbitte Mariens und deren Beistand bei diesem schrecklichen Uebergange.“ Die Bittschrift nach Rom lautete: „Daß in der Kirche von Dörnbach, wo man ein andächtiges Bild der heiligen Maria vom guten Rathe bewahrt, an den drei Samstagen nach dem Feste des heiligen Michael, welche man die goldenen nennt, eine sehr große Anzahl von Gläubigen sich versammelt, und zwar zum Zwecke, um von der seligen Jungfrau Maria einen glücklichen Tod zu erlangen.“ Diese Absicht hinderte aber nicht, daß in der Art der Verehrung Mariä an vielen Orten (namentlich nach Ferdinand III.) der Lobpreis Mariens als der Unbefleckten, an anderen die Anrufung Mariä als der Schmerzhafsten mehr hervortrat. — Was die Privilegien, besonders den vollkommenen Ablass betrifft, hat jede Kirche sich an das speciell von Rom gegebene Ablass-Indult zu halten, da es sich um keine allgemeine, sondern locale Begünstigung besonderer Kirchen handelt (daher auch in Schneider-Behringers „Ablassen“ nichts zu finden). So ward z. B. im genannten Indulte Clemens XIV. für Dörnbach nur auf je Einen der drei goldenen Samstage den Besuchern, die daraus wählen konnten, der Ablass bewilligt, aber Pius IX. gewährte auf die Bitte des um die Wallfahrt wohlverdienten Localpfarrers Johann Tröger „die erloschenen Ablässe zu erneuern“, mit Rescript vom 18. September 1854 „den vollkommenen Ablass auf alle drei goldenen Samstage“ unter den gewöhnlichen Bedingungen. (Vgl. G. Kolb, Marianisches Oberösterreich S. 149 und 302.)

Der geschichtlichen Entstehung nach bezogen sich die goldenen Samstage zuerst auf gemeinschaftliche Abendandachten in den Wallfahrtskirchen zu Ehren Mariä; doch wurde zugleich auch das allerheiligste Sacrament verehrt. Da in einem alten Buche eines Jesuitenpaters heißt es über einen marianischen Wallfahrtsort in Böhmen, woselbst er lebte, „daß dort die goldenen Samstage besonders herrlich gefeiert werden. Die Kirche und Gassen werden in der Nacht beleuchtet. Um Mitternacht beginnt unter staatlicher Musik das Ant, unter welchem die fremden Wallfahrer communicieren; nach gesungenem Ant hört man die Predigt, und also wird allerseits unter geistlichen Gesängen in und außer der Kirche die Nacht, gleich

den alten Vigilien (wie bei uns noch die Christnacht), ansehnlich gefeiert.“ — Thatsächlich ist es, daß der alte Ausdruck „Goldene Samstag-Nächte“ lautete, und wenn es auch sicher ist, daß seit Kaiser Ferdinand III. die Feier den größten Aufschwung nahm, wozu die später angeführten Legenden mögen beigetragen haben, so begegnen sie uns doch schon z. B. in den Kirchenrechnungen von Fallsbach (Oberösterreich) im Jahre 1530 als „die drei gulden Sambstagnächten“ und wurden nach der Reformation (namentlich seit 1660) „durch den Eifer zweier Pfarrer nur wieder hergestellt und der Ablass wieder erneuert.“ (Vgl. Mar. Oberöstr. Seite 188.)

Die Ursache, welche den frommen Kaiser Ferdinand III. bewogen hat, die Marienverehrung auch in Form der Feier der goldenen Samstage besonders zu heben, wird verschieden angegeben. Jedenfalls wirkte das Bestreben mit, durch innige Marienverehrung seine Länder vor der immer weiter greifenden Ketzerei und den äußeren Feinden des Reiches zu schützen, worauf ja auch die großartige Weihe seiner Person und des ganzen kaiserlichen Hauses und Reiches am 18. Mai 1647 an die Unbefleckte zu beziehen ist. Aber es wird auch ein Gelübde Ferdinands, nach andern eine Offenbarung Mariens an Ferdinand als besondere Veranlassung angeführt. Die Veranlassung des ersteren soll gewesen sein: Der Kaiser verirrt sich eines Tages auf der Jagd soweit im Dickicht des Waldes, daß er, von der Finsternis der Nacht überleilt, in Todesschrecken versetzt ward. Da gelobte er, falls ihm Gott Gesundheit und Leben erhalte, in seinen Landen die drei folgenden Samstage (es war um Michaeli, als er sich verirrt) jedes Jahr durch eine besondere Andacht ehren zu lassen, um durch die Fürbitte Mariens und des heiligen Michael die Gnade eines glückseligen Hinscheidens zu erlangen. Die Offenbarung Mariens soll auf die oftmalige Bitte des frommen Kaisers an Marien erfolgt sein „die Himmelkönigin möge ihm zu erkennen geben, welche Andacht ihr besonders wohlgefällig sei“; darauf sei Maria in der Nacht dem Kaiser erschienen, und habe also zu ihm gesprochen: „Wisse, daß derjenige, der mich durch drei auf das Fest des heiligen Erzengels Michael folgende Samstage andächtig verehren wird, mir einen höchst gefälligen Dienst erzeige und sich meiner Gnade versichern und vertrösten kann, daß ich ihm sowohl im Leben, als auch im Tode, mütterlich beistehen und wider alle Macht der Hölle schützen werde.“ (So im Salzburger Kirchenblatt, 1865, 28. September ff.) Manche Versionen enthalten noch den Zusatz des heiligen Michael, „welcher meine Seele vor, in und nach der Empfängnis vom Hauche der Erbschlange und aller Makel der Sünde beschützt hat“, und es wurde sodann Sitte, am ersten Samstage Marien im Verein mit dem heiligen Michael zu verehren als vielgeliebte Tochter des himmlischen Vaters und um das Goldstück der Liebe Gottes zu bitten, am zweiten Samstage Marien gleicherweise zu verehren als jungfräuliche Mutter des göttlichen

Sohnes und um das Goldstück der Liebe des Nächsten zu bitten, am dritten Samstage Marien zu verehren als reinste Braut des heil. Geistes und um das Goldstück der christlichen Selbstliebe zu bitten. (Vgl. Albers Blütenkränze, 5. Bd. Seite 585.)

Letztere Bitten nehmen schon Rücksicht auf eine liebliche Sage, die seit altersher mit dem Ursprung der goldenen Samstage verbunden war, woher sie auch den Namen der „goldenen“ tragen sollen. Sie lautet im Wesentlichen also: An einem Samstage abends mähten drei Arbeiter eine Wiese; als das Ave-Glöcklein ertönte, machte der Eine Feierabend und ging nach Hause (in die Kirche), um den Rosenkranz zu beten; die Anderen mähten ihren Antheil bis zu Ende. Als Montags noch der Antheil des Ersten stand, verlachten ihn die zwei Andern; dieser aber gieng in der Frühe nach dem Ave-Läuten wieder an die Arbeit und beim ersten Zuge mit der Sense stieß er auf ein großes Goldstück, auf welchem geschrieben war: „Dieses schickt dir Gott und Maria zum zeitlichen Lohne für die Samstagfeier; jenseits wird Gott ewig belohnen.“ Eine andere (vielleicht ältere) Fassung berichtet: An einem der genannten Samstage trug der Priester das Allerheiligste zu einem Kranken bei einem Felde vorbei, wo zwei Arbeiter mähten. Der Eine blieb bei seiner Arbeit, der Andere begleitete das Allerheiligste, und als er zurückkam, fand er „einen goldenen Pfennig“, zum Lohn für seine Andacht, auf dem Felde. — Die Sitte, nach dem Ave-läuten, zumal am Samstag abends (ja oft schon bedeutend früher!) die Arbeit aufzugeben, besteht noch weit und breit; wiewohl dies oft aus religiösem Grunde geschieht, wird es doch kaum mehr in Erinnerung sein, daß im Mittelalter, zumal in Britannien, aber auch in Deutschland der Samstag ganz oder theilweise ein Ruhetag war, und zwar zu Ehren Mariä, wie es schon Ildesons von Toledo im achten Jahrhundert für Spanien geziemend hielt. Heinrich II., König von England, verordnete im zwölften Jahrhundert für seine Länder nicht nur die Vigilien der Hauptfeste Mariens, sondern auch die Samstage von der neunten Stunde an feierlich zu halten, und in Schottland war es (nach dem Zeugnisse Hector Boetii, c. 12. hist. Scot.) mit Gutheißung einer Synode untersagt, nach dem gegebenen Glockenzeichen Samstag Mittags noch eine knechtliche Arbeit zu verrichten. In Deutschland war es der frommen Sitte der Einzelnen überlassen; daß aber Gott daran Wohlgefallen hatte, findet sich u. a. im Leben der heiligen Rothburga († 1313) wunderbar bestätigt. (Salzburger Kirchenblatt 1865, 1. c.)

Was nun manche fromme Gläubige auch an den anderen Samstagen des Jahres beobachteten, war um so leichter nach Michaeli möglich, wie zweckmäßig P. Leopold Kopp O. S. B. in seiner Broschüre über die Wallfahrtskirche Adlwang in Oberösterreich (1860) bemerkte: „Weil um diese Zeit die Felder- und Wiesen-
sechzung schon vorüber war, fieng man an den drei genannten

Samstagen an, die Wallfahrtsorte Mariens zu besuchen, um dort das Gold der Gnaden bei der Gottesmutter zu holen. Daß nebst der obengenannten Beziehung der heilige Michael, als Patron eines siegreichen Hinganges in die Ewigkeit, besonders noch in Rücksicht auf sein Fest angerufen wurde, läßt sich aus dem Gebete der Kirche bei der *commendatio animae* erklären. Die Feier der goldenen Samstage mit Hochamt und Predigt, mit Wallfahrtszügen und zahlreichem Empfange der heiligen Sacramente war im vorigen Jahrhunderte bis zur josefinischen Zeit in den deutsch-österreichischen Ländern, aber auch in anderen deutschen Gegenden, wie in Böhmen, bekannt. Im Salzburgischen erscheint die Feier in Restendorf schon 1641, in Oberösterreich, außer den obengenannten Orten z. B. in Magdalenaberg schon 1672; an vielen Orten gieng sie in der josefinischen Zeit ganz unter, an anderen Orten wurde sie, auch mit Neubestätigung der Ablässe (z. B. in Adlwang, Dörnbach) wieder ins Leben gerufen. Einen besonderen Zweck scheint das Büchlein zu verfolgen: Die drei goldenen Samstage oder die Leidenemutter vor, bei und nach dem Tode ihres Sohnes von A. Kaltner. (Regbg. B. N. v. Manz.) Allgemeiner gefaßt ist das Büchlein anonymen Verfassers: Die goldenen Samstage, ihr Ursprung, ihre Absicht und Bestimmung, und Andachtsübungen für dieselben. (Innsbruck 1883.)

Wien XIII.

P. Georg Kolb, J. S.

IX. (Wann ist der Fahneneid ungiltig?) In einer Gesellschaft von Officieren fiel kürzlich folgende Aeußerung: Zur Verbindlichkeit des Versprechungseides (also auch des Fahneneides) gehört der freie Wille als wesentliche Bedingung. Nun ist aber bei der Leistung des Fahneneides der Wille nicht frei, weil der Assentierte moralisch und in gewissem Sinne auch physisch gezwungen ist, denselben zu schwören, will er sich nicht einer strengen Bestrafung seitens des Militärgerichtes aussetzen. Ergo ist der Fahneneid ungiltig und nicht verbindlich.

Darauf ist zu antworten: Es ist unzweifelhafte Pflicht jedes assentierten Staatsbürgers, nach den zu Recht bestehenden Wehrgesetzen Militärdienste zu leisten. Daher hat der Staat, weil res honesta vorliegt, das Recht, die ausgehobene Mannschaft auf diese Pflicht zu vereidigen. Der Assentierte kann sich also höchstens auf *metus gravis*, nicht aber auf *metus injustus* berufen.

Ferner ist es Grundsatz der Moral: *Validum est et obligat juramentum metu gravi et injusto extortum* (E. Müller, Theol. mor. ed. V. lib. II., p. 203,) solange der Bischof nicht die Verpflichtung in diesem Falle aufhebt, ergo ist a fortiori der Fahneneid qua metu gravi et justo petitum giltig und verbindlich pro foro externo et interno.

Anders liegt die Sache pro foro interno tantum. Hier ist der Fahneneid ungiltig, wenn der assentierte Soldat ihn bloß

äußerlich schwört, im Herzen aber entweder überhaupt nicht den Willen hat, zu schwören, oder zwar schwören, aber sich dadurch nicht verpflichten will.

Von dem ersteren ist der natürlich häufig vorkommende Fall wohl zu unterscheiden, daß der Recrut mit großer innerer Unlust schwört. Diese Unlust macht den Fahneneid nicht ungiltig. Wenn somit auch in den angegebenen Fällen der Fahneneid pro foro interno ungiltig sein kann, so bleibt er doch giltig und verbindlich pro foro externo, solange ihn die rechtmäßige Obrigkeit abnimmt und die ad essentiam et liceitatem juramenti erforderlichen Bedingungen von ihr erfüllt werden, was zu beurtheilen Sache der kirchlichen Behörde ist.

Da der Staat unzweifelhaft das Recht hat, den Fahneneid zu verlangen, so hat der Recrut die Pflicht, denselben zu leisten. Der Staat kann zwar keinen rein internen Act befehlen, aber wenn der interne Act zur Giltigkeit des externen Actes nothwendig ist, kann er sicher vom Staate verlangt werden. Im vorliegenden Falle kann der Staat also auch die intentio jurandi befehlen. Ob und wie derjenige sündigt, der bei Leistung des Fahneneides diese intentio nicht hat, ist eine andere Frage.

Innsbruck. Konrad Schiffmann, Weltpriester der Diöcese Linz.

X. (Einige Wahlcasus.) I. In einer Stadt stehen sich zwei Candidaten gegenüber, welche ad captandam electorum benevolentiam in diversen sogenannten Agitationslocalen Speisen und Getränke gratis an die Wähler verabreichen lassen. Ein Wähler, nennen wir ihn Titus, macht sich die günstige Gelegenheit nutzbar: er begibt sich am Wahltag in beide Agitationslocale, läßt sich sowohl auf Kosten des einen wie des anderen Candidaten bewirten, und wählt schließlich natürlich nur den einen der beiden edlen Spender. Was ist nun vom Standpunkte der Moral von Titus zu halten?

Antwort: Im allgemeinen wäre zu sagen, daß Titus an und für sich weder gesündigt noch sich irgend eine Restitutionspflicht zugezogen hat. Denn eine Sünde läge nur dann vor, wenn entweder das Betreten des Agitationslocales und das Sichbewirtenlassen ex communi persuasione als ein factischer Ausdruck der Wahlabsicht aufgefaßt würde, so daß also Titus dem einen Candidaten gegenüber ein mendacium reale begiege; oder wenn (noch überdies) der Genuß der dargebotenen Victualien kraft stillschweigenden Uebereinkommens die Rechtspflicht nach sich ziehen würde, dem betreffenden, die Kosten deckenden Candidaten die Stimme zu geben: in welchem Falle natürlich auch die Restitutionspflicht für die verübte iniuria eintreten würde. Nun ist aber keines von beiden der Fall: nicht das erste, weil nach den heutigen Verhältnissen, für gewöhnlich wenigstens, das Erscheinen des Titus im Agitationslocale noch durchaus nicht als ein verlässliches Anzeichen seiner Bestimmung

aufgefaßt wird; noch weniger trifft die zweite Supposition zu, da wie schon oben angedeutet, der Candidat eben nur ad captandam benevolentiam, also keineswegs in der Absicht, eine Rechtsverbindlichkeit herbeizuführen, die Bewirtung der Wähler veranstaltet.

II. Allein der Fall wird in concreto wohl selten so glatt ablaufen, wie er sich bisher „an und für sich“, das heißt ohne Rücksicht auf die begleitenden Umstände darstellt. Es sind nun eine ganze Reihe von solchen Umständen denkbar, welche die Handlungsweise unseres Titus in ihrer Moralität ganz gewaltig zu modificieren vermögen. Hier ein paar Beispiele:

1. In beiden Agitationslocalen werden bei Anwesenheit des Titus Reden gehalten, die in ein Hoch auf den betreffenden Candidaten ausklingen; Titus stimmt „begeistert“ ein. — Für diesen Fall ist zu sagen, daß sich der gesinnungstüchtige Titus jedenfalls einer *simulatio* schuldig gemacht, d. h. das achte Gebot übertreten hat; denn unter den obwaltenden Umständen ist das Hochrufen als ausdrückliche Bethätigung einer Gesinnung aufzufassen, die in Wirklichkeit bei unserem Titus nicht vorhanden ist: wer nämlich als Wähler einem Candidaten ein Hoch ausbringt, resp. in Hochrufe einstimmt, von dem nimmt man gemeiniglich an, daß er den so Gefeierten auch wählen will. Allerdings ist die Sünde des Titus nur eine lässliche, und von einer Restitutionspflicht für das Genossene kann auch jetzt noch keine Rede sein.

2. Während Titus sich in dem Agitationslocale des Candidaten Tullius befindet, tritt ein Agitator an ihn heran und sagt zu ihm: Nicht wahr, Sie geben doch dem Tullius Ihre Stimme? Zugleich drückt er ihm eine Geldnote in die Hand. Titus bejaht die Frage und nimmt das Geld an, obwohl er die Absicht hat, den Gegenkandidaten Marcus zu wählen und diese Absicht auch hernach ausführt. In diesem Falle haben wir es natürlich mit einer Lüge zu thun; allein außerdem hat sich Titus auch eine Rechtspflicht zugezogen, deren Richterfüllung ihn zur Restitution des erhaltenen Geldes verpflichtet; denn die Bejahung der Frage in Verbindung mit der Annahme der Geldnote kannfüglich nicht mehr anders denn als ein stillschweigend geschlossener Contract betrachtet werden: Geld pflegt in Wahlachen nicht ad captandam sondern ad emendam benevolentiam gegeben zu werden.

III. Doch als ein Hauptfactor bei Beurtheilung der Handlungsweise unseres Titus kommt die Qualität der Candidaten in Betracht. Nehmen wir an, Tullius sei Socialdemokrat und candidiere ausdrücklich auf das umstürzlerische Programm; Marcus aber sei strammer Katholik und als solcher bekannt. Was nun?

1. Für diesen Fall ist zunächst schon das Betreten des socialdemokratischen Locales sündhaft, auch wenn Titus durchaus nicht beabsichtigt, den Tullius zu wählen. Es liegt nämlich ein scandalum vor, dessen Schwere nach der sonstigen Stellung des Titus, nach

der Gefinnung der übrigen im Locale anwesenden Wähler u. s. w. zu bemessen ist. Wohl haben wir oben gesagt, das Betreten eines Agitationslocals sei an sich *ex communi aestimatione* noch kein verlässliches Anzeichen für die Wahlabsicht des Titus; allein wer ein socialistisches Wahllocal betritt, ruft in den Anwesenden den Glauben wach, daß er wenigstens theilweise mit dem Programm der Zukunftsgesellschafter einverstanden sei. A fortiori gilt das Gesagte, wenn Titus bei den Hochrufen auf Tullius mitgethan hat. Außerdem kann Titus sehr leicht auch dadurch gesündigt haben, daß er sich der Gefahr aussetzte, an seinem Glauben Schaden zu leiden; denn die Reden, welche bei solchen Gelegenheiten gehalten werden, sind für einen nicht ganz überzeugungsfesten und gebildeten Katholiken immerhin gefährlich genug: *semper aliquid haeret*.

2. Daß die Annahme des Geldes noch schärfer zu verurtheilen sei, liegt auf der Hand und bezüglich der Restitutionspflicht gilt das sub II. 2. Gesagte.

3. Nehmen wir aber an, Titus habe das Geld angenommen und dem Socialdemokraten auch wirklich die Stimme gegeben, so gilt die allgemeine Regel für den *contractus sub conditione turpi*, d. h. bevor Titus die Stimme abgegeben hat, ist er verpflichtet, das Geld zurückzugeben; hat er aber die sündhafte Abstimmung schon geleistet, so kann er das Geld behalten, da seine Abstimmung für den Candidaten eine *res pretio aestimabilis* und daher bezahlbar ist. Dasselbe wäre zu sagen, wenn Titus übereingekommen wäre, daß ihm nach der Wahl eine gewisse Geldsumme ausbezahlt werden soll.

4. Was nun, wenn Titus dem Socialisten gegen ein Entgelt seinen Stimmzettel ausgefolgt hätte? Er müßte, wenn es die Zeit noch gestattet, sich sofort bei der Wahlcommission um einen neuen Stimmzettel bemühen und das Geld zurückerstatten; ist es ihm nicht mehr möglich, die Folgen seiner Handlungsweise zu verhüten, so kann er das Geld behalten. Die Sünde, die er durch den Verkauf des Stimmrechtes begangen hat, besteht (abgesehen von etwaigem *scandalum*) in einer Verletzung der *iustitia legalis*, da die Tendenz der Socialdemokraten dem *bonum commune* zuwiderläuft; damit verbunden ist eine Verletzung der Ehrfurcht und des Gehorsams gegenüber der Kirche, gegen die sich ja nicht in letzter Linie die socialdemokratischen Bestrebungen richten, und eine praktische Verleugnung des Glaubens: alles Umstände, die der That des Titus den Stempel einer schweren Sünde ausdrücken.

5. Doch kehren wir den Fall um und nehmen wir einmal an, Titus habe vom katholischen Candidaten Marcus Geld erhalten und angenommen; was ist von Marcus, was von Titus zu halten? Antwort: Vom sogenannten politischen Anstand abgesehen, ist weder Marcus noch Titus moralisch schuldig zu sprechen; denn Marcus verfolgt einen erlaubten Zweck und wendet hiezu ein nicht unerlaubtes Mittel an, da es ihm doch freistehen muß, seine Geld-

mittel als *argumenta ad hominem* ins Treffen zu führen, sofern nicht gesetzliche Bestimmungen dieses positiv verhindern; Titus aber hat offenbar das Recht, eine *res pretio aestimabilis*, nämlich seine Stimme sich bezahlen zu lassen. Freilich könnte dagegen eingewendet werden, daß ja Titus schon an und für sich die Pflicht habe, unter den obwaltenden Umständen den Marcus zu wählen. Allein es ist fürs erste nicht richtig, daß Titus schon an und für sich verpflichtet ist, gerade dem Marcus seine Stimme zuzuwenden, indem die Pflicht zunächst nur auf die Wahl einer *persona apta et digna* lautet. Doch auch angenommen, es stünden die Umstände derartig, daß die Stimmabgabe zu Gunsten des Marcus wirklich als obligatorisch gelten könnte (wenn es z. B. zu einer engeren Wahl zwischen dem katholischen und dem socialistischen Candidaten gekommen wäre), so wäre es noch immer zulässig, daß Titus das Geld annimmt und behält: er legt sich damit nur einen neuen Pflichttitel auf, den Marcus zu wählen und ist nach Annahme der Zahlung nun auch *ex iustitia commutativa* verpflichtet, dem Marcus seine Stimme zu geben.

6. Wie nun, wenn der Stimmenkauf gesetzlich verboten ist? Antwort: Um da ein Urtheil abgeben zu können, müßte der Wortlaut des betreffenden Gesetzes genau beachtet werden. Ein einfaches Verbot wird wohl als reines Pönalgesetz angesehen werden können und somit unseren Fall nicht tangieren. Wenn aber der Stimmenkauf gesetzlich mit der Ungiltigkeit einer dadurch erzielten Wahl bedroht wäre, so würde auch dadurch unsere Lösung schwerlich tangiert, denn das Gesetz müßte dann jedenfalls den vollgiltigen Beweis verlangen, daß wirklich ein das Wahleresultat wesentlich beeinflussender Stimmenkauf stattgefunden habe und es könnte erst, wenn dieser Beweis erbracht wäre, zur Ungiltigkeitserklärung geschritten werden, so zwar, daß, insoweit der Beweis fehlt, die Wahl gesetzlich als gültig angesehen würde. Somit wäre nur im Falle die gesetzliche Ungiltigkeitserklärung erfolgt, das Geld zurückzuerstatten.

7. Doch treten wir dem Stimmzettelfauf näher und fragen wir: Ist es überhaupt moralisch zulässig, Stimmzettel zu kaufen resp. zu verkaufen? Die Supposition ist nämlich die, daß der Candidat von Titus den Stimmzettel übernimmt und selben durch einen Anhänger (der überhaupt nicht wahlberechtigt ist oder sein eigenes Wahlrecht bereits ausgeübt hat) in die Urne gelangen läßt. Die Beurtheilung dieses Kunstgriffes hängt offenbar von den geltenden Wahlgesetzen ab. In Oesterreich muß unseres Wissens der Stimmzettel vom Wähler persönlich abgegeben werden; somit kann aus dem angekauften Stimmzettel des Titus nur dadurch ein positiver Nutzen gezogen werden, daß die Vertrauensperson des Stimmzettelfaufenden Candidaten sich vor der Wahlcommission für den Titus ausgibt; wir haben daher einen Betrug der Commission vor uns, an welchem der Candidat als *mandans* und Titus als *cooperans participieren*;

es ist also die Handlungsweise sowohl des Titus als auch des Candidaten und seines Mandatars sündhaft und zwar auch dann, wenn der katholische Candidat den Kauf geschlossen hat, weil eben der Zweck das Mittel nicht heiligt.

8. Wie nun, wenn die beiden sich gegenüberstehenden Candidaten bezüglich ihrer Gesinnung eine andere Combination darstellen; wie steht es mit der Erlaubtheit einer Abmachung, und überhaupt, wie hat sich ein katholischer Wähler zu verhalten?

a) Es stehen sich gegenüber ein Liberaler und ein Katholik. — Antwort: Der Liberale wird unter dieser Voraussetzung dem Socialisten gleichgehalten.

b) Ein Katholik und ein „Nationaler“ streiten um den Abgeordnetenfig. — Fall im großen ganzen derselbe, da die „Nationalen“ an religiösem Indifferentismus, eventuell auch an Abneigung gegen die Kirche den Liberalen gemeiniglich nicht nachstehen.

c) Zwei Nichtkatholiken, ein Liberaler z. B. und ein „Nationaler“ bilden das Dilemma des Wählers. — Da ist per se die Wahlenthaltung am Platze, vorausgesetzt nämlich, daß ein katholischer Candidat gar nicht da ist und auch keine Möglichkeit vorliegt, durch eine Stimmenabgabe im katholischen Sinne einem Katholiken zum Mandat zu verhelfen. Wir sagen, die Wahlenthaltung ist am Platze — ist sie aber auch pflichtmäßig, das heißt muß der Katholik sich der Stimmenabgabe enthalten? — Antwort: Es kommt auf die näheren Eigenschaften der Candidaten an. Bekanntlich gibt es Liberale, die sich der katholischen Kirche gegenüber ziemlich indifferent verhalten, ja es gibt sogar solche (oder hat wenigstens solche gegeben), welche der Religion gegenüber eine gewisse wohlwollende Neutralität beobachten und es zugleich mit der Vertretung der zeitlichen Interessen ihrer Wähler ehrlich meinen. — Freilich sind solche Liberale wenigstens heute sehr selten. Ebenso unterscheidet man gemäßigt Nationale und Extrem-Nationale. Darnach wäre zu sagen: Es entspricht zwar auch ein gemäßigt Liberaler und ein gemäßigt Nationaler den Anforderungen nicht, die ein katholischer Wähler an den Mann seines Vertrauens zu stellen verpflichtet ist, und somit ist jeder solche Candidat vom katholischen Standpunkte aus malus und die Stimmenabgabe zu Gunsten desselben eine cooperatio ad malum. Wenn sich aber ein Extrem-Nationaler und ein gemäßigt Liberaler gegenüberstehen, so ist die Wahl des letzteren jedenfalls erlaubt; denn eine cooperatio ad minus malum ist statthaft ad praecavendum malum maius; und dieser Grundsatz ist übertragbar auf alle die Fälle, wo nur die Wahl zwischen zwei nichtkatholischen Candidaten übrig bleibt, die sich sub ratione mali nicht die Wage halten. Darnach wäre auch die Wahl eines Extrem-Nationalen oder Extrem-Liberalen zulässig, wenn der Gegencandidat Socialist ist.

d) Es entsteht nun zunächst die Frage: Ist es in solchen Fällen erlaubt, mit dem betreffenden (liberalen oder nationalen) Can-

didaten einen Pact einzugehen, sich z. B. seine Stimme bezahlen zu lassen? — Antwort: Sobald einmal die Umstände eine Abstim- mung zu Gunsten eines Candidaten erlaubt machen, kann auch dafür eine Bezahlung angenommen werden. Für etwas Erlaubtes kann man ja Geld oder sonstige Emolumente annehmen — allerdings unter der Voraussetzung, daß der Katholik dem scandalum vorbeugt, was freilich seine Schwierigkeiten haben dürfte. Denn er kann zwar seine Abstimmung mit den gegebenen Umständen rechtfertigen, aber schwerlich das Vergerniß verhüten, das aus dem Pactieren sponte sich aufdrängt.

e) Bisher war nur von der Erlaubtheit einer solchen Wahl die Rede; eine andere Frage: Ist in solchen Fällen die *electio minoris mali* Pflicht? Auf diese schwierige und controvertierte Frage glauben wir weder mit einem unbedingten nein noch mit einem kategorischen ja antworten zu müssen: es dürften vielmehr wiederum die näheren Umstände ausschlaggebend sein. Es können unserer Meinung nach Umstände eintreten, unter denen die *electio minoris mali* wirklich pflichtmäßig wäre, nämlich dort, wo es sich um einen socialistischen oder gar anarchistischen Gegencandidaten handelt. Denn ein solcher Candidat arbeitet ja programmäßig auf die Vernichtung von Staat und Kirche hin, und das zu verhindern, ist doch jedenfalls Pflicht. Kommt aber kein solcher Candidat in Frage, so getrauen wir uns eine Pflicht zur Wahl des „kleineren Uebels“ nicht zu behaupten. Denn abgesehen von der praktischen Schwierigkeit, zwei liberale oder nationale Candidaten *sub ratione mali comparativ* zu taxieren, finden wir auch keinen Titel, der für eine solche Pflicht entscheidend wäre; das einzige, was vorgebracht werden könnte, wäre das *bonum publicum*; allein dieses könnte nur dann ausschlaggebend sein, wenn der eine Candidat ein bewußter, offener und directer Feind der Kirche respective auch des Staates wäre, das heißt sich selbst in der wichtigsten bei einem Candidaten in Betracht kommenden Frage auf den Boden der Socialdemokratie oder Anarchie stellen würde und daher dem Socialisten gleichgehalten werden müßte. Ist dies aber nicht der Fall, so kann die *electio minoris mali* auf Grund der pflichtmäßigen Obsorge für das öffentliche Wohl deshalb nicht als obligat gelten, weil einerseits *ex supposito* keiner der Candidaten den Ruin der Kirche oder des Staates anstrebt, andrerseits aber das *bonum publicum* auf jeden Fall geschädigt bleibt, wie immer auch die Wahl ausfallen mag.

IV. Bisher haben wir stillschweigend vorausgesetzt, daß der Wähler einem äußeren Zwange entrückt ist, das heißt, auf äußere Einflüsse keine Rücksicht zu nehmen braucht. Nendern wir aber jetzt diese Supposition und treten wir an den Fall heran, daß Titus bei seiner Wahl mit einer moralischen Nöthigung zu rechnen hat. Es sind da wiederum verschiedene Fälle denkbar; wir heben nur ein paar heraus.

1. Titus ist seines Zeichens Tischlermeister, und der eine von den beiden Candidaten droht ihm mit Entziehung der Kundschaft, sofern er nicht für ihn die Stimme abgibt; und es würde voraussichtlich für Titus ein beträchtlicher Schaden aus dem Abbruche der Geschäftsverbindung erwachsen. Darf Titus dem Zwange weichen? Antwort: In soweit die Wahl des den Zwang ausübenden Candidaten schon an sich pflichtmäßig oder hic et nunc erlaubt ist, beantwortet sich die Frage von selbst. Wenn es sich aber um einen Candidaten handelt, dessen Wahl nicht erlaubt ist, so hätte Titus zunächst das Recht, sich der Stimmenabgabe zu enthalten; ist dies nicht möglich, so könnte er zu einer *restrictio mentalis* greifen und zum Beispiel den betreffenden Candidaten sagen: Seien Sie ohne Sorge, ich werde schon gut wählen und dergleichen. Läßt sich aber auch das nicht bewerkstelligen (weil zum Beispiel der Candidat sich den Stimmzettel unmittelbar vor der Abgabe desselben vorzeigen läßt), so wäre Titus gehalten, auch auf die Gefahr des schweren Schadens hin sich entweder der Stimmenabgabe zu entschlagen oder den katholischen Candidaten zu wählen; denn eine *cooperatio immediata ad rem in se malam* kann durch ein *imminens grave damnum* nicht cohonestiert werden.

2. Titus ist Privatbeamter in Pension und sein Brotherr droht ihm mit Entziehung seiner Bezüge, wenn er nicht liberal wählt; der Arme sieht seinen Ruin vor Augen, da er alt ist und nicht die geringste Aussicht hat, sich anderweitig einen Lebensunterhalt zu verschaffen. Darf er in diesem Falle „der Noth gehorchen, nicht dem eigenen Triebe?“ Wir setzen wiederum voraus, daß weder die Wahlenthaltung, noch eine *restrictio mentalis* den Titus aus der Zwangslage befreien kann. — In diesem Falle wird sich für unseren Titus schwerlich mehr ein erlaubter Ausweg finden lassen. Denn die Wahl eines schlechten Candidaten ist in se mala und die Stimmenabgabe zu Gunsten des schlechten Candidaten ist eine *cooperatio immediata*, welche unerlaubt ist, zumal da die *cooperatio* in *damnum ecclesiae* (aut etiam rei publicae) geschieht. Es bleibt somit nur das eine Mittel übrig, mit der Abgabe des Stimmzettels zu warten, bis der liberale Candidat bereits die Majorität erlangt hat, so daß die Stimme des Titus an dem Wahleresultat nichts mehr ändert; ein Mittel, das aber in praxi wohl schwerlich durchführbar ist. Denn Pressionen wie die in Rede stehende pflegen nur dann ausgeübt zu werden, wenn ein heißer Wahlkampf bevorsteht, dessen Ausgang zweifelhaft ist; somit würde der arme Titus von seinem „liberalen“ Beiniger jedenfalls schon zu einer Zeit zur Wahlurne geschleppt, wo von einem *fait accompli* noch nicht die Rede sein kann; dazu kommt, daß gerade bei einer solch' hitzigen Wahl Schlacht der Ausgang kaum vor Abschluß des *Scrutiniums* mit nur irgend einer Bestimmtheit gewußt werden kann. In praxi wird somit dem Titus nichts übrig bleiben als mit den Aposteln zu sagen: *Obedire oportet Deo magis*

quam hominibus. — Dasselbe würde gelten, wenn Titus zum Beispiel beschäftigt wäre in einer Fabrik, deren Arbeiter in ihrer Gesamtheit oder Majorität der socialdemokratischen Partei angehören und auf den Fabriksherrn einen Druck in dem Sinne ausüben, daß Titus entlassen werden muß, wenn er nicht socialdemokratisch wählt.

V. Doch nehmen wir mit unserem Titus noch eine Aenderung vor und nehmen wir einmal an, daß er Wahlagitator ist; er hat die Aufgabe, Placate des von ihm vertretenen Candidaten anzuhängen, gegnerische Placate herabzureißen, den gegnerischen Candidaten nach Möglichkeit als unfähig und unwürdig hinzustellen, die Wähler zusammenzutrommeln, säumige Wähler mit dem Wagen abzuholen, eventuell den Mangel an Eifer durch Geldvertheilung zu paralysieren, Stimmzettel ausfüllen u. s. w. Was ist nun von dieser Thätigkeit zu halten?

1. Es kommt wiederum in erster Linie darauf an, welcher Couleur der Candidat angehört, dem Titus seine Dienste widmet. Ist es ein Socialdemokrat oder überhaupt ein Candidat, dessen Wahl hic et nunc unerlaubt ist, so ist natürlich die ganze Thätigkeit des Agitators unerlaubt, auch wenn die Schritte, die er im Interesse seines Auftraggebers unternimmt, an und für sich erlaubt wären.

2. Handelt es sich jedoch um einen Candidaten, dessen Wahl geboten oder wenigstens unter den obwaltenden Umständen erlaubt ist, so ist es selbstverständlich erlaubt, dafür zu agitieren, nur muß dies mit erlaubten Mitteln geschehen: *Finis non sanctificat media*. Somit wären von den obgenannten Diensten das Anheften der Placate, das Abholen und Zusammentrommeln der Wähler, das Vertheilen von Geld und Ausfüllen der Stimmzettel erlaubt. Mit dem Abreißen der gegnerischen Placate hat es nun seine eigene Bewandtnis; es könnte nämlich das Bedenken entstehen, ob diese Zettel nicht als Eigenthum des betreffenden Candidaten zu betrachten wären und daher ipso invito nicht vernichtet werden dürften. Allein eine doppelte Rücksicht läßt das Herunterreißen der gegnerischen Placate in unserem Falle als erlaubt erscheinen: Fürs Erste verlassen nach unserer Meinung die Placate, sobald sie öffentlich aufgeklebt werden, ipso facto das dominium des Herausgebers und werden ihrem Schicksale überlassen; fürs Zweite enthalten die liberalen und noch mehr die socialistischen Placate regelmäßig Anwürfe gegen die Kirche u., zum allerwenigsten Aufforderungen zu einer verbotenen, unmoralischen Handlung, scil. zur Wahl eines schlechten Candidaten, und können somit mit demselben Rechte unschädlich gemacht werden, mit welchem man zum Beispiel ein schädliches Thier, das in den Straßen herumläuft, niederschießt.

3. Betreffs der auf Herabsetzung des Gegencandidaten abzielenden Thätigkeit des Agitators glauben wir (coll. Lehmf. II. 1182, 8) der Erlaubtheit ziemlich weite Grenzen stecken zu dürfen. Das öffentliche Interesse erfordert nämlich, daß nur solche Personen zur

Abgeordnetenwürde gelangen, deren (aus dem bisherigen Leben zu erschließender) Charakter Bürgschaft ist für eine in jeder Beziehung gewissenhafte und das Gemeinwohl fördernde Ausübung ihres wichtigen Amtes; daß daher Personen, deren bisheriges Leben Anhaltspunkte aufweist, die ein solches Vertrauen nicht rechtfertigen, jedenfalls an der Erlangung des erstrebten Mandates auch durch Hervorziehung ihrer Fehler, etwaiger Vergehen, üblen Eigenschaften zc. behindert werden dürfen, und zwar auch dann, wenn dabei Dinge publict werden, die sonst geheim geblieben wären; das *bonum publicum* hat aber dem *bonum privatum* voranzugehen. Uebrigens hat auch der Candidat, der sich mit bewußt schlechten Eigenschaften und dergleichen behaftet, in einen Wahlkampf einläßt, kein Recht, sich über die Herabsetzung seiner Person zu beklagen; Leute, die kein reines Gewissen haben, müssen eben das Candidieren bleiben lassen. Allerdings könnte die Diffamierung einer Person unter Umständen, nämlich wegen ihrer Stellung im öffentlichen Leben, ein Aergernis hervorrufen, welches sogar noch größer wäre, als das Interesse an der Nichtwahl eines unwürdigen Candidaten; man denke nur den Fall, daß ein Priester candidiert und zum Beispiel wegen Ehebruch öffentlich (in Versammlungen, Zeitungen, Placaten) bloßgestellt würde. Doch von solchen Fällen abgesehen, sprechen wir den Agitator von einer Verletzung des achten Gebotes immerhin frei, insolange die von ihm publicierten (auch geheimen) Defecte des gegnerischen Candidaten wahr (ohne Uebertreibung dargestellt) sind und insoweit dieselben geeignet sind, ein Licht auf den Candidaten betreffs seines an noch bestehenden Charakters zu werfen, kurz, insofern sie zur Orientierung der Wähler über die Sinn- und Handlungsweise des Candidaten als solchen zweckdienlich sind. Die erste Clausel spricht für sich selbst; die zweite ergibt sich daraus, daß eben nur das *bonum publicum*, wie es bei einer Wahl in Frage steht, eine Diffamierung zu decken vermag. Somit könnte zum Beispiel eine vor dreißig Jahren begangene *fornicatio* des Candidaten erlaubter Weise nicht hervorgezerrt werden, wohl aber ein von ihm seit Jahren unterhaltenes Concubinat; daselbe wäre zu sagen von einem in der Jugend begangenen Diebstahl, dem ein tadelloses Leben gefolgt ist; in welchem Falle eine Publication unstatthaft wäre, während eine kürzlich von dem Candidaten an einem anderen Orte inscenirte schuld bare Erida ganz füglich ans Licht gezogen werden könnte.

Göttweig.

Dr. Hartmann Strohsacker O. S. B.

XI. (Können die Pfarrer größerer Städte sich gegenseitig und allgemein delegieren ad assistendum matrimonii?) In größeren Städten können leicht Fälle vorkommen, daß bona fide oder per dolum Ehen geschlossen werden mit Umgehung der tridentinischen Vorschrift, es seien die Ehen vor dem Pfarrer der Brautleute zu schließen. Es melden sich

Nupturienten vor ihrem Pfarrer, aber in der Zeit, die zwischen der Brautaufnahme und der Copulation verfließt, haben sie ohne Wissen des Pfarrers ihre Wohnung gewechselt, und doch wird die Ehe von diesem ersten Pfarrer eingeseget, obwohl er nicht mehr parochus proprius der Brautleute ist. Manchmal kann es auch dolose geschehen, daß Brautleute sich als Pfarrangehörige melden, obwohl sie in dieser Pfarrei weder einen eigentlichen, noch uneigentlichen Wohnsitz haben. Um nun zu verhindern, daß in dieser oder in ähnlicher Weise Ehen ungiltig geschlossen werden, haben schon einige Bischöfe in den Vorlagen für das Vaticanische Concil den Wunsch ausgesprochen, es möchte diesbezüglich eine Abhilfe oder Erleichterung geschaffen werden. Das Concil konnte sich allerdings mit dieser Frage nicht mehr beschäftigen; indessen aber hat sich in größeren Städten ein usus gebildet, der den Zweck hat, diesem Uebel zu begegnen und der auch von der höchsten kirchlichen Behörde gutgeheißen wurde. Es geben sich nämlich die Pfarrer größerer Städte gegenseitig eine allgemeine Delegation, freilich mit gewissen Modalitäten. Schon im Jahre 1893 hat die Concils-Congregation in einem Falle, welcher derselben von dem Erzbischof von Köln vorgelegt worden war, zu Gunsten dieser Praxis eine Entscheidung gegeben. Ebenso wurde zu Gunsten dieser Praxis in neuester Zeit entschieden in einer Ehesache, welche von dem Erzbischof von Mecheln nach Rom geleitet worden war und die am 14. December 1895 vor der Concils-Congregation zur Verhandlung kam. Indem wir den Ehe-Casus selbst, weil zu verwickelt und weitläufig, beiseite lassen, geben wir im folgenden das wesentliche aus dem Bittgesuche des Erzbischofs von Mecheln, sowie das Gutachten des P. Wernz S. J., das derselbe als Consultor Congregationis abgefaßt hat.

Der Erzbischof von Mecheln setzt Folgendes auseinander: In der Stadt Brüssel und deren Vorstädten, sowie in Antwerpen pflegen die Pfarrer, um ungiltige Eheschließungen hintanzuhalten, sich gegenseitig im vorhinein und ein- für allemal für die Assistenz bei Trauungen zu delegieren, und zwar in einem noch weiteren Umfange, als es in Köln geschehen ist. Wie nämlich aus der beigegebenen Delegations-Formel ersichtlich ist, ist die gegenseitige Delegation nicht auf den einen Fall beschränkt, wo die Brautleute, zur Verkündigung in einer Pfarrei bereits zugelassen, ihre Wohnung ändern, gleichwohl aber zum früheren Pfarrer, der nun gar nicht mehr ihr parochus proprius ist, zurückkehren, sondern die allgemeine gegenseitige Delegation bezieht sich auch auf jene Fälle, wo die Nupturienten durch falsche Angabe ihres Wohnsitzes den Pfarrer täuschen und vor diesem, der doch nicht ihr Pfarrer ist, die Ehe schließen, mag nun diese falsche Angabe irrthümlich oder in böser Absicht geschehen. Endlich bezieht sich diese gegenseitige Delegation nicht nur auf jene Fälle, wo dieser Irrthum oder Betrug der Brautleute verborgen bleibt, sondern auch auf jene Fälle, in welchen dieser Irrthum oder Betrug zwar vor der

Trauung selbst noch entdeckt wird, aber es doch mit Schwierigkeiten verbunden wäre, die Brautleute zu ihrem eigentlichen Pfarrer hinzuschicken, oder von diesem eine specielle Delegation zu erbitten. Denn wenn man die Brautleute an ihren eigentlichen Pfarrer weist oder sie ersucht, auch nur zu warten, bis die specielle Delegation kommt, so geschieht es oft, daß sie weder das eine noch das andere thun und, um die kirchliche Trauung sich nicht kümmern, im Concubinate leben. Bei diesem Stande der Dinge bittet der Erzbischof, es möchte diese Praxis der Pfarrer, sich gegenseitig im angegebenen Umfang zu delegieren, von Rom bestätigt werden.

Dazu gab P. Franz Wernz S. J. folgendes sehr interessante Gutachten ab: In Bezug auf die angeführte Delegations-Praxis seien zwei Punkte zu unterscheiden; der erste bezieht sich auf die Art und Weise, wie diese allgemeine Delegation gegeben wird und der zweite auf deren Umfang.

1. Was die Art und Weise, wie die Delegation ausgestellt werden kann, angeht, so könnte eine doppelte Art unterschieden werden. Sowie die gegenwärtige belgische Praxis ist, beruht die Delegation auf einem Uebereinkommen der Pfarrer, zu welchem nur eine Gutheißung im weiteren Sinne des Wortes von Seite des Bischofs hinzu kommt; diese Gutheißung schließt aber nicht eine Delegation durch den Bischof in sich.

Es könnte aber auch so geschehen, daß die Pfarrer einer Stadt eine gemeinsame Eingabe an den Bischof richten, daß dieser selbst alle einzelnen Pfarrer allgemein delegiere, so daß dann die einzelnen Pfarrer für diese Fälle kraft bischöflicher Delegation die Trauungen vornehmen können.

Diese zweite Form ist von Seite der Congregatio Concilii für Köln adoptiert worden und scheint vor der belgischen Praxis den Vorzug zu verdienen.

In Bezug auf die erste Form wäre festzusetzen, daß die Pfarrer sich gegenseitig nicht delegieren dürfen ohne Zustimmung des Bischofs. Denn eine so allgemeine Delegation scheint eine *causa maior* zu sein und es ist daher eine Intervention oder Approbation des Bischofs nothwendig. Jedoch wäre dies den Pfarrern nur zu verbieten *per legem simpliciter prohibentem*, nicht aber *per legem irritantem*, das heißt, würden die Pfarrer ohne Gutheißung des Bischofs sich gegenseitig allgemein delegieren, so sei eine solche Delegation zwar unerlaubt, aber nicht ungiltig. Würde aber dies den Pfarrern *per modum legis irritantis* verboten, so würde das Tridentinum dadurch verschärft; für eine solche Verschärfung des Tridentinums scheint kein Grund vorhanden zu sein, da ja vielmehr auf dem Vaticanischen Concil viele Bittschriften um Milderung der tridentinischen Vorschriften vorgelegt wurden.

Es scheint aber die erste Form weniger empfehlenswerth. Denn, wenn die Delegation auf dem Uebereinkommen der Pfarrer beruht,

so kann sie in praxi leicht in einem engeren oder weiteren Umfange gegeben werden, und dadurch entsteht eine Rechtsungewissheit, die stets sorgfältig zu vermeiden ist. Auch könnte es geschehen, daß ein neuer Pfarrer sich hartnäckig weigert, die Delegation in üblicher Ausdehnung zu geben und so würden neue Schwierigkeiten und Unsicherheit entstehen.

Dem gegenüber verdient die zweite Form entschieden den Vorzug. Denn nach dieser werden die Pfarrer vom Ordinarius, und zwar ex iure sive lege delegiert. Ein Gesetz bietet aber immer mehr Sicherheit und Stabilität, als ein Uebereinkommen. Der Bischof kann den Pfarrern auch die Vollmacht geben, ihre Hilfspriester zu subdelegieren und den Umfang der Delegation ganz genau bestimmen.

2. Was den Umfang angeht, so geht die belgische Praxis weiter als jene, welche für Köln gutgeheißen wurde. Jedoch besteht kein Hindernis, der belgischen Praxis in ihrer größeren Ausdehnung die Gutheißung zu gewähren, wenn besondere Umstände dies wünschenswert erscheinen lassen. Dies aber scheint, besonders wenn man die Verhältnisse in Brüssel und Antwerpen berücksichtigt, wirklich der Fall zu sein.

Es möge daher, so schließt P. Wernz sein Gutachten, auch für die Erzdiocese Mecheln die Kölner Praxis vorgezogen werden; in Bezug auf Ausdehnung könne die Bitte des Erzbischofes gewährt werden mit dem Bemerken, daß in der Delegations-Formel genau der Umfang festgesetzt werde.

Salzburg.

Dr. J. Nieder, Theologie-Professor.

XII. (Ungarische Civilehe und das Ausland.) Die in F., Comitatus B. in Ungarn, geborne Israelitin R. A., heimathsberechtigt gleichfalls in F., welche zu Bologna katholisch getauft wurde, will in Rom, wo sie jetzt wohnt, die Ehe schließen mit dem italienischen Staatsangehörigen Pietro M. Beide sind großjährig und katholischen Glaubens. Was für Documente benöthigen sie?

Antwort: Die Ehevererber haben an den königlichen ungarischen Matrikenführer zu F. im Comitatus B. von Rom aus das Ansuchen zu richten, er möge ihre Ehe in F. aufbieten und über das erfolgte Aufgebot ihnen ein Zeugnis ausfolgen. Dem an den Matrikenführer zu richtenden Gesuche um das Aufgebot, welches von beiden Eheverberern vor zwei coramiesierenden Zeugen mit ihrer eigenhändigen Unterschrift oder ihrem Handzeichen zu versehen ist, sind folgende Schriften beizuschließen:

1. Die Geburtszeugnisse des Bräutigams und der Braut.

2. Die für die minderjährige Partei nöthige Erklärung des gesetzlichen Vertreters zur Eingehung der Ehe, und zwar:

- a) wenn der Vater am Leben ist seitens des Vaters;
- b) wenn der Vater nicht mehr am Leben ist, oder wenn einer der minderjährigen Eheverberer illegitim ist seitens der Mutter;

- c) wenn keines der Eltern lebt seitens des Vormundes;
 - d) im letzteren Falle muß außer der Erklärung des Vormundes auch das Ernennungsdecret des Vormundes und wenn der minderjährige Ehewerber das 20. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt hat, auch die Einwilligung der Vormundschaftsbehörde beigelegt werden. Die letztere ist nur dann nicht nöthig, wenn der Vormund zugleich Großvater der minderjährigen Partei ist.
3. Militärzeugnis des in Ungarn heimatberechtigten Bräutigams.

4. Heimatschein der in Ungarn heimatberechtigten Partei. Derselbe kann auch durch den Militärpaß oder Arbeitsbuch oder Dienstbotenbuch ersetzt werden.

5. Die auf das Erlöschen der etwa früher bestandenen Ehe bezughabenden Documente, Todtenschein, Trauschein, Scheidungsurtheile.

Der Bittsteller kann aber auch vor dem Vicegespane des Comitates oder dem Bürgermeister der königlichen Freistädte (Arad, Budapest, Debreczin, Fiume, Raab, Kaschau, Klausenburg, Komorn, Marosvasarhely, Fünfkirchen, Preszburg, Selmecz und Bellabanya, Dedenburg, Szabadka, Szathmar-Remethi, Szegedin, Stuhlweißenburg, Temesvar, Neusatz, Zombor) im Sinne des § 57 des Gesetzesartikels XXIII. vom Jahre 1894 über die staatlichen Matriken um Ertheilung des Dispenses vom Aufgebote ansuchen, wenn er hiezu wichtige annehmbare Gründe nachzuweisen imstande ist. Dem Gesuche an den Vicegespan oder Bürgermeister ist außer den eben angeführten Schriften noch eine Erklärung beizuschließen, welche von beiden Ehewerbern eigenhändig zu unterschreiben oder mit ihren Handzeichen zu versehen ist und ist deren Unterschrift oder Handzeichen vom öffentlichen Notar oder dem dortigen Seelsorger zu beglaubigen. In der stempelfreien Erklärung haben die Ehewerber zu bezeugen, daß gegen die von ihnen abzuschließende Ehe nach ihrem besten Wissen und Gewissen kein gesetzliches Ehehindernis obwaltet.

Das Gesuch um die Dispens ist mit einer ungarischen Stempelmarke per 50 fr., jede Beilage mit einer ungarischen per 15 fr. zu versehen mit Ausnahme derjenigen Schriften, welche bereits mit einer ungarischen oder österreichischen Stempelmarke im Mindestwerte von 15 fr. versehen sind.

Das Zeugnis über das Aufgebot oder die Dispens vom Aufgebote hat der Bittsteller unter Beischluß sämtlicher Schriften und einer auf das Ehecertificat nöthigen ungarischen Stempelmarke per 1 fl. dem königlichen ungarischen Justizministerium vorzulegen. Dieses Gesuch und dessen Beilagen sind mit den oben erwähnten Stempelmarken zu versehen, und im Falle der Bittsteller die Zustellung des Certificates ins Ausland (Oesterreich) per Post unter eigener Adresse wünscht, muß auch das entsprechende Postporto beigelegt werden.

Zur Beschleunigung des Amtsweges ist es zweckmäßig, wenn der Bittsteller die jetzt erwähnte 1 fl.-Stempelmarke und Postporto

gleich dem nach obigen Regeln gestempelten Gesuche an den Matrikenführer oder Vicegespan oder Bürgermeister beilegt und den Adressaten ersucht, derselbe möge die sämtlichen Schriften mit dem Aufgebotszeugnisse oder dem Dispensdecrete ergänzt dem königlichen ungarischen Justizministerium unmittelbar vorlegen.

In Ermanglung ungarischer Stempel- und Briefmarken ist deren Geldwert in barem einzusenden. Documente, welche nicht deutsch, ungarisch, croatisch oder lateinisch sind, müssen eine beglaubigte Uebersetzung haben.

Wird ein gesetzliches Armutzeugnis beigelegt, so entfallen alle Stempelgebühren, nur das Postporto ist zu bezahlen.

Gesuch-Formulare in ungarischer Sprache sind beim königlichen ungarischen Ministerium am allerhöchsten Hoflager in Wien, I., Bankgasse 6 zu beziehen, deutsche bei der St. Franciscus Regisconferenz in Wien VII/3, Pfarre Altlerchenfeld.

Nach diesen vom hohen königlichen ungarischen Justizministerium an den Gefertigten erlassenen Instructionen ist obiger Checasus leicht zu lösen.

Wien, Pfarre Altlerchenfeld.

Carl Kraja, Cooperator.

**XIII. (Taufe, Rechte und Matriculierung der schein-
todd geborenen Kinder.)** Die schon im Mutterleibe gestorbenen Kinder gehen sehr bald in die Maceration über, welche ein Vorstadium der Fäulnis und leicht erkenntlich ist. Kommt ein Kind nicht maceriert, aber scheinodt (asphyktisch) zur Welt, dann stellt sich nach einiger Zeit heraus, daß es lebt oder todt sei. Wenn es aber auf diese Weise todt gefunden wird, ist es sogar den erfahrensten Aerzten, geschweige den gewöhnlichen Hebammen und Geburtshelfern fast unmöglich zu constatieren, ob das fragliche Kind wirklich todt oder nur scheinodt geboren worden und später gestorben sei, und oft wurden Kinder, die man zuerst als todt betrachtet hatte, durch lang fortgesetzte, geschickte Belebungsversuche aus ihrer Asphyxie geweckt und gerettet. Im Büchlein „Unterricht über die Spendung der Nothtaufe“ heißt es: „Der Tod eines neugebornen Kindes ist nur „in zwei Fällen ganz sicher: 1. wenn am Leibe des Kindes schon „deutliche Merkmale der Verwesung sich zeigen; 2. wenn der Leib so „verstümmelt ist, daß er unmöglich mehr leben kann, zum Beispiel „wenn der Kopf vom Rumpfe getrennt ist.“ Unter solchen Umständen ist es überflüssig, Priestern beweisen zu wollen, daß man darauf zu drängen hat, daß alle scheinodt geborenen Kinder ohne Verzug getauft werden. Das Manuale sacrum der Diöcese Brixen, welches nur ein Auszug aus dem Rituale romanum mit passenden Ergänzungen und Erklärungen ist, sagt: „Si infans difficili partu editus palleseat, „imo coerulescit et friget, nondum tamen in putredinem abiit, „non statim credatur mortuus, sed cito baptizetur sub conditione: „Wenn du lebst, taufe ich dich u. s. w., postea vero reficiatur

„necessariis fomentis. Si infans hac ratione baptizatus jam „mortuus fuerit, sepeliendus est in loco sacro.“

Auch das österreichische Civilrecht nimmt an, daß die scheinodt geborenen Kinder, welche nicht zum Leben gebracht werden, lebendig geboren und dann gestorben seien. Im § 23 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches heißt es: „Im zweifelhaften Falle, ob ein Kind „lebendig oder todt geboren worden sei, wird das Erstere vermuthet. „Wer das Gegentheil behauptet, muß es beweisen.“ Um diese gesetzliche Vermuthung besser zu verstehen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß ein todtgeborenes Kind in Rücksicht auf die ihm für den Lebensfall vorbehaltenen Rechte so betrachtet wird, als wäre es nie empfangen worden und daß bloß die Mutter und andere Personen die ihnen gebührenden Rechte, zum Beispiel die Unterstützung, den Ersatz der Ausgaben des Wochenbettes beanspruchen können, oder daß bloß die strafende Gerechtigkeit mitzureden hat. Hingegen wird ein Kind, welches lebendig geboren wird, es mag dann noch so schnell gestorben sein, so betrachtet, wie wenn es schon in dem Augenblicke geboren worden wäre, wo seine Mutter es empfieng. Wenn zum Beispiel ein Posthumus todt zur Welt kommt, wird er als gar nie empfangen außer Acht gelassen, wenn er aber lebend geboren wird und schnell stirbt, hat er schon das Recht auf die Erbschaft seines Vaters erworben und dieses Recht geht auf die Erben des Kindes über. Aehnlich ist es, wenn ein noch nicht geborenes Kind auf andere Weise mit Vermögen bedacht wäre. Das österreichische Civilrecht vermuthet also mit dem citierten Paragraph, daß auch die scheinodt geborenen Kinder, deren Leben nicht bewiesen wurde, dennoch lebend geboren worden seien und so alle Rechte einer Person erworben haben. Wer Interesse daran hat, das Gegentheil zu behaupten, muß es beweisen.

Was endlich die Eintragung solcher Kinder betrifft, ist jede Matriculierung ein selbständiges Protokoll und als solches hat sie genau den obwaltenden Verhältnissen zu entsprechen. Man hat daher auch diesen so wichtigen Umstand aufzunehmen, indem man sowohl an einer passenden Stelle des Taufbuches, etwa wo bei den Jünglingen ihr Tod vorgemerkt wird, wie auch in die Rubrik „Ankrankheit oder Todesart“ des Todtenbuches hinzugefügt: „Scheinodt geboren.“ Das wird auch in den Matrikenauszügen erwähnt; in den staatlichen Volksbewegungs-Tabellen aber wird ein solches Kind, der staatlichen Vermuthung gemäß, als lebendig geboren und dann gestorben verrechnet.

Musserpsitzich (Tirol.)

Peter Alvera, Pfarrer.

XIV. (Die Instandhaltung einer Orgel.) Worauf hat man, insbesondere aber der Organist zu achten, um die Orgel in gutem Zustand zu erhalten?

Es ist natürlich, wohl auch begreiflich, daß ein so compliciertes, heikliches und noch dazu aus sehr vielen größeren und kleineren Theilen

bestehendes Instrument, ein aus so verschiedenen Stoffen zusammengefügtes Kunstwerk, dessen Entstehung auf den physikalischen Gesetzen beruht, verschiedenen Veränderungen unterworfen ist, die auf dasselbe einen weitgehenden nachtheiligen und schädlichen Einfluss üben; ja sogar seinem vollständigen Gebrauche hindernd entgegenreten. Es existiert keine Orgel, und wäre sie von dem denkbar besten Material und von dem Meister der Meister mit der strengsten, gewissenhaftesten Sorgfalt und Genauigkeit erbaut, die von solchen verderblichen Erscheinungen und Störungen ihres großartigen Triebwerkes ganz gesichert sein und frei bleiben könnte; nur das seltenere Auftreten derartiger Uebelstände geben Zeugnis von der Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit ihres Erbauers.

Wenn wir uns mit den Ursachen befassen, welche diesen nachtheiligen Veränderungen zugrunde liegen, müssen wir vor allem nachstehende Anhaltspunkte feststellen:

1. Nimmt die Witterung auf gar viele Materiale und Stoffe, welche im Orgelbaue in Verwendung kommen, wie z. B. Holz, Leder, Kautschuk, Leinwand u. merkllichen Einfluss. Wie bekannt, dehnt die Feuchtigkeit das Holz aus, Trockenheit zieht es zusammen; durch diese Einwirkung werden die hölzernen Theile im ersten Falle größer, im zweiten aber kleiner, folglich in beiden Fällen in ihrer richtigen und zwar nothwendigen Größe beeinträchtigt, wodurch zu Störungen in den Functionen der Mechanik Veranlassung gegeben wird. Ferner schädigen Sonnenstrahlen und Hitze, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit die Stimmung der Orgel nicht etwa nur vorübergehend, sondern auch in ausgedehnter Folge und zwar je nach der Jahreszeit und dem Grade ihres Temperatureinflusses. Es muss daher darauf geachtet werden, dass das Werk vor diesen Einflüssen nach Möglichkeit geschützt und insbesondere vor Sonnenstrahlen ganz und gar bewahrt werde, damit die Verstimmlung des Instrumentes abgeschwächt und hintangehalten werde.

2. Eine weitere Ursache von Störungen und Unterbrechungen ist Unreinlichkeit, namentlich Staub. Dieser ist besonders den kleinen Pfeifen gefährlich; der angesetzte Staub hindert die Ansprache der Töne, weil sie mehr oder weniger von demselben verstopft werden. Das Reinigen der Kirche, besonders des Chores, muss daher mit Vorsicht geschehen und der Boden mit Wasser besprengt werden, damit nicht so viel Staub in die Höhe wirbelt. Zur Entfernung des bereits in den Pfeifen befindlichen Staubes dient es zu großem Vortheile, wenn der Organist öfters unter Thätigkeit aller Register Taste um Taste einige Zeit ertönen lässt, wodurch der Staub aus den Pfeifen geblasen wird. Beim Reinigen der Kirche müssen die Fenster geöffnet werden und das Scheuern soll mit nassen Lappen, feuchtem Sand oder Sägespänen geschehen und zwar so, dass das Kehren in der Nähe der Orgel nicht in der Richtung nach dieser hin, sondern nach der entgegengesetzten Seite bewerkstelligt werde. Selbst Spinnengewebe,

Federn und Schmutz von Vögeln sind böse Feinde der Orgel. Nicht selten werden Schwalben, Fledermäuse u. d. in den Pfeifen gefunden. Das Ueberziehen der offenen Pfeifen mit sehr feiner Gaze leistet Schutz vor solchen Uebelständen, ohne daß der Ton merklich darunter leidet. Unter allen Umständen muß eine totale Reinigung des Werkes nach einem Zeitraume von 8 bis 10 Jahren vorgenommen werden. Von Zeit zu Zeit ist es aber nöthig, besonders vor einer Durchstimmung des Werkes sehr zweckmäßig, an hellen trockenen Tagen die Orgel durch Oeffnung der Fenster von der frischen Luft durchziehen zu lassen, damit kein Modergeruch in ihr veranlaßt werde und sich nicht verderbliche Schwämme einnisten.

3. Es gibt Thierchen, welche der Orgel ganz besonders verderblich werden können, zum Beispiel Ratten und Mäuse; diese zernagen sogar den Fuß der metallenen Pfeifen, besonders jener, woran sich Bleizucker ansetzt, der seiner Süßigkeit wegen von den genannten Thieren aufgesucht und verzehrt wird. Die größten Feinde der Orgel sind aber der Holzwurm und ein kleiner schwarzer Käfer, deren Verheerungen sich auf alle hölzernen Theile der Orgel erstrecken. Dieses Uebel findet sich gewöhnlich dann ein, wenn das zum Orgelbau zu verarbeitende Holz nicht ganz trocken in Verwendung kommt, wenn nämlich das Holz vom Pflanzensaft nicht völlig befreit zu Pfeifen u. d., verarbeitet wird, und wenn die Pfeifen nicht sorgfältig genug mit heißem Oelm, Bolus, Lack oder Firnis inwendig ausgestrichen sind. Es ist leider noch kein sicheres Mittel bekannt, dem Holzwurme und dem Käfer zu steuern; solange jedoch das Uebel nicht zu sehr überhand genommen hat, ist es rathsam, die Wurm- und Käferlöcher mit starkem Papier zu überleimen oder mit Holzstiften auszufüllen. Ist aber die Zerstörung schon so weit gekommen, daß die Orgel theilweise unbrauchbar geworden, so bleibt nichts übrig, als die ergriffenen Theile sämmtlich herauszunehmen und durch neue zu ersetzen. Ferner sind dem Veder, noch mehr aber den Filz- und Tuchfütterungen die Motten sehr gefährlich. Durch Pfefferstaub oder eine Arseniklösung kann der Verwüstung dieser Art vorgebeugt werden.

4. Auch auf andere Weise können manche Theile der Orgel durch verkehrte und unvorsichtige Behandlung beschädigt und zu ihrem Gebrauche untauglich gemacht werden, so durch zu hartes Aufschlagen oder Auftreten auf die Tasten, durch zu heftiges Ausziehen und Abstoßen der Registerzüge, durch unnöthiges Betasten und Herausnehmen der Pfeifen, durch unachtsames Treten, Stoßen und Rücken der Bälge, durch aufgehäuften Schmutz unter dem Pedale, und endlich können auch unberufene und boshafte Personen der Orgel vielen Schaden zufügen, daher allseitige Versicherung des Gehäuses, des Spieltisches und der etwaigen Bälgekammer aufs wärmste empfohlen wird.

XV. (Das Schutzengelfest und seine Feier im christlichen Volke.) Der Monat September wird im christlichen Volke wohl der Engelmonat genannt, weil er vorzüglich der Verehrung der heiligen Engel geweiht ist. Auf den ersten Sonntag desselben fällt das Schutzengelfest und gegen den Schluß dieses Monats, am 29. September, wird das Fest des hl. Michael und aller Engel gefeiert.

Der kirchliche Glaube bezüglich der Schutzengel wird schon von den Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern der ersten Jahrhunderte bezeugt. „Die Engel leisten Dienst“, sagt Origenes, „das Heil der Menschen zu bewirken. Einem jeden aus uns, auch dem geringsten, steht ein guter Engel bei, der ihn ermahnt und lenkt“. In dem gleichen Sinne sagt der heilige Hieronymus: „Auch wir haben Beschützer; einem jeden aus uns steht ein Engel bei.“ Der heilige Basilius schreibt: „Willst du, o Mensch, daß dein Schutzengel nicht von dir weiche, so hüte dich vor Sünde und Laster.“ Schön und beredt schildert St. Augustin die große Bedeutung des englischen Schutzes mit den Worten: „Die Engel lieben uns Menschen als ihre Mitbürger, weil durch uns erst die Lücken und Stellen der abtrünnigen Geister ersetzt werden sollen, weshalb sie uns mit großer Sorgfalt und wachsender Emsigkeit zu allen Stunden und an allen Orten beistehen. Sie sind uns behilflich in der Arbeit, sie beschützen uns in der Ruhe, muntern uns auf zum Kampfe, sie krönen uns nach erlangtem Siege, sie erfreuen sich mit uns, wenn wir im Herrn fröhlich sind und in Gott unserem Heilande frohlocken, sie tragen sozusagen Mitleid mit uns, wenn wir wegen Gott etwas leiden.“

So bezeugen die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte den Glauben der alten Kirche und zeigen, daß die ersten Christen die Andacht zum Schutzengel kannten und übten. Es darf uns auch nicht wundernehmen, daß die christliche Verehrung in den Zeiten der Verfolgung sich gerne dem Schutzengel zuwandte; liegt ja in diesem Glauben so vieles, was den Christen Trost und Muth verleiht. Darum ist auch das Schutzengelfest als ein besonderes Fest von der Kirche eingeführt worden, weil dasselbe reich ist an sittlich und religiös erhebenden Momenten.

Was die Engel im großen und allgemeinen für das Menschengeschlecht sind und wirken, das ist und wirkt der einzelne Engel als Schutzengel für den einzelnen Menschen. Es ist zunächst kirchlicher Glaubenssatz, daß den Kindern Schutzengel zur Seite stehen, denn von ihnen sagt der Heiland: „Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht des Vaters, der im Himmel ist.“ Nach mehreren Andeutungen der heiligen Schrift und nach den übereinstimmenden Ansichten der Väter, deren Zeugnisse oben theilweise angeführt sind, steht auch jeder Erwachsene unter dem Schutze eines Engels. Die Thätigkeit des Schutzengels ist eine doppelte: einmal erweist sie sich in der Abwehr alles dessen, was das leibliche und geistige Leben des Menschen zu trüben und zu verletzen vermag, sodann zeigt sie sich

positiv in der eigentlichen Führung der Seele durch heilige Erweckung, Mahnung, Tröstung und Stärkung.

Die kirchliche Lehre über den Schutzengel findet auch aus der Congruenz mit anderen geoffenbarten Wahrheiten ihre Bestätigung und Erklärung. Wie der Mensch als Erdenpilger den Kampf gegen einen dreifachen Feind, den Teufel, die Welt und das Fleisch zu kämpfen hat, so hat Gott ihm auch einen dreifachen Schutz gegeben, gegen die Versuchungen der Welt, die Lehren und Ermahnungen der Kirche gegen die Lockungen der bösen Lust, die warnende Stimme des Gewissens und gegen die Angriffe des Teufels, des bösen, gefallenen Engels, den Beistand des guten Engels, des Schutzengels.

Schutzengelbilder kannte schon die älteste christliche Zeit; von den Bilderstürmern des 7. Jahrhunderts wurden mit seltsamem Eifer die Engelbilder zerstört, die bei den Processionen getragen zu werden pflegten. Da leytete die Pilgerfahrt des Lebens symbolisieren, so spricht sich auch in der erwähnten Sitte der christlichen Vorzeit, bei den Wallfahrten Engelbilder zu tragen, der Glaube an den Schutzengel aus. Die Engel werden abgebildet als Jünglinge, um anzudeuten, daß sie als selige Geister in ungetrübter, ewiger Jugend der himmlischen Freuden theilhaftig sind. Sie erscheinen immer barfuß, weil sie nicht Erdenpilger sind, sondern dem Himmel angehören. Ihr weißes Gewand und ihr goldener Gürtel bezeichnen die fleckenlose Reinheit und die Lauterkeit ihrer geistigen Natur. Mit unbedecktem Haupte, niedergeschlagenen Augen, mit aufgehobenen, gefalteten Händen und in kniender Haltung werden sie oft dargestellt, um die heilige Ehrfurcht und Anbetung anzuzeigen, welche sie Gott dem Allmächtigen erweisen.

Attribute der Engel sind, wie bei Rafael der Stab des Boten, der Lilienstengel als Sinnbild der jungfräulichen Reinheit, die Palme als das Siegeszeichen, welches sie den Märtyrern und anderen Heiligen darreichen, die Harfe und andere musikalische Instrumente, um anzudeuten, daß sie immer Gott loben und verherrlichen. Ein Rauchfass in ihrer Hand soll veranschaulichen, daß sie die Gebete und guten Werke der Menschen als kostbares Rauchwerk vor den Thron Gottes bringen. Im Kampfe mit den bösen Geistern oder wenn sie die Strafen Gottes vollziehen, tragen sie ein Schwert, oft ein flammendes. Mit einem Kreuze auf der Stirn werden sie dargestellt, zum Zeichen, daß sie Christus den Gekreuzigten anbeten, und sich freuen über die durch ihn bewirkte Erlösung. Zuweilen, namentlich auf den Bildern, die sich auf das Leiden Christi und das Gericht beziehen, tragen sie die Werkzeuge der Passion des Herrn in ihren Händen. So stehen auf den Pfeilern der Brücke Sant Angelo in Rom rechts und links Engel in riesiger Gestalt, von denen jeder eins der Leidenswerkzeuge in der Hand trägt. Auf einem Bilde von Rafael erscheint der Engel, dessen Namen der Meister hatte, als Schutzengel. Alle drei Engel blicken zum Christkinde empor,

Gabriel ankündend, Michael auf den Drachen tretend, und Rafael mit einem Kinde, das er fürbittend dem Heilande empfiehlt.

Die Darstellung des Erzengels Rafael als Schutzengel des frommen Tobias ist das Vorbild für einen ganzen Kreis von Bildern geworden. Auch die neuere Kunst hat mit Vorliebe Schutzengelbilder verbreitet und in den Darstellungen dieser Art sich gut bewährt. So hat der rheinische Verein zur Verbreitung religiöser Bilder (in Düsseldorf) mehrere recht wohl gelungene Darstellungen geboten. Ein erfreuliches Zeichen für die Volksthümlichkeit und Beliebtheit der Schutzengelandacht ist die Thatfache, daß die genannten Bilder viel gekauft werden. Ja, die Schutzengelbilder haben vielfach in Kreisen, die außerhalb der Kirche stehen, Aufnahme gefunden und das starre Princip der Verwerfung aller Erzeugnisse der religiösen Kunst durchbrochen. Die Motive für die Schutzengelbilder sind so reich und verschieden, als die Thätigkeit der Engel selbst. Bald erscheinen sie, wie sie die Menschen vor Versuchung schützen und aus der Gefahr retten, bald, wie sie ein Kind belehren und geleiten, bald, wie sie ein gestorbenes Kind zum Himmel tragen. So schreitet oft der Schutzengel, die Kreuzesfahne tragend, dem Menschenkinde voran, mit der einen Hand zum Himmel weisend, oder er hält es zurück vor einem Abgrunde, daß es nicht falle, oder er bewahrt es vor der gewöhnlich durch eine Schlange symbolisierten Sünde.

Weil der heilige Rafael den Schutzengeln vorsteht, so wurde er von den Gewerben als Schutzpatron erwählt, deren Arbeiten mit Gefahren verbunden sind, so von den Bergknappen und von den Dachdeckern; von den letzteren sagt ja der Volkspruch, daß sie jeden Morgen ihr Todtenhemd anziehen. Auch ist Rafael der von der Kirche anerkannte Patron der Pilger; auf ihn bezieht sich der oft auf Schildern der Gasthäuser vorkommende Titel „zum goldenen Engel“, und der Name des heiligen Erzengels wird genannt in dem *Itinerarium clericorum*.

Darfeld (Westfalen).

Dr. Samjon, Vicar.

Literatur.

A) Neue Werke.

1. **Geschichte der Weltliteratur.** Von Alexander Baumgartner S. J. Freiburg im Breisgau, 1897. Erster und zweiter Band zu je über 600 Seiten. Preis per Band M. 9.60 = fl. 5.76.

Von diesem großen, auf sechs Bände berechneten Werke sind im Laufe des Jahres 1897 zwei Bände, jeder über 600 Seiten stark, zum Preise M. 9.60 erschienen. Das Werk fand allenthalben so reichen Beifall, daß noch im Laufe desselben Jahres eine zweite Auflage nothwendig wurde. Die zwei bis jetzt erschienenen Bände bilden für sich ein Ganzes, indem darin die Literaturen Asiens und der Nil-Länder dargestellt sind. Das Werk

kommt einem wahren Bedürfnisse entgegen: Man muß ja doch heute, wo die europäische Cultur auch in die entlegensten und abgeschlossenen Länder eindringt, wo durch die fortgesetzten Ausgrabungen auf den alten Ruinenstätten die Cultur längst verschwundener Völker ans Licht gezogen wird, wenigstens einigermaßen vertraut sein mit dem Geistesleben jener Völker, von denen die Tagesblätter fortwährend berichten. Und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, besonders aber seit dem Auftreten der Romantiker ist auch in die deutsche Literatur ein so starker Strom fremder Dichtungen eingedrungen, daß schon im Interesse der deutschen Literatur=Geschichte das Studium der Weltliteratur empfohlen werden muß. Die bisher vorhandenen Werke über Weltliteratur genügen nicht. P. Baumgartner gibt uns überall ausführliche orientierende Uebersichten mit genauerem Eingehen auf wichtigere Einzelheiten, mit guten Inhaltsangaben der besprochenen Werke, oft auch mit Uebersetzungen in schöner Sprache. Und wer auf irgendeinem Gebiet noch eingehendere Studien machen will, dem bietet P. Baumgartner auch dazu hilfreich die Hand durch Angabe der einschlägigen Specialwerke. Schon ein bloßes Durchblättern des Werkes ist außerordentlich interessant und lehrreich. Da zeigt sich zum Beispiel, daß fast alle indogermanischen Völker Asiens (Perser, Hindus, Bengalen, Singhalesen, das Sanskrit), außer diesen aber nur noch die Völker mit sogenannten einsilbigen Sprachen in Ostasien (Birmanen, Siamesen, Tibetaner, Chinesen) und die Japanesen Dramen und Theater haben. Dabei sind die chinesischen Dramen die ältesten der Welt. Durch gute Inhaltsangaben ermöglicht uns P. Baumgartner auch einen Einblick in den Bau des Dramas bei verschiedenen Völkern; recht interessant sind auch die Bemerkungen über Bühne und Scenerie in verschiedenen asiatischen Ländern. — Das große Epos ist außer bei den Indogermanen nur wenig vertreten bei einem dravidischen Volke in Süd-Indien, bei den Annamiten, bei den Malayen auf Java, in Alt-Assyrien und Alt-Aegypten; am großartigsten sind die Epen der Perser und Inder. Den Türken, Mongolen und allen jetzigen semitischen Völkern fehlt wie das Drama so auch das Epos. Aber bei fast allen Völkern wuchert seit Jahrtausenden eine reiche Roman- und Märchenliteratur und da ist es ungemein interessant zu sehen, wie ganz ähnliche Motive bei den entlegensten Völkern und in verschiedenen Jahrtausenden wiederkehren. So haben die Annamiten ihr Aschenbrödel, die alten Aegypter ihren verwunschenen Prinzen und ihren wandernden Odysseus, die Aethiopier ihr Alexander-Lied, die Türken ihren Gulenspiegel. Für den Theologen ist die meisterhafte Darstellung der literar-historischen Bedeutung der heiligen Schrift von besonderem Interesse; ebenso das Capitel über die Apokryphen Literatur; nicht minder die überaus klare Darlegung der verschiedenen Religionen, die Sagen der alten Babylonier über Schöpfung, Unterwelt, Sündflut, das Todtenbuch der alten Aegypter, welches vom Gericht über die Verstorbenen, vom Leben im Jenseits u. s. w. handelt. Besonders lehrreich ist die Darstellung der altpersischen, indischen, tibetanischen und chinesischen Religionen, der mohammedanischen und indischen Mystik. Da sieht man, wie tief die Religion eingreift in das literarische Leben der Völker, ja daßelbe geradezu

als Hauptfactor beherrscht, während moderne Literatur=Historiker aus „Objectivität“ sich bemühen, von der Religion der Dichter zu abstrahieren. Da sieht man, daß der Sohn Gottes am Kreuze ebenso der Hauptwendepunkt der Weltliteratur ist, wie der Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte. Das Neue Testament ist der reichste und reinste Born der Poesie für alle Zeiten. Bei einer ganzen Reihe von Völkern beginnt die Literatur erst mit der Einführung des Christenthums, bei anderen hat sie durch die Verkündigung des Gekreuzigten neues Leben und neue Bahnen bekommen. Und wie die Mönche des Mittelalters die altclassische Literatur erhalten haben, so waren es die Missionäre, welche wiederholt die älteren heidnischen Literaturen asiatischer Völker vom Untergang gerettet. — Auch für den Historiker ist das Werk des P. Baumgartner wichtig; er findet hier mit Angabe der einschlägigen Literatur übersichtlich zusammengestellt, was er sonst in schwer zugänglichen Fachzeitschriften und Specialwerken suchen muß. P. Baumgartner schickt nämlich der Behandlung der Literatur des einzelnen Volkes wie eine Darstellung seiner Religion, so auch eine Uebersicht über die Geschichte desselben voraus, was zum Verständnis der Entwicklung der Literatur unumgänglich nothwendig ist. So kann dieses Werk allseits nur aufs beste empfohlen werden. Da ist mehr zu finden, als auf den weggeworfenen Zetteln, die man jetzt so andächtig aus dem Papierkorb Goethes und anderer Geistesheroen hervorholt. Einzelnes möchte man in Baumgartners Werk freilich anders wünschen: so sollte I, S. 437, nicht von „Umbildung des Gothischen zum Althochdeutschen“ geredet werden. Wiederholt stößt man sich an der Bemerkung, die indischen Volkssprachen hätten sich aus dem Sanskrit entwickelt, was dann freilich II, S. 252, richtig gestellt wird. Mitunter wird man eine andere Eintheilung wünschen; einige Völker sind nach ethnographischen, andere nach religiösen Gesichtspunkten zu Gruppen vereinigt, was gewiß viele Vortheile, aber auch manche Unbequemlichkeit mit sich bringt. So möchte man zum Beispiel die Afghanen doch lieber an die Perser angeschlossen als unter die Islamiten eingereiht sehen; und warum sind die Kurden, ein indogermanisches Volk, unter die altaischen Turkstämme verwiesen? Die Charakteristik der einsilbigen Sprachen möchte man statt II, S. 403, lieber Seite 395 erwarten, wo das erste zu diesem Sprachstamme gehörige Volk besprochen wird. Doch das sind Kleinigkeiten, die den großen Wert des hervorragenden Werkes nicht beeinträchtigen. Eine ausführliche Inhaltsübersicht und ein alphabetisches Namens=Register erleichtern es dem Leser, sich in dem Labyrinth der asiatischen Literaturen zurechtzufinden. Für künftige Auflagen, die das Werk gewiß in kurzem erleben wird, sei eine größere Sorgfalt für die Anlegung des Namens=Registers empfohlen. Eine Stichprobe im zweiten Band hat ergeben, daß hier einiges zu wünschen übrig ist: „Malabarisch“ fehlt ganz; „Tamil=dichtung“ steht zwar bei Kural, aber nicht unter T; „kanarisch“ steht zwar neben Kannada, aber nicht an seinem Platz; Uruja fehlt ganz u. s. w.

Ralsburg (N.=De.).

Joh. Bapt. Wimmer S. J.

- 2) **De Christi Ecclesia libri sex.** Auctore Guilelmo Wilmers S. J. Cum approbatione Rev. Episcopi Ratisb. et

Super. Ordinis. Ratisbonae etc. Fr. Pustet. MDCCCXCVII.
691 Seiten. 8°. Preis M. 8 = fl. 4.80.

In der Fundamental-Theologie ist die eigentlich abschließende, zuletzt entscheidende Frage unstreitig die über die wahre Kirche. In ihr und in ihr allein ist die wahre Religion verkörpert und nur durch den Anschluß an sie ist der Mensch in das rechte Verhältnis zu Gott gerückt. Von jeher nahm darum die Lehre über die Kirche Christi die Hauptstelle unter den apologetischen Fragen ein. Der Verfasser des unlängst erschienenen Werkes „*De vera Religione libri quinque*“ (vgl. diese Zeitschrift, Jg. 1897, S. 662 f.) hat daher mit dem jetzigen Bande sein Werk erst zum vollen wissenschaftlichen Abschluß gebracht. Er hat das gethan in einer dem ersten Bande durchaus ebenbürtigen Weise. Was er dort im letzten Buch schon summarisch und in gewissem Sinne indirect nachwies, das entwickelt er hier auf directem Wege in mustergiltiger, den denkenden Leser vollauf befriedigenden Weise. Man sieht gleichsam vor seinen Augen von den Urfanfängen an die Kirche Christi entstehen und sich entfalten; der Bauplan Christi ward klargelegt und der Ausbau seitens der Apostel, die gottgefügte Festigkeit und die alle Reiche und Zeiten überragende Tragkraft, die Erkennbarkeit des geistigen Gottesbaues und die Nothwendigkeit, in ihn einzutreten, alle diese Momente finden ihre erschöpfende Behandlung. Das erste Buch *De Ecclesiae per Christum ipsum institutione et constitutione* räumt auf mit der irrigen Auffassung einer nur idealen oder als Ideal von Christus gestifteten, d. h. einer nur geplanten Kirche, und weist die Stiftung Christi als eine concrete, fest gegliederte mit Auctorität ausgerüstete lebendige Gesellschaft nach. Das zweite Buch geht sofort auf den höchsten Träger der Auctorität über: *De Simonis Petri in regiminis potestate primatu deque ejus in primatu successoribus Romanis Pontificibus*. Damit ist der Beweis für die ausschließliche Wahrheit der römisch-katholischen Kirche schon geführt. Allein der volle Ausbau und die ganze Erkennbarkeit der Kirche Christi kann und soll noch klarer gelegt werden. Daher fährt das dritte Buch fort *De episcopis*, und zwar in ihrem Amt und ihrer göttlichen Einsetzung, in ihrem Verhältnis zu den einfachen Priestern und in ihrem Verhältnis zum römischen Papst. Das vierte Buch behandelt die Vorgesamtheit der Kirche, ihre Unfehlbarkeit, deren Träger und deren Ausdehnung: *De magisterio Ecclesiae commisso*. Das fünfte Buch zeigt, wie, abgesehen von dem sichtbaren und überall erkennbaren Träger der höchsten Gewalt, der Kirche an sich eine in die Augen springende Erkennbarkeit zukommt, die sie von jeder falschen Secte unterscheiden läßt: *De vera Ecclesia ut cognoscibili certisque notis demonstranda*. Das sechste Buch endlich handelt von der Zugehörigkeit zur Kirche und deren Nothwendigkeit.

Es ist schwer zu sagen, welchen von den im Werke behandelten Partien der Vorrang zuzuerkennen ist. In jedem Buch wird der Leser Eigenartiges finden: nicht selten erhält er neues Licht über Fragen, die nur konnten gestreift werden, die an sich der Philosophie oder dem Kirchenrecht angehören und dort ihre ausführliche Behandlung finden müssen; besonders aber wird ihn die logische Schärfe und Klarheit befriedigen, mit welcher

der Verfasser bei controvertierten Fragen das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Zweifelhafte auszuscheiden weiß. Beispiels halber machen wir aufmerksam auf die in den Prolegomena behandelte Frage über die Gesellschaftsbildung im allgemeinen (n. 1—6); auf die Frage über die Verlegbarkeit des päpstlichen Stuhles von Rom (n. 145, 146), über den Fall ungiltiger oder zweifelhafter Papstwahl (n. 147, 148), auf die sehr wertvolle, sonst selten gründliche Behandlung des ganzen dritten Buches über die Bischöfe. Verhältnismäßig am ausführlichsten behandelt ist, wie es die Wichtigkeit der Sache mit sich bringt, die Partie über die päpstliche Gewalt und die Unfehlbarkeit. — Die Behandlung der Merkmale der wahren Kirche Christi ist oft ein Kreuz für die Verfasser: wir glauben, der Verfasser dieses Bandes hat denselben ihre richtige Stelle angewiesen und die Tragweite der einzelnen Merkmale und ihrer Beweiskraft genau gewürdigt.

Balkenburg (Holland).

P. Aug. Lehmkühl S. J.

3) **Jus Decretalium** ad usum praelectionum in scholis textus canonici sive iuris Decretalium, auctore Francisco Xav. Wernz S. J. Tomus I. Introductio in ius Decretalium. Romae, ex typographia polyglotta S. C. de Propaganda Fide 1898.

Das vorliegende Buch bildet den Anfang einer Darstellung des gesamten Kirchenrechtes. Es behandelt die Vorfragen. Seinen Ursprung verdankt das Werk den Vorlesungen über Kirchenrecht, welche der Verfasser seit beiläufig fünf und zwanzig Jahren den Theologie Studierenden seiner Ordensprovinz und während der letzten fünfzehn Jahre an der Gregorianischen Universität in Rom vorgetragen hat. Da an der letztgenannten Anstalt die Erklärung des Kirchenrechtes im Anschluß an die fünf Bücher der Decretalen geschieht, so war damit die Grundlage für die Eintheilung gegeben. Die Vertheilung des Stoffes mußte sich an das Rechtsbuch anlehnen, ohne jedoch in allen Einzelheiten an die gegebene Ordnung gebunden zu sein. Vielmehr wurde die überlieferte Anordnung nicht selten zugunsten einer sachgemäßen Vertheilung geändert. So sind einige Stücke des ersten Buches der Decretalen und der Titel über die Privilegien aus dem fünften Buche dem Einleitungsbande zugewiesen und unter dem allgemeinen Gesichtspunkte der Entstehung und Geltung des kirchlichen Rechtes behandelt. Noch viel weniger als die Eintheilung bildete der Umfang des Decretalenrechtes eine starre Regel für die Bearbeitung. Das geltende Kirchenrecht wird dargestellt; veraltete Satzungen sind dem geschichtlichen Ueberblick zugewiesen, welcher jedem Titel zum besseren Verständnisse des heutigen Rechtes vorausgeht.

Unter den allgemeinen Fragen über Natur und Entstehung des Kirchenrechtes, mit welchen sich der erste Theil der Einleitung befaßt, möchten wir die Lehre von der verpflichtenden Kraft der Congregationsentscheidungen (S. 151—158) und von den Concordaten (Seite 190—224) hervorheben. Bezüglich des ersten Punktes sind bekanntlich die Ansichten darüber getheilt, ob Rechtserklärungen (Declarationen, Interpretationen, welche an Einzelne ergehen, ohne förmliche Bekanntmachung für die ganze Kirche verpflichtend sind. Manche antworten auf die Frage (Schmalzgrueber, dissert. prooem.

370 ff.) mit der Unterscheidung zwischen *interpretatio comprehensiva* und *extensiva*. Für diese fordern sie eine eigene Promulgation, für die erstere nicht. Wernz beruft sich nicht auf diese Unterscheidung. Nach ihm kommt der Erklärung einer zweifelhaften und dunklen Gesetzesstelle, welche für einzelne Personen erlassen ist, keine allgemeine Verpflichtung zu. Damit diese entstehe, müssen äußere Umstände hinzutreten, wodurch auch andere besondere Bestimmungen zu allgemeinen Gesetzen erhoben werden, nämlich Promulgation, Uebergang in den Gerichtsgebrauch oder in die allgemeine Uebung der Kirche. Es ist nicht zu verkennen, daß die hier vorgetragene Auffassung, welche übrigens schon vom heiligen Alphons (Theologia moralis, Lib. I. n. 106) als haltbar bezeichnet wird, für manchen Einwand eine befriedigendere Antwort bietet als die oben erwähnte Unterscheidung. Bei der Frage über die rechtliche Natur der Concordate schließt sich der Verfasser weder der milderer Form der Vertragstheorie noch der Privilegentheorie bedingungslos an. Er will, daß die verschiedenen Gegenstände bezüglich ihrer rechtlichen Verpflichtung verschieden beurtheilt werden. So wird ein Concordat hinsichtlich mancher Bestimmungen, z. B. über Vermögensverhältnisse, einen beiderseitig bindenden Vertrag darstellen, während Zugeständnisse in kirchlichen Dingen stets Privilegien bleiben. Diese Erklärung vermeidet den verschiedenen Ausdruck, denn in der Sache ist bei katholischen Vertretern beider Ansichten kaum ein Gegensatz.

An die Vorfragen über Kirchenrecht und Kirchengesetz schließt sich als zweiter und dritter Theil die Lehre von den Rechtsammlungen und eine Uebersicht über die Literaturgeschichte des Kirchenrechtes. Zwar finden diese Theile schon in den Institutionen des Kirchenrechts ihre Behandlung. Bei der Aufnahme dieser beiden Abschnitte in seine Darstellung des Decretalenrechtes gieng der Verfasser von der offenbar berechtigten Ansicht aus, daß die summarische Lehre von den Quellen, welche in den Institutionen gegeben wird, für ein ausführlicheres Studium des Kirchenrechtes erweitert werden muß. Doch begnügte er sich keineswegs damit, an dieser Stelle einen sorgfältig gearbeiteten Ueberblick über die weite Literatur zu geben. Die ganze Bearbeitung beruht auf beständiger und ausgiebiger Zuhilfenahme älterer wie neuerer Werke. In dieser Hinsicht war eine gewisse Grenze durch den Zweck des Werkes als Schulbuch gegeben. Doch wurde zu allen herührten Fragen der Weg in die einschlägige Literatur angezeigt und damit dem Leser eine Vertiefung des Textes erleichtert. Das Buch ist geeignet, das Verständnis und die Wertschätzung des kirchlichen Rechtes zu fördern. Möge es in den folgenden Bänden bald seine Vollendung finden zum Dienste der kirchlichen Wissenschaft.

Balkenburg.

Jos. Laurentius S. J.

- 4) **Die particularen Kirchenrechts-Quellen in Deutschland und Oesterreich.** Gesammelt und mit erläuternden Bemerkungen versehen von Dr. Philipp Schneider, ordentlichen Professor am königlichen Lyceum zu Regensburg. Regensburg. H. Coppenraths Verlag. 598 Seiten. Preis M. 10.— fl. 6.—

Es war ein glücklicher Gedanke, der den bereits rühmlich bekannten Herrn Verfasser zur Herausgabe dieses Werkes anregte. In der That machte sich das Bedürfnis nach einem solchen Werke fühlbar. In seiner Vorrede zu diesem Buch schreibt der Verfasser: „Als ich im Jahre 1892 meine »Lehre von den Kirchenrechts=Quellen« veröffentlichte, hat mir ein bayerischer Kirchenfürst den Wunsch nahegelegt, daß ich die particularen Kirchenrechts=Quellen herausgeben möchte, da dieselben, in verschiedenen Büchern zerstreut, beim raschen Gebrauch nur schwer und mühsam zugänglich seien.“ Mit diesen Worten ist dem Werke zu seinem Erscheinen eine ganz vortreffliche Legitimation mit auf den Weg gegeben. Ähnliche Anregungen giengen dem Verfasser auch von anderer Seite zu. Wir besitzen ja allerdings vorzügliche Lehrbücher über Kirchenrecht, welche die modernen Rechtszustände in einzelnen Staaten systematisch darstellen. Aber ein derartiges Werk, welches uns an die Rechtsquellen des kirchlichen Lebens unmittelbar einführt, dieselben uns erschließt und im ursprünglichen Wortlaut wiedergibt, nach Staaten geordnet, in chronologischer Reihenfolge in ihrer ganzen Vollständigkeit uns vorführt, besitzen wir zur Zeit noch nicht. Nicht selten macht sich für den in der Praxis thätigen Theologen oder Juristen das Bedürfnis geltend, eine Verfassungs= oder Gesetzesbestimmung im Wortlaute zu kennen oder citieren zu müssen. Wo aber schnell das finden, was vonnöthen, wenn nicht ein solches Sammelwerk zu Diensten steht? Dieses Buch bietet uns alle das moderne Rechtsleben der katholischen Kirche regelnden Rechtsquellen sowohl in allen, auch den kleinsten Staaten und freien Städten Deutschlands, als auch in Oesterreich=Ungarn. So bringt es kirchlicherseits wortgetreu beispiehshaber alle Concordate, Circumscriptions= Bullen, Indulte, Decrete, staatlicherseits alle Verfassungsbestimmungen, Gesetze, Verordnungen, Vereinbarungen, welche das Rechtsleben der Kirche in den einzelnen Staaten normieren, insbesondere auch jene für die Praxis so wichtigen Gesetze und Verordnungen über die Verwaltung des Kirchenvermögens, den Religionswechsel, religiöse Kindererziehung, Ertheilung des Religions=Unterrichtes, Betheiligung der Kirche an der Schulleitung u. s. w.

Ein mit ängstlicher Genauigkeit bearbeitetes Personen= und Sachregister, sowie noch ein daran sich anschließendes Ortsregister vermehrt noch wesentlich den praktischen Wert dieses Buches. Schnell läßt sich aus diesem Buche die gewünschte Auskunft erhalten. Mit Recht kann der Verfasser in seiner Vorrede sagen: „Durch die Reichhaltigkeit des Stoffes und die Ausdehnung auf ganz Deutschland und Oesterreich=Ungarn gestaltet sich die vorliegende Sammlung zu einem Codex des gesammten particularen Rechtes der katholischen Kirche, zu einer Art Handbuch des particularen Kirchenrechtes in Deutschland und Oesterreich!“ Auch eine kirchenpolitische Bedeutung ist dem Werk nicht abzuspreehen. Wir ersehen daraus die Rechtszustände unserer heiligen Kirche in den verschiedenen Ländern Deutschlands und in Oesterreich; aber auch, wie viel ihr noch mangelt und vorenthalten ist, was ihr von Gott= und Rechtswegen zukäme, um frei und unbehindert ihr heilvolles Wirken entfalten zu können.

Möge dieses Werk hinauswandern in die deutschen und österreichischen Lande und recht viel Segen spenden zum Wohle unserer heiligen Kirche. — Wir sind überzeugt, daß das für den so unermüdllich thätigen Herrn Verfasser der süßeste Entgelt seiner Bemühungen wäre.

Würzburg.

Kempf, Pfarrer zu St. Burcard.

5 **Elemente der Aristotelischen Ontologie.** Mit Berücksichtigung der Weiterbildung durch den heiligen Thomas von Aquin und neuerer Aristoteliker. Leitfaden für den Unterricht in der allgemeinen Metaphysik. Verfaßt von Nikolaus Kaufmann, Professor der Philosophie am Lyceum und Canonicus des l. Stiftes St. Leodegar in Luzern. Luzern. Räder, 1897. 8°. 152 Seiten. Preis M. 3. — = fl. 1.80.

Herr Kaufmann ist allen Freunden der thomistischen Philosophie schon längst bekannt, und zwar sehr vortheilhaft. Er ist unstreitig ein gründlicher Kenner der scholastischen Philosophie und von dem, was mit derselben zusammenhängt. Es scheint, daß auch seine Schüler sich auf einer Bildungsstufe befinden, welche die gewöhnliche überragt, sonst wäre ihnen wohl manches in diesem Leitfaden unklar. Warum der Verfasser (Seite 5) „die etwas heikleren Erörterungen über neuere Controversen“ dem mündlichen Vortrag vorbehalten will, während gerade da Winke und Rathschläge nothwendig wären, begreifen wir nicht. Es sind übrigens auch andere Lücken vorhanden, so daß dem mündlichen Vortrag unstreitig zuviel vorbehalten bleibt. Daß das Wort transcendere erklärt wird, wäre wohl kaum nothwendig gewesen; dagegen dürfte Anfängern der scholastische Gebrauch der convertere erklärt werden, sowie verschiedene griechische Ausdrücke des Aristoteles. Die nicht geringe Anzahl von Druckfehlern oder lapsus calami tragen auch nicht zur Deutlichkeit bei. So heißt es Seite 11: „Bei homonymen (gleichnamigen) Wörtern haben wir das gleiche Wort, aber verschiedene Bedeutung; bei synonymen (sinnverwandten) das gleiche Wort und denselben Begriff, Sinn.“ Seite 96 steht: „wie es zum Beispiel dem Dreieck zukommt, zwei rechte Winkel zu haben u. s. w. Durch eine neue Auflage, respective theilweise Umarbeitung könnte die an und für sich vortreffliche Schrift an Brauchbarkeit noch viel gewinnen.

Salzburg.

Em. Professor Johann Räder.

6 **De voti natura, obligatione, honestate commentatio Theologica,** quam scripsit Dr. theol. C. Kirchberg. Presb. Dioec. Paderborn. — Münster (Westf.). Mischendorff'sche Buchhandlung. 1897. 222 Seiten. Gr. 8°. — Preis: M. 3.60 = 2 fl. 16 fr.

Mit wirklichem Genuße und mit großem Nutzen wird jeder theologisch Gebildete diese von großem Fleiße und reichem theologischen Wissen zeugende Monographie über das Gelübde lesen. Die ganze Schrift ist in drei Theile getheilt: I. de voti natura; II. de voti obligatione; III. de voti honestate. Wir haben es hier nicht etwa mit einer bloßen Zusammenstellung und Auslese aus verschiedenen Moralwerken zu thun, sondern mit einer durch und durch selbständigen Arbeit, die überall den prüfenden und selbständig urtheilenden Geist vollkommener Vertrautheit mit dem Stoffe,

als auch eminente Beherrschung der einschlägigen Literatur verräth. Treffend begründet z. B. der Verfasser die heute allgemein in bejahendem Sinne gelöste Frage, ob auch Handlungen, die bereits durch ein göttliches Gesetz geboten sind, Gegenstand eines Gelübdes sein können. Eine herrliche Apologie der heiligen Ordensgelübde liefert uns der Verfasser im cap. II., partis III (de votorum religiosorum honestate“ — pag. 164—220), die würdig wäre, als Separatdruck zu erscheinen oder ins Deutsche übersetzt zu werden. — Ausstattung und Druck sind sehr gut; Druckfehler sind uns keine aufgefallen; etwas seltsam berührt die Schreibweise „cottidie“.

Liegen bei Kaab.

Dr. Robert Breitschopf O. S. B.,

Pfarrverweser.

7) Der Grundgedanke der Cartesianischen Philosophie, aus den Quellen dargestellt. Zum dreihundertjährigen Geburtsjubiläum Descartes'. Von Professor Dr. Otten. Gr. 8°. (VIII u. 142 S.) Freiburg. 1896. Herder. Preis M. 3.20 = fl. 1.92.

Descartes steht an der Wende, wo man, der alten Speculation überdrüssig, eine leichtere, ich möchte sagen mathematische Weltanschauung suchte. Professor Otten stellt als den Grundgedanken des philosophischen Reformates hin: directe Gotteserkenntnis, worauf die Gewissheit jeder anderen beruht. Darin liegt der Ontologismus, ja im Grunde das Fichte'sche System enthalten. Heute, nach dreihundert Jahren, hat sich das Princip bis zu den letzten Consequenzen ausgelebt und dadurch seine Nichtigkeit auch historisch bewiesen. Es ist vergeblich, sich, so lang man auf Erden weilt, in den unmitttelbaren Besitz der höchsten Wahrheit setzen zu wollen. Man muß von der Erfahrung ausgehen, wie es ja auch die Scholastik gethan hat.

Linz.

Professor Dr. Wild.

8) Untersuchung neutestamentlicher Zeitverhältnisse von Dr. B. Meteler. Münster. 1894. Verlag von Theissing. Preis 50 Pf. = 30 fr.

Der Autor dieser kleinen Schrift (39 SS.) hat sich bereits früher durch größere Arbeiten auf dem Gebiete des Alten Testaments, die ebenfalls in besonderer Weise die Chronologie berücksichtigen, bekannt gemacht. Gegenwärtige Broschüre soll offenbar nur eine flüchtige Skizze für die verschiedensten chronologischen Fragen sein, die auf dem Boden des Neuen Testaments zur Behandlung zu kommen pflegen. Darauf weist schon die Ordnungslosigkeit hin, die sich in den Ueberschriften der einzelnen Nummern fund giebt, obschon man nicht sagen kann, daß eine strammere Ordnung gerade bei solchen Untersuchungen vom Uebel gewesen wäre. Die kunterbunte Form verhüllt indes auch ziemlich loses und nicht selten bröckeliges Material, das wohl vorderhand zu einem soliden chronologischen Aufbau nicht gut verwendbar erscheint, wenn sich auch mitunter recht gute Bausteine finden. Würden wir diese Behauptung ausführlich rechtfertigen müssen, so könnte die Besprechung fast länger ausfallen, als die Schrift selbst ist. Die chronologischen Fragen hängen eben so innig mit der gesamten Exegese zusammen, daß die letztere zuvor zum guten Theil beherrscht sein muß, ehe man hoffen darf, zuverlässige Resultate in dieser Richtung zu erzielen. Wie

die Einleitungswerke und Specialschriften zeigen, gelingt ja selbst bei vollkommener Beherrschung des einschlägigen Stoffes die Herstellung unanfechtbarer Daten nicht durchwegs. Gewiss hätten aber namentlich die letzteren, zumal über die Apostelgeschichte, wie die Erklärung von Felten, bei solchen Arbeiten dem Verfasser gute Dienste leisten können. Von den vielen Fragezeichen, die zu den Ausführungen des Verfassers zu machen wären, möchten wir folgende herausheben: S. 38 unten: Der Name Diacon kommt nicht erst im I. Tim., sondern schon Phil. 1, 1 vor. S. 37: Auch der Polycarp-Br. enthält deutliche Bezugnahmen auf das Joh. Ev. (vgl. 7, 1 mit Joh. 8, 44 u. a.) Timotheus war von Lystra und nicht von Derbe, wie ein Blick auf Apostelgeschichte 16, 1, 2 lehrt (S. 22). Der ganze Inhalt des I. Tim. Br. spricht gegen seine Einreihung in das Triennium von Ephesus (vgl. die Weissagung Apg. 20, 29, 30 mit I. Tim. 1, 6, 20), er ist vielmehr in die auch von Meteler angenommene Zwischenzeit zwischen beiden Gefangenschaften zu verlegen (S. 28). Den Gal.-Br. scheint der Verfasser im ersten römischen Aufenthalt anzusetzen, obschon diese Annahme der Alten jetzt wohl ziemlich aufgegeben ist (S. 29). 1, 6 und auch das Schweigen über seine Ketten, ein in dieser Lage ganz einziges Motiv für die schwankenden Leser, nähme sich doch zu sonderbar aus! Wenig glücklich ist auch die Begründung für die Abfassungszeit des Jacobus-Briefes S. 30. Die Juden hätten nämlich zur Zeit der Verhaftung Pauli in Jerusalem seine Lehre als sittenverderblich dargestellt, um seine Verurtheilung durch die Römer zu erreichen: daher wurde der Brief aus diesem Anlaß zwischen 55 und 56 geschrieben. Einmal ist die Verhaftung Pauli erst 58 erfolgt, und dann ist die Discussion zwischen Judaisten und Paulus schon viel älter. Drittens werden sich die Römer, speciell der selbst nicht allzu honnete Felix (Apg. 24, 25), blutwenig um eine solche Anklage gekümmert haben. Der Hauptpunkt war ein viel concreterer (Apg. 24, 6). Ganz richtig wird die Existenz zweier Johannes als spätere Mißdeutung erklärt, die Stelle aber aus Papias S. 32 mußte genauer angeführt werden, weil der Leser sich sonst kein rechtcs Urtheil über die viel besprochene Mittheilung des Eusebios bilden kann. Es wäre das auch bei manchen anderen Punkten wichtig gewesen, insbesondere bei der berühmten Stelle des hl. Irenäus III., 1, 1 S. 18, wo der Herr Verfasser einer neueren Auslegung huldigt, die indes auch nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten ist. Auch die Stelle des Dionysius von Corinth S. 23 unten, die verschiedene Auslegungen zuläßt (vgl. schon Valesius zu Euf. II, 25), wird nicht im Wortlaut mitgetheilt. Dafs Theophilus ein hochgestellter Grieche war, ist nicht wahrscheinlich, weil alles auf Italien, beziehungsweise Rom, hinweist (S. 25). Wäre Petrus schon vor Paulus in Asia thätig gewesen, so wäre der spätere lange Aufenthalt Pauli daselbst mit seinen sonstigen Grundsätzen, vgl. Röm. 15, 20, nicht gut zu vereinigen. Der Grund jener geheimnisvollen Weisung Gottes (Apg. 16, 6, wo übrigens der Originaltext und nicht die Vulgata einzusehen ist) war also wohl nicht der Aufenthalt Petri, sondern die Absicht Gottes, möglichst schnell einzelnen auserwählten Gebieten die Heilsbotschaft zu vermitteln. Dafs Paulus schon ein Jahr

nach Christi Auffahrt befehrt worden sei, ist recht gut anzunehmen (S. 19), aber die beigelegte Begründung, daß er ja noch Petrus in Jerusalem getroffen, als er nach drei Jahren dorthin kam, ist wertlos. Die Reise des hl. Jacobus d. Ae. nach Spanien scheint Meteler als Thatsache zu nehmen. Wenige werden dem Herrn Verfasser beistimmen, wenn er die Unterscheidung des Marcus der Apostelgeschichte von dem Evangelisten wieder aufstellt. Der letztere wurde nach ihm der Gründer der Kirche von Alexandria um das Jahr 43 (S. 22), nachdem er zuvor in Rom das von Petrus gepredigte Evangelium geschrieben hatte (S. 9). Nur die allerstärksten Gründe dürften uns nöthigen, den Marcus der Apostelgeschichte der ebenso eng mit Petrus (Apg. 12, 12), wie mit Barnabas und Paulus verbunden erscheint, der auch nach den Briefen Pauli aus Rom mit dieser Kirche auf das innigste befreundet und um sie höchst verdient war, den Petrus selbst im ersten Brief: *filius meus* nennt, von dem Evangelisten zu trennen. Dabei ist uns aufgefallen, daß Meteler seine Hypothese noch dadurch verwickelter macht, daß er Petrus im Jahre 44 vor Agrippa wieder nach Rom fliehen läßt, obschon er soeben von Rom durch Claudius ausgewiesen worden (S. 12)! Nach der gewöhnlichen Annahme ist aber Petrus 42 vor Agrippa nach Rom geflohen, um dort bis gegen das Jahr 50 zu bleiben, weil nach Profanschriftstellern, wie nach Apg. 18, 2 (*nuper*), erst um diese Zeit das formelle Edict erlassen ist. Meteler greift auch die gewöhnliche Chronologie des Lebens Pauli an, indem er das Apostelconcil im Jahre 47, die Gefangenschaft in Cäsarea schon 55 bis 56, die Befreiung aus der ersten römischen Haft im Jahre 58 ansetzt (S. 22, 23). Das Datum des Conciles widerspricht Gal. 2, 1, wo die 14 Jahre von dem letzten Besuch in Jerusalem und nicht von der Befreiung Pauli zu verstehen sind, folglich das Jahr 50 oder 51 herauskommt. Ferner ist, wie Hier. (vgl. S. 23) bemerkt, Jacobus d. J. um 62 gestorben, Albinus kann also früher nicht sein Amt angetreten haben. Die Verwaltung des Festus war nach Josephus (Anterth. XX, 9, 1; 8, 10, 11) eine kurze, es kann somit auch die Abberufung seines Vorgängers nicht schon 56 erfolgt sein, sondern bedeutend später (vgl. Apg. 24, 10). Wir sehen dabei noch von der ungebührlichen Verkürzung der Zahlen bei Luk. (Apg. 24, 27 *διετίς πεντηδεκτὴς*; 28, 30: *διετίς ἄλην*) ab. Das Todesjahr Christi setzt der Autor m. E. richtig 33 n. Ch. (3. April) an, i. e. 786 a. u. c. (S. 6). Im Geburtsdatum scheint Meteler mit P. Nieß zu gehen, ohne indessen eigene Beweise gegen die gewöhnliche Ansicht anzuführen (S. 15). Der Herr Verfasser hat sich allzusehr von bestimmten äußeren Zeugnissen, wie von der Chronik des Eusebius, beeinflussen lassen, obschon er selbst wiederholt dort, wo seine Zeugen nicht stimmen wollen, Textbeschädigung annehmen muß (vgl. S. 6 und 7), und die Chronik von 354 den Tod des Petrus gleich um 13 Jahre zu früh ansetzt! Trotz dieser Mängel soll nicht geleugnet werden, daß das Schriftchen manche Anregungen bietet, und falls es nur ein Vorbote für noch tiefere Untersuchungen sein sollte, auch freudig zu begrüßen wäre. Bloße Versehen sind Petrus statt Paulus S. 28 und Tryphon statt Tryphon S. 34.

- 9) **Leo XIII. und der heilige Thomas von Aquino.** Von p. mag. J. V. De Groot, ord. Praed., Professor der thomistischen Philosophie an der Universität Amsterdam. Autorisierte Uebersetzung von Dr. B. J. F u ß. Mit bischöflicher Druckgenehmigung. Regensburg 1897. Nationale Verlagsanstalt. Gr. 8°. Preis M. 1. — = 60 fr.

Der Verfasser behandelt die Absicht des Papstes, der die Restauration der thomistischen Philosophie unternommen hat; die specielle Autorität des englischen Lehrers; dann den großen Gewinn, den das moderne Denken und Leben aus ihm schöpfen kann. Die Sprache, mit der de Groot seine Gedanken entwickelt und die Gegner zurückweist, verräth die hohe Begeisterung, von der er durchdrungen ist. Zur Behandlung dieses Gegenstandes war nicht leicht jemand mehr befähigt.

Einz.

Professor Dr. Wild.

- 10) **Der heilige Camillus de Lellis,** der Patron der Kranken. Ein Lebensbild von Athanasius Zimmermann S. J. Mit dem Bildnis des Heiligen. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. 1897. 12°. (VIII und 180 Seiten. Preis broschirt M. 1.50) = fl. — .90, geb. M. 1.90 = fl. 1.14.

Das erste Capitel des vorliegenden höchst empfehlenswerten Buches schildert uns einen verarmten adeligen Jüngling, der infolge seines leichtsinnigen Lebens von Stufe zu Stufe sinkt. Insbesondere ist das leidenschaftlich betriebene Kartenspiel das Unglück des jungen Mannes. Erst ist er Krankenwärter in einem Spital, muß aber wegen seiner Spielwuth entlassen werden; sodann wird er der Reihe nach Soldat, Bettler und Maurergehilfe. Die folgenden Capitel erzählen uns, wie dieser Jüngling sich bekehrt, Ordensmann und Ordensstifter wird und auf steilen und beschwerlichen Wegen zur Vollkommenheit gelangt. Das ist das Leben des heiligen Camillus, des Stifters der Regularcleriker vom Krankendienste, von P. Zimmermann so lebenswarm und lebenswahr erzählt, daß es gewiß jeder Leser mit anhaltender Spannung und steigender Bewunderung für den großen Reformator des Krankenwesens zu Ende lesen wird.

Der Verfasser hat bei seiner Arbeit aus den besten Quellen geschöpft und namentlich die Vita di S. Camillo de Lellis, geschrieben von Cicatelli, einem Zeit- und Ordensgenossen unseres Heiligen, benützt. Darnach erfahren einige Unrichtigkeiten, die sich namentlich bei der Beschreibung der Jugendgeschichte unseres Heiligen in einigen Legendn, zum Beispiel in der von Donin, und auch in Weger und Weltes Kirchenlexikon (2. Auflage) finden, ihre Berechtigung.

Das Erscheinen dieses Buches, das, nebenbei bemerkt, zu Herders verdienstvoller „Sammlung historischer Bedürfnisse“ gehört, ist namentlich in unserer Zeit, in der so viel von socialem Wirken die Rede ist und die Fremdwörter Humanität und Philanthropie nur so durch die Luft schwirren, doppelt freudig zu begrüßen. Hier ist ein Muster wahrer Menschenliebe dargestellt! Da die modernen Philanthropen vom Geiste des Christenthums zum Theil nichts wissen wollen und deswegen auch in dem am Schlusse des vorliegenden Werkes mitgetheilten päpstlichen Decrete vom 15. Mai 1886

bitter getadelt werden, möchten wir die Aeußerung des Verfassers, der heilige Camillus sei „in mehr als einer Beziehung ein Vorläufer unserer modernen Philanthropen“ (Seite 177) in einer zweiten Auflage lieber vermissen oder wenigstens geändert sehen. Seite 133 muß es heißen: „beim Memento für die Lebenden“ statt, wie dort irrthümlicher Weise steht: „beim ersten Memento für die Verstorbenen“. Im 19. Capitel, wo von den Wundern des Heiligen nach seinem Tode die Rede ist, wird mehrmals „das Pulver des heiligen Camillus“ erwähnt, es ist jedoch nicht recht ersichtlich, was darunter zu verstehen sei. — Im übrigen hat der Verfasser ein schönes und nützlichcs Buch geschrieben, das in jede katholische Bibliothek eingestellt und unter dem Volke verbreitet zu werden verdient. Mit Interesse und gewiß nicht ohne großen geistigen Gewinn werden es alle lesen, die Gesunden und die — an Leib oder Seele — Kranken, die Laien und nicht zuletzt wir Priester. Für die Kanzel bringt es uns eine Fülle der anziehendsten Beispiele, für die Seelsorge am Schmerzenslager unserer lieben Kranken ein leuchtendes Vorbild.

Nied im Innkreis.

Cooperator Josef Poeschl.

11) **Die Metrik des Buches Job** von Professor Dr. Paul Better. (Biblische Studien, II. Band, 4. Heft.) Freiburg. Herder'sche Verlagshandlung. 1897. 8°. 82 Seiten. Preis: M. 2 30 = fl. 1.38.

Die Frage, ob in der hebräischen Poesie sich ein Metrum und was für eines finde, hat bereits das eingehendste Studium seitens vieler Gelehrten gefunden. Doch von allen metrischen Systemen haben gegenwärtig nur zwei Hauptsysteme noch eine größere Bedeutung. Die einen, nämlich wie Bickel, meinen das Wesen der hebräischen Metrik in der Zählung der Silben, die anderen, wie Meteler, Len, Grimme in der Zählung der Tonhebungen gefunden zu haben.

Mit dem vorliegenden Werke gibt nun Professor Better eine neue Lösung der Metrikfrage oder begründet dieselbe zum mindesten in wissenschaftlicher, analytischer Weise. Denn auf das Gesetz der Cäsur, auf dem der Herr Verfasser sein ganzes System aufbaut, finden wir bereits in aller Kürze hingewiesen bei Dr. Otto Thenius: Die Klagelieder. Leipzig 1855. S. 124. Das Resultat, zu dem nun Dr. Better auf Grund eingehender Untersuchungen des Buches Job gekommen, ist in Kürze folgendes:

Das Wesen der hebräischen Metrik ist bestimmt durch die Zahl der Cäsuren. Was speciell das Buch Job betrifft, so wird jeder Vers durch eine oder zwei Hauptcäsuren in zwei oder drei Zeilen zerlegt; jede Zeile wird wiederum durch die Nebencäsur in zwei Theile getheilt. Für den mündlichen Vortrag bedeutet jede Cäsur eine Pause. Jeder Cäsurabschnitt hat einen Oberton; sind aber in einem Cäsurabschnitte mehr als wie eine Tonhebung, so hat jene Tonhebung den Oberton, welche zuletzt, unmittelbar vor der Cäsur steht. Dadurch, daß die Verse durch die Cäsuren in Abschnitte zerlegt werden, die durch eine Pause von einander geschieden werden und endlich, daß jeder Abschnitt seinen eigenen Oberton hat, kommt auch Rhythmus in die Verse.

Zum Schlusse unser Urtheil über obige Lösung der Metrikfrage. Wir stimmen vollständig dem Herrn Verfasser bei, wenn er alle bisherigen Versuche, ein Metrum von unserer gewöhnlichen Auffassung in der hebräischen Poesie zu finden, zurückweist. Mit Recht macht Dr. Better gegen das System der Sylbenzählung vor allem die vielen Textänderungen geltend, die vorgenommen werden müssen, sowie die unschöne Anhäufung der Consonanten, die mit der Textverstümmelung Hand in Hand geht. Gegen das andere Hauptsystem von der Zählung der Tonhebungen spreche nach Dr. Better vor allem der Umstand, daß bei Durchführung dieser Theorie die Hauptcäsur in der Mitte des Verses von ihrer Stellung öfters verriickt oder ganz wegfallen müsse. Wir hingegen möchten gegen ein accentuierendes Metrum besonders die Ungleichmäßigkeit der Verse betonen, indem in einem und demselben Gedichte neben Jamben und Anapästien auch Trochäen und Dactylen vorkommen müßten.

Weiters stimmen wir dem Herrn Verfasser vollkommen bei, wenn er den Vers durch die Cäsuren in Versabschnitte zerlegt, von denen jeder seinen Oberton hat, so daß Rhythmus in die Verse kommt. Ob aber gerade jene Tonhebung, welche zuletzt, unmittelbar vor der Cäsur steht, den Oberton habe, das wird die Zukunft lehren.

Professor Better hat uns somit eine neue Erscheinung in der hebräischen Poesie erschlossen: das Gesetz von den Cäsuren. Diese Erscheinung der hebräischen Poesie steht jedoch nicht im Widerspruche mit ihren anderen charakteristischen Eigenthümlichkeiten, wie dem Parallelismus der Glieder und dem damit zusammenhängenden, von Professor Müller und Jenner entdeckten Auftreten der Responcion, sowie dem gleichfalls von Jenner beobachteten Vorkommen von Strophen, Gegenstrophen und Wechselstrophen, sondern alle diese Resultate wissenschaftlicher Forschung ergänzen sich bloß, um das Bild von dem Wesen der hebräischen Poesie immer mehr und mehr zu vervollständigen.

St. Pölten.

Professor Dr. Johann Döllner.

12) **Der Einfall des von Kaiser Rudolf II. in Passau angeworbenen Kriegsvolkes in Oberösterreich und Böhmen (1610 — 1611).** Von Franz Kurz, aus dessen Nachlaß mitgetheilt und mit einer Vorrede versehen von Albin Czerny. Linz. 1897. Verlag des Vereines Museum Francisco-Carolinum. S. 376. Preis broschirt fl. 1.50 = M. 3.—.

Der literarische Nachlaß des hochverdienten Geschichtsschreibers Franz Kurz, reg. Chorherrn von St. Florian, hat seinem Ordensbruder Albin Czerny, wie dieser selbst im „Vorbericht“ sagt, Gelegenheit geboten, den Freunden der Geschichte seiner Heimat ein Buch vorzulegen, dessen Erscheinen der Einfall eines anderen Kriegsvolkes, des französischen unter Napoleon im Jahre 1809, vereitelte. Doch nicht allein die Freunde der Geschichte Oberösterreichs werden dieses Buch mit Interesse lesen, sondern es wird den Geschichtsfreunden überhaupt höchst willkommen sein. Behandelt es doch einen Gegenstand, der mit einem der bedeutendsten Capitel österreichischer Geschichte, dem unglückseligen Bruderkampf im Hause Habsburg, in naher

Verbindung steht. Denn das Passauer Kriegsvolk, dessen Einfall in Oberösterreich und Böhmen das vorliegende Buch schildert, war von dem Erzherzoge Leopold, dem jugendlichen Bischofe von Passau, zwar vorgeblich in der Absicht gesammelt worden, die Erbsprüche des Hauses Habsburg auf das Herzogthum Zülich, Cleve und Berg, dessen letzter Herzog am 25. März 1609 gestorben war, zu unterstützen, in Wirklichkeit aber sollte es Kaiser Rudolf II. als Werkzeug dienen, seinen Bruder Mathias, gegen den er besonders seit dem Vertrage von Prag (1608) eine tiefe Abneigung nährte, von der Thronfolge in Böhmen auszuschließen und dem Bischofe von Passau, dem Lieblinge des Kaisers, diese Krönungskrone zuzuwenden. Doch das Gegentheil geschah. Das wilde Gebaren des angeworbenen Truppencorps bei seinem Einfalle in Oberösterreich, der dem Kaiser zur Last gelegt wurde, sollte schließlich der Anstoß zum Verluste der böhmischen Krone und der Nagel zum Sarge Rudolf II. werden. Von diesem verheerenden Einfalle rollt das vorliegende Buch ein vollständiges, eingehendes Bild vor unseren Augen auf, das von dem gelehrten Verfasser mit Actenbeilagen reichlich versehen ist. Es ist darum trotz der mehrfachen Bearbeitung, welche die Geschichte der Ereignisse von 1600—1612 in neuerer Zeit von hervorragenden Historikern erfahren hat, keineswegs überflüssig geworden, da in den betreffenden Geschichtswerken der Einfall der wilden Soldateska in Oberösterreich nur im Vorübergehen auf ein paar Blättern behandelt ist. Dafs die Ansicht des Verfassers über die Ziele der politischen Factoren jener Zeit, die er gelegentlich zum Ausdruck bringt, im grofsen und ganzen merkwürdig übereinstimmt mit den Anschauungen, die sich in späterer Zeit, unabhängig von ihm, auf Grund eines weit reicheren Urkundenschatzes, die Geschichtschreiber Vindely (Rudolf II. und seine Zeit), Hurter (Geschichte Ferdinand II.) und Hammer (Cardinal Clesel) über denselben Gegenstand gebildet haben, ist eine treffliche Empfehlung der vorliegenden Schrift, da der historische Scharfblick des Verfassers dadurch auf das glänzendste bestätigt wird. Auch darin kommt derselbe mit den bedeutendsten modernen Historikern überein, dafs er, um eine möglichst wahrheitsgetreue Schilderung der Ereignisse zu erzielen, häufig nur die Quellen sprechen läfst. Oft werden sie direct angeführt, nicht selten wird ihr Inhalt auch in indirecter Rede wiedergegeben. Hierbei sei die Bemerkung erlaubt, dafs der Genufs, den der Geschichtsfreund an dem Buche finden wird, ohne Zweifel noch erhöht worden wäre, wenn namentlich in der indirecten Rede zahlreiche Ueblichkeiten der Construction und jetzt ungebräuchliche Redewendungen, welche an die Abfassung des Buches zu Anfang des Jahrhunderts erinnern, in der derzeitigen Ausgabe beseitigt worden wären. Beispiele dafür finden sich: S. 125 Z. 13 („ein Bündnis errichten“), S. 124 Z. 2 u. 3 („so sollte man mit zusammengesetzten Kräften die Gewalt mit Gegengewalt abtreiben“), S. 155 Z. 23 (hielte statt halte), S. 158 Z. 1 („sich der Brücke bemästert haben“), S. 159 Z. 37 (sich herzulassen, statt herbeilassen), S. 170 letzte Z. S. 247 Z. 28 (zu den man nicht gefafst war, statt: auf die . . .), S. 246 Z. 2 (anzuweifen statt an ihn zu weisen), S. 176 Z. 7, S. 246 Z. 27, S. 250 Z. 3, S. 257 Z. 2, S. 258 letzte Zeile, S. 259 Z. 20, S. 261

3. 22, S. 263 3. 22, 25 u. 27, S. 265 3. 10, S. 283 3. 33, S. 285 3. 3, S. 289 3. 11 u. 13, S. 290 3. 24, S. 304 3. 3, S. 305 3. 4, S. 307 3. 2 von unten u. a. m. Druckfehler, S. 172 3. 28 (wurden statt würden), S. 173 3. 4, S. 150 3. 25 (fragten sich an), S. 161 3. 16 („folgendes ihm“ ist umzustellen) u. a.

Mies (Böhmen).

Dr. Josef Satsch, Kaplan.

13) **Die staatlichen Hoheitsrechte des Kantons Graubünden gegenüber dem Bisthum Chur.** Von Dr. J.

Danuser. Züricher Inaugural-Dissertation. Zürich. 1897. C. Speidel.

86 Seiten. Preis M. 2. — = fl. 1.20.

Die Sclanzer-Artikel von 1526, durch welche die Reformation in Graubünden inaugurirt wurde, bestimmten unter anderem, daß der jeweilige Bischof von Chur, alle Domherren und sonstige Inhaber von geistlichen Pfründen Angehörige der drei Bünde sein müssen, und daß die Bischofswahl mit Rath und Einwilligung des Gotteshausbundes stattzufinden habe. Später machte der letztere durch die sechs Artikel, welche die Bischöfe beschwören sollten, weitere Ansprüche, besonders in Bezug auf Oberaufsicht über die bischöfliche Vermögensverwaltung, Rechnungsablage u. s. w. Kirchlicherseits wurden diese Prätionen niemals anerkannt und die Bünde verzichteten durch Vertrag mit dem Martinus Scappi im Jahre 1623 auf dieselben. Trotzdem wurden sie später wieder gestellt und theilweise bis auf den heutigen Tag aufrecht erhalten. Thatsächlich wurden im 17. und 18. Jahrhundert ständig auch Nichtbündner (besonders Tiroler und Vorarlberger) zu den Canonicateu und wiederholt auch zur bischöflichen Würde zugelassen.

Für und wider die sogenannten Hoheitsrechte sind schon früher eine Reihe von Schriften erschienen. Danuser (Protestant) will im Gegensatz zu diesen „Streitschriften“ die Frage wissenschaftlich behandeln. Allein in Wirklichkeit ist seine Arbeit durchaus eine einseitige, die eine Reihe historischer Unrichtigkeiten von wesentlichem Belange enthält, die Einreden von kirchlicher Seite nur theilweise berücksichtigt und dem Staate „Hoheitsrechte“ zuschreibt, welcher dieser selbst in solcher Ausdehnung seit langer Zeit nicht mehr geltend macht.

Chur.

Professor J. G. Mayer, Domcapitular.

14) **„Zehnsprachiges katholisches Krankenbuch“.** Neu und originell ist die soeben erfolgte Herausgabe eines „Zehnsprachigen katholischen Krankenbuches zum Gebrauche für die Seelsorger, für alle Krankenfreunde, sowie für die Kranken selbst“, von Adalbert Anderl, Weltpriester bei der Pfarre zum hl. Joseph in der Leopoldstadt, Wien.

Das Zehnsprachige katholische Krankenbuch, mit fürsterzbischöflicher Approbation versehen, besteht aus einem lateinischen, für die Seelsorger bestimmten Theile, (De corum qui aegrotant cura animarum) und ferner textlich genau übereinstimmend aus je einem deutschen, französischen, italienischen, czechischen, kroatischen, polnischen, slowakischen, slovenischen und ungarischen Theile. (Der bis zu seiner Auflösung Gott ergebene und betende Kranke. Der Krankenbesuch und der Beistand im Sterben.) Die Theile in kleinrussischer

und englischer Sprache sind in Vorbereitung. Jeder dieser Theile oder mehrere derselben sind auch einzeln erhältlich, zum Beispiel lateinisch, deutsch und czechisch, deutsch und ungarisch u. s. f. Das Format ist sehr handlich, Druck und Ausstattung vorzüglich.

Kernige, katholische Krankengebete, Unterweisungen und Belehrungen, mit ganz besonderer Sorgfalt ausgewählt, machen das aus der Praxis entstandene polyglotte Krankenbuch für die Ausübung der Seelsorge, insbesondere im vielsprachigen katholischen Oesterreich, zu einem Inventarstück jeder Pfarrkirche, das bei dem äußerst geringen Preise der einzelnen Theile sowohl als des completeu Buches auf Kosten des Kirchenvermögens angeschafft werden kann, ferner zu einem unentbehrlichen Handbuche für die Seelsorger, für jede Familie und für die Kranken, für alle Militärseelsorger und Spitäler.

Preis des completeu Krankenbuches broschirt fl. 2.53, in Leinwand-Einband (mit Blindpressung) fl. 2.88. Preis des lateinischen Theiles broschirt, apart 40 kr., jedes übrigen Theiles broschirt, apart 30 kr. Je ein Bogen (16 Seiten im Formate des Buches) rubricierte Einschreibebblätter zum Verzeichnen der Kranken in der Pfarre, der Versehgänge u. s. 5 kr.

Die Herausgabe des polyglotten Krankenbuches ist, wie wir hören, nicht auf pecuniären Gewinn berechnet, sondern stellt sich ganz in den Dienst der katholischen Seelsorge. Die priesterliche Unterstützung ist daher ein Act collegialer Zusammengehörigkeit. Wir können allen Seelsorgern dieses billige und eminent praktische Krankenbuch für diesen wichtigsten Theil der Pastoration auf das Wärmste empfehlen.

Bestellungen kann man direct an den Verfasser und Herausgeber Adalbert Anderl in Wien II., Laborstraße 19 oder an eine Buchhandlung richten.

15) **Volkschriften des P. Wenzel Verch S. J.** Im Verlage von Johann Drescher in Bilin 1897 sind nachstehende Werke von P. Wenzel Verch S. J. erschienen: 1. Ein Hochzeitsgeschenk. Preis 10 kr. = 20 Pf.; 2. Die Jungfrau, Vierte Auflage, Preis 10 kr. = 20 Pf. Von demselben Verfasser wurden nachstehende Schriften im Verlage von Ambr. Spitz in Wernsdorf herausgegeben: 1. Eine Fälschung Preis 5 kr. = 10 Pf.; 2. Was ist Bildung, zweite Auflage, Preis 5 kr. = 10 Pf.; 3. Der Glückstag, Preis 5 kr. = 10 Pf.; 4. Der christliche Arbeiter, dritte Auflage. Preis 5 kr. = 10 Pf.; 5. Das Ende der katholischen Kirche, vierte Auflage, Preis 5 kr. = 10 Pf.; 5. Das große Privilegium der katholischen Kirche, Zweite Auflage, Preis 5 kr. = 10 Pf.; 7. Eine Prophezeiung, achte Auflage, Preis 5 kr. = 10 Pf.; 8. Das letzte Mittel, achte Auflage, Preis 5 kr. = 10 Pf.; 9. Das göttliche Leben der Seele, Preis 10 kr. = 20 Pf.

Die vorliegenden Schriften des bekannten Missionärs und Superiors auf dem Freiberge sind wohl klein dem Umfange nach, aber groß wegen ihres praktischen Inhaltes und ihrer populären Darstellung. Sie eignen sich zur Massenverbreitung und haben eine solche theilweise auch schon

erfahren, wie die vielen Auflagen der meisten zeigen. Der Preis derselben ist sehr gering. Wir machen mit besonderem Nachdrucke darauf aufmerksam und empfehlen sie zur Abnahme.

Einj.

Professor Dr. M. Hiptmair.

- 16) **Grundzüge der Sociologie** zur Einführung in die sociale Frage und als Grundlage für socialwissenschaftliche Vorträge von Dr. Carl Eberle. 1896. Im Selbstverlage des Verfassers Dr. Carl Eberle, Rümli St. Et. Gallen, Schweiz. V. 264 S. Preis ?

Eine Einleitung in das Gebiet der socialen Frage, zunächst für den Clerus, aber auch für katholische Laien. Auf einer gründlichen Erörterung der Ursachen der socialen Nothlage baut sich die Darlegung der Nothwendigkeit und Möglichkeit der Lösung der sogenannten socialen Frage auf und daran reiht sich die Besprechung der verschiedenen Reformvorschläge. Damit schließt der erste allgemeine Abschnitt. Im zweiten wird die Volkswirtschafts- und die Staatswirtschaftslehre dargestellt. Die einzelnen Zweige, Aenderungs- und Besserungsmittel werden erläutert, die aufgestellten Systeme kritisch besprochen. Ein zweiter Theil bespricht die sociale Frage und ihre einzelnen für die Gegenwart wichtigen Zweige: Agrarfrage, Arbeiterfrage, Handwerkerfrage nebst den Versuchen zur Lösung derselben. Ueberall ist die Literatur in ihren bedeutenderen Erscheinungen im Zusammenhang angegeben. Das Buch eignet sich wegen seiner Vollständigkeit und Klarheit zum Studium wie auch als Hilfsmittel zu Vorträgen vorzüglich für jeden katholischen Geistlichen und gebildeten Laien. Es dürfte keine irgend wie wichtige Materie und Frage dieses großen und in der Gegenwart wichtigsten Gebietes übergangen sein. Die bezüglichen Pflichten des Clerus insbesondere werden eingehend dargelegt und demselben treffliche und unanfechtbare Winke und Weisungen nach allen Richtungen gegeben. Für angehende Seelsorger bietet Eberle unseres Erachtens hier die beste Anleitung und Grundlage für ihr sociales Wirken.

Weinheim a. d. Bergstraße. Dr. Friedrich Kayser, Stadtpfarrer.

- 17) **Die Dogmen des Credo.** Von Msgr. Emil Bougaud, Bischof von Laval. Autorisierte deutsche Ausgabe von Philipp Prinz von Arenberg Mainz, Kirchheim. 1895. 8°. X, 443 S. M. 5.— = fl. 3.—

- 18) **Die Kirche Jesu Christi.** Von demselben Verfasser und Uebersetzer. Ebenda. 1897. 8°. XII, 470 S. M. 4.50 = fl. 2.70.

Der dritte Band von Msgr. Bougauds „Christenthum und Gegenwart“ betitelt „Die Dogmen des Credo“, enthält in 15 Capiteln eine ebenso eigenartige als erschöpfende Darstellung der katholischen Grundwahrheiten: Dreifaltigkeit, Schöpfung, Sündenfall, Menschwerdung und Erlösung. Der Schluss handelt von Christus als dem Fundament und Schlussstein des katholischen Lehrgebäudes.

Der vierte Band betitelt: „Die Kirche Jesu Christi“, verbreitet sich in 40 Capiteln über die wunderbare Einrichtung, die gesellschaftliche und religiöse Bedeutung und das übernatürliche Leben der Kirche unter ihrem lehramtlich unfehlbaren Oberhaupte.

Was immer zur Beleuchtung dieser vielfach und weit verzweigten Gegenstände dienen kann, wird herangezogen und mit warmer Beredsamkeit als fest begründet dargelegt. Ich erinnere mich nicht, je etwas Schöneres darüber gelesen zu haben. Der Uebersetzer hat das meisterhaft redigierte Original zu voller Geltung gebracht, ohne dem Geiste und den Regeln der deutschen Sprache Gewalt anzuthun.

Ehrenbreitstein.

Bernard Deppe.

- 19) **Psychologie des Saints** par Henri Joly. Un volume in 12 (IX—200) de la collection „Les Saints“. Librairie Victor Lecoffre, 90. Rue Bonaparte, Paris. Prix fr. 2 = fl. 1.

Das obige Werk ist eine Einleitung zu einem Encyclos von Heiligenleben. Der Verfasser entwickelt darin zunächst die Idee der Heiligkeit bei verschiedenen Religionen, die Beziehung zwischen Heiligkeit und Mysticismus, zwischen einem Heiligen und einem berühmten Mann. Darauf prüft er sorgfältig die verschiedenen falschen Theorien, die in der Heiligkeit eine Zerrüttung des Nervensystems erblicken. Schließlich durchgeht er die einzelnen Seelenkräfte und deren Entwicklung beim Heiligen. Die ganze Studie ist vom psychologischen Standpunkte gewiss sehr interessant.

Sarajewo.

P. Fr. X. Hammerl S. J.

- 20) **Die Keuschheitsideen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und praktischen Bedeutung.** Von Dr. Josef Müller. Mainz bei Kirchheim. Preis M. 3.— = fl. 1.80.

Etwas Neues und Gründliches, eine kostbare Perle der katholischen Literatur, die in die Bibliothek jedes katholischen Priesters gehört. Diese Studie über die Keuschheit bietet eine immense Fülle des Wissens, sie ist ein wahres Arsenal gegen die rapiden Eroberungen des angelus satanae. Möge jeder Geistliche dieses Werk Studenten in die Hände spielen: die Lectüre wird den Charakter stählen und vor sittlichen Verirrungen bewahren. Bei strenger Wissenschaftlichkeit ist stets Rücksicht genommen auf praktische Brauchbarkeit: auf der Kanzel, im Beichtstuhle, für Frauen, Jungfrauen, Gesellenvereine, für die eheliche Disciplin — in allem ist das Werk ein zuverlässiger Wegweiser und nie versagender Rathgeber. Möge dem strebsamen katholischen Priester und Gelehrten z. B. in Würzburg, durch rege Abnahme seiner Studie entsprechende Anerkennung von Seite seiner geistlichen Mitbrüder gezollt werden und Anregung zu weiteren Leistungen in der katholischen Apologetik.

Nebelschitz bei Kamenz (Sachsen).

Kubas, Pfarrer.

- 21) **Papst Leo XIII. und die heilige Beredsamkeit.** Erläuterungen zu dem auf päpstlichen Befehl von der S. C. Epp. et Reg. erlassenen Rundschreiben an die Bischöfe Italiens und an die Ordensoberen über die heilige Beredsamkeit. Mit einer ausführlichen Nutzanwendung für unsere Verhältnisse. Mit kirchlicher Approbation. 1897. VIII und 88 S. in 8°. Von Dr. Leopold Ackermann, Priester der Diocese Würzburg. Verlag von M. Abt in München. Preis M. 1.20 = fl. —.72.

Schon vor mehreren Jahren ist Dr. Ackermann mit einer Abhandlung über die heilige Beredsamkeit, nämlich über die des heiligen Chrysostomus,

vortheilhaft in die Oeffentlichkeit getreten. Auch die vorliegende Schrift verdient volle Beachtung. Zeugen doch die in ihr aus dem Mundschreiben hergeleiteten praktischen Winke für unsere Verhältnisse von großem Eifer des hochwürdigen Verfassers, mit der er die kirchliche Beredsamkeit zu heben sucht. Gestützt auf die höchste kirchliche Auctorität, hebt Adermann die Cardinalpunkte der Predigt hervor und weist hierbei treffend auf manche Fehler und Mißgriffe hin, die sich bei uns in der Ausübung des Predigtamtes einschleichen. Den Wunsch, den der Verfasser öfters ausspricht, die Zeitschrift „Bausteine für die christliche Kanzel“ möchte wieder zum Wegweiser in der kirchlichen Beredsamkeit werden, dürften alle für die kirchliche Beredsamkeit begeisterten Leser dieser Broschüre mit ihrem Verfasser theilen.

Linz.

Franz Stingeder, Convictsdirector.

22) **Gedanken zur würdigen Feier der heiligen Messe.**

Von P. H. Nebischer O. S. B. Mainz, Kirchheim. 1896. Preis M. 1.80 = fl. 1.08.

Das liebliche Schriftchen will die geziemende heilige Scheu und Ehrfurcht und die gehörige andächtige Stimmung zur würdigen Feier der heiligen Messe fördern und immer wieder aufs neue beleben helfen. In 70 kurzen (115 Seiten) Betrachtungen werden verschiedene Sinnbilder aus der heiligen Schrift für die heiligen Geheimnisse im Meßopfer, ferner Worte von geschickten Geisteslehrern und Beispiele von hervorragenden Heiligen in guter Abwechslung zur Erwägung vorgeführt, und jedesmal geeignete Anwendungen, oft mit recht praktischen Winken und ergreifenden Anmuthungen dazu gefügt. Im Anhang werden auch die gewöhnlichen preces ante et post missam dargeboten (41 Seiten). Das Werkchen ist gewiß gar sehr geeignet, den Priester mit geistigem Gewinn zu bereichern und eine große Hochschätzung und wahre Andacht für das heilige Opfer stets neu aufzufrischen und zu vermehren; es vermag sicher recht viel geistlichen Nutzen zu stiften. Möge dieses äußerst nützliche Büchlein doch eine recht allgemeine Verbreitung finden!

Salzburg.

Dr. Seb. Pleger, Spitalkaplan.

23) **Die Verehrung und Anbetung des allerheiligsten Sacramentes des Altars.**

Dargestellt von Dr. theol. Josef Hoffmann. Rempten. 1897. Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung. (12^o. IX. u. 240 Seiten). Preis M. 3.- = fl. 1.80).

In diesem Werke findet man kurz und in Beweisform geordnet und mit reichlichen Citaten versehen eine Geschichte und Apologie der Verehrung und Anbetung des heiligsten Altarsacramentes. Sie umfaßt die Entwicklung des eucharistischen Cultus vom Anfang der heiligen Kirche bis in die Neuzeit und die Formen, in denen der Glaube an dieses Glaubensgeheimnis äußere Gestalt angenommen hat (sowohl im Morgen- als auch im Abendlande), und wie sie noch heute in der Feier der Liturgie niedergelegt sind, ferner die Irrlehren und Kämpfe und deren Nutzen, welche der heiligen Kirche wegen dieser Glaubenslehre erwachsen. Eine besondere Aufgabe hat sich der Verfasser darin gesetzt, zu zeigen, wie sich der Glaube an die

(Gegenwart des Herrn durch die Anbetung äußerlich kundgegeben und im Ritus entwickelt hat und von der heiligen Kirche geregelt worden ist; sehr erfreulich und auch für Irrgläubige überzeugend ist die große Gewissenhaftigkeit bei der Verwertung der geschichtlichen Beweisgründe, indem nur so viel bewiesen wird, als sich damit streng beweisen läßt. Daher wird dieses Werk nicht bloß bei den Irrgläubigen großen Erfolg haben, sondern auch bei den gläubigen Katholiken viel beitragen zur Wertschätzung und zum Verständnis der Lehre vom heiligsten Altarsacramente und der Ceremonien bei der Feier der heiligen Geheimnisse.

P. M. Summer.

- 24) **Erinnerungen eines Jerusalem-Pilgers.** Von Gerhard Lücken, Pfarrer in Bechta. M. Kiffarth, M. Gladbach. 8°, 242 S. Preis broschirt M. 1.50 = fl. —.90.

Der Verfasser schildert in schlichter Weise seine Pilgerfahrt von Köln über Rom und Alexandrien nach Jerusalem und den denkwürdigen Stätten des heiligen Landes, sowie die Rückreise über Constantinopel und Athen. Ohne gerade eine hervorragende Leistung auf ihrem Gebiete zu sein, macht die Reiseschilderung durchwegs den Eindruck ungeschminkter, wahrheitsgetreuer Darstellung und bringt eine reiche Menge von Details über die Denkmäler und Denkwürdigkeiten der besuchten Stätten. Die äußere Ausstattung des Büchleins läßt nichts zu wünschen übrig. Der Kleinertag ist für das Gefellen-Hospiz in Bechta bestimmt.

Linz.

Franz Stingeder, Convictdirector.

- 25) **Alétheia. Ročník I. Sešit 1. V Praze v březnu.** 1897. Alétheia, eine katholische Revue. I. Jahrgang, Heft 1. Prag, im März 1897. Herausgeber: Wissenschaftlicher Verein Ernst von Pardubitz in Prag. Erscheint 25. jeden Monat. Jährlicher Pränumerationspreis fl. 3.— = M. 6.—.

Unter dem Motto „Pravda jest jedna“ (Es gibt nur eine Wahrheit) erscheint in Prag eine neue wissenschaftliche Zeitschrift, in deren Fach-Redaction sich wohlbekannte katholische Männer befinden: für die theologischen Artikel k. k. Universitäts-Professor Th. Dr. Johann Štředa, für die Medicin ein junger hochbegabter Secundärarzt Dr. Jar. Lenz, für die Rechtskunde J. U. Dr. Franz Vázu und für die philosophischen Artikel der verdiente Geschäftsleiter des „Historischen Cirkels“ in Prag und auch als ein katholischer Dichter bekannte Professor Dr. Matěj Novák. Verantwortlicher Redacteur ist der hochverdiente Pfarrer bei St. Gallus in Prag Th. Dr. Karl Vondruška. Sie soll ein stetes Denkmal der 600jährigen Jubiläumsfeier der Geburt des zweiten Prager Erzbischofs Ernst von Pardubitz sein und bezweckt die Einigkeit auf allen Gebieten und in allen Richtungen der nationalen Arbeit.

Dieses reichhaltige und schön ausgestattete, 56 S. 8°. zählende Heft wurde bei der obengenannten, am 25. März d. J. abgehaltenen Feier freudig begrüßt. Kein Wunder, denn nicht bloß der gediegene Inhalt, nicht bloß die schöne Ausstattung und der deutliche Druck (Jos. R. Vilínek, Prag), sondern die Thatsache, daß gebildete Katholiken aus dem Laienstande „die eine Wahrheit gewissenhaft suchen, vertheidigen und die Freunde der Wahrheit concentrieren“ und „den rechten Fortschritt und die rechte Bildung durch die wahre Wissenschaft und durch einen wahren Glauben verbreiten“ wollen, empfiehlt diese neue böhmische Unternehmung auf das kräftigste.

Inhalt: Erzbischof Ernst v. Pardubitz von P. M. Vojáček O. S. B.; die Entwicklung der Societät und des slavischen Rechtes in Böhmen von k. k. Professor Fr. Vacek; die neuesten Richtungen in der Therapie von Dr. Jar. Lenz; über die Temperamente und ihre Bedeutung in der Pädagogik von J. F.; Revue, Literatur und Verschiedenes.

Möge die Metheia wachsen, gedeihen und blühen und ihre hohen, edlen Ziele erreichen.

Neuhammer (Böhmen).

Jos. Dyrlhon, Pfarrer.

26. **Geschichte des ehemaligen Nonnenklosters O. S. B. zu Traunkirchen in Oberösterreich.** Von Gottfried Edmund Fries, k. k. Professor zu Seitenstetten. Wien. 1895. 8. Tempsh. 8^o S. 146. Preis fl. 1.80 = M. 3.60.

Da die Quartalschrift kein Organ für historische Quellenforschung ist, müssen wir die Beurtheilung vorstehender Studie in rein historischer Beziehung den Fachmännern überlassen, haben jedoch einen Wertmesser in dem Umstande, daß selbe in das Archiv für österreichische Geschichte 82 Bd. 1895, I. Hälfte, S. 181—326, aufgenommen wurde, und Professor Dr. Franz v. Krones selbe eine gründliche Arbeit nennt. (Verfässi. und Verwaltg. der Mark und des Herzogt. Steier. I. Bd. S. IX). Uns interessiert diese Studie in kirchengeschichtlicher Beziehung, in welcher wir sie als einen wertvollen Baustein zur Kirchengeschichte unseres engeren Vaterlandes aufs wärmste begrüßen müssen. Der gelehrte Archivar stellt endlich die Gründungsfrage des Nonnenstiftes zu Traunkirchen auf historischen Boden, nachdem sie sich schon zu lange in den Nebel der Sage verloren hatte. An der Hand des „Todtenbuches“ führt er den historischen Nachweis, daß die späteren Markgrafen von Steier wohl Wohlthäter des Stiftes, aber nicht die Gründer desselben gewesen seien; daß vielmehr Wilhelm, Graf von Raschenberg-Reichenhall, der Inhaber einer Theilgrafschaft des Chiemgauer, Gründer und Erbauer des Stiftes und der Kirche um 1020 gewesen sei. Nach Aussterben dieses Geschlechtes 1060 folgten durch Erbrecht die Otakere von Grabenstatt im Chiemgau, die späteren Markgrafen von Steier. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte das uralte Stift St. Erintrud auf dem Nonnberge zu Salzburg eine Colonie von Nonnen mit der Abtissin Alta, des Grafen Otaker I. (Ozi von Grabenstatt Tochter nach der Stiftung des Raschenberges gesendet haben. Der letzte Chiemgauer, Herzog Otaker VI. von der Steiermark als Landesherr, vergabte auf Bitten der Abtissin Diemund 1181 das Patronatsrecht über die Pfarre Traunkirchen an das Kloster für ewige Zeiten.

Die alte Pfarre Traunkirchen umfaßte fast das ganze heutige obere Salzkammergut von Traunkirchen südlich längs der Traun bis zu ihrem Ursprung, und die heutigen Pfarren: Aulsee (dieses gehörte in den ältesten Zeiten zum Lande ob der Enns und zur Diöcese Passau und wurde erst unter Philipp von Sponheim, dem „Erwählten von Salzburg“, 1247—1256 zum Emstthale geschlagen), Hallstatt, Goisern, Laufen und Ischl standen im Verhältnisse der Filialität zu Traunkirchen. Dieses Verhältniß überdauerte nicht bloß das Kloster der Benedictinen zu Traunkirchen, sondern erhielt sich noch unter den Jesuiten; erst mit Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773 gingen die Patronatsrechte an den Landesfürsten über und die obigen Filialkirchen wurden selbständige

Pfarren. Im Jahre 1832 incorporierte der Diöcesanbischof Albert von Passau die Pfarre Traunkirchen dem Kloster, um diesem, da es 1826 abgebrannt und ganz verarmt war, aufzuhelfen mit der Bedingung, daß der Rest des pfarrlichen Einkommens nach Abzug aller Verbindlichkeiten dem Kloster zu verbleiben habe; im Jahre 1436 wird das Einkommen dieser ausgedehnten Pfarre auf mehr als 120 Goldgulden angegeben. Darnach sind die Angaben im „Generallchematismus der Diöcese Linz“, Lamprechts „Matrikel“ (Nußdorf stand wohl unter dem Patronate, war aber keine Filiale von Traunkirchen); und Weissenbachers „Decanat Altmünster“ in der Topographie des Erzherzogthumes Oesterreich Band 14 zu berichtigen.

In der zweiten Abtheilung „Geschichte des Klosters Traunkirchen“ führt uns der hochwürdige Verfasser die Einrichtung, die Reihenfolge der Abtissinen, die Erwerbungen und Besitzungen, sowie die wichtigsten freudigen und traurigen Ereignisse des Stiftes vor Augen, so daß wir einen klaren interessanten Einblick in die Zustände des Salzammergutes im frühesten Mittelalter gewinnen. Das Eindringen der Lehre Luthers lockerte die Disciplin (von der Abtissin Euphemia von Rosenstein 1544—1551 heißt es: *canum delicatorem studiosior alumna quam pauperum*), doch führten die Nonnen einen ehrbaren Wandel, hielten die Tageszeiten, empfingen fünfmal des Jahres die heilige Communion aber sub utraque; und die Zahl der Professoren verminderte sich immer mehr, so daß im Jahre 1566 nur mehr zwei Nonnen vorhanden waren, und als 1571 eine derselben starb, erfolgte der Convent und das Stift wurde ein „vacierendes“ Kloster; nach der Absetzung der letzten Abtissin Magdalena II. 1573, welche offen zum Protestantismus übertrat und leichtsinnig lebte, aber später wieder katholisch wurde und laut Inventar ex 1592 als: „alte Frau Abtissin“ im administrirten Kloster erhalten wurde, endete nach 500jährigem Bestande das Benedictinenkloster Traunkirchen. Den Schluß bilden 112 Nummern Urkunden und das Tobienbuch als wertvolle Beigabe. Freunden der vaterländischen Kirchengeschichte sei diese treffliche und mühsame Studie bestens empfohlen.

St. Martin.

Pfarrer Franz Lang.

27 **Katechismus** von Anton Cneri S. J. Vorgeschieden für die deutschen Schulen seiner Diöcese von D. Claudio José Gonçalves Ponce de Leão, Bischof von Rio Grande do Sul. Porto Alegre, Centrumsdruckerei 1897. XX und 84 S. in 8°.

Die ersten XX Seiten enthalten Gebete und Lehrstücke, wie solche auch in anderen Katechismen, meistens als Anhang zu finden sind. Der eigentliche religiöse Unterricht ist in vier Abschnitte getheilt: 1. Das apostolische Glaubensbekenntnis; 2. Die heiligen zehn Gebote Gottes; 3. die sieben heiligen Sacramente; 4. das Vaterunser. Die katholischen Glaubens- und Sittenlehren sind, mit weiser Beschränkung auf das Nothwendige, vollständig und zugleich mit bemerkenswerther Kürze und Einfachheit dargelegt in 289 Fragen und Antworten, die von den Kindern bei nur einigem guten Willen ganz leicht gelernt werden können. Der hochw. Herr Verfasser, in welchem wir einen ehemaligen Zögling des Innsbrucker theologischen Convents begrüßen zu können glauben, hat mit dieser mühevollen aber auch durchwegs gelungenen Arbeit den Katholiken deutscher Zunge in Brasilien, wo die Schulverhältnisse noch ziemlich unentwickelt sind, große Dienste geleistet und zur Erhaltung des heiligen Glaubens und religiösen Lebens unter denselben ein wahrhaft apostolisches Werk vollbracht, dem mit Gottes Segen die Früchte nicht ermangeln werden. — Vergleicht man diesen oder auch andere Katechismen der neuen Welt mit den unserigen, so muß dem ersteren, wenn man nicht auf gelehrten Auspug und wissenschaftliche Systemisirung, sondern, was doch bei solchen Büchern die Hauptsache ist und bleibt, auf leichte Verständlichkeit und Uebersichtlichkeit des Nothwendigen das Gewicht legt, der Vorzug eingeräumt und gesagt werden: die Amerikaner zeigen uns, wie gute, d. h. für die Kinder brauchbare Katechismen gemacht werden müssen.

Rastelruth.

Anton Egger, Decan.

28 Natur und Glaube. Naturwissenschaftliche Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung auf positiv gläubiger Grundlage. Herausgegeben von Dr. J. E. Weiß, fgl. Lycealprofessor in Freising. München, Verlag von Rudolf Abt.

Diese Monatschrift erscheint am 15. jeden Monats. — Abonnementspreis für den Jahrgang M. 3. — = fl. 1.80, mit Postzusendung M. 3.40 = fl. 2.04. — Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Abonnements entgegen; auch kann direct bei der Verlagsbuchhandlung Rudolf Abt in München abonniert werden.

Diese neue Zeitschrift hat den ungetheiltesten Beifall aller positiv gläubigen Katholiken gefunden und sämtliche bis jetzt erschienenen Besprechungen drücken sich hochbefriedigt über den Inhalt und die energische Haltung aus. In der That füllt diese Zeitschrift eine tief gefühlte Lücke in der katholischen Literatur aus; sie ist berufen, in dem gewaltigen Kampfe des Glaubens gegen den ungläubigen, die ganze Weltordnung stürmenden Materialismus eine führende Rolle zu übernehmen. Allen, welche in diesem Kampfe der Wahrheit mitkämpfen wollen, — und das soll und muß jeder gebildete Katholik thun, — sei daher die Monatschrift „Natur und Glaube“ zum Abonnement angelegentlichst empfohlen. Aus dem reichen Inhalte der bis jetzt vorliegenden Hefte heben wir besonders hervor nachfolgende hochinteressante Abhandlungen: Die Katholiken und die Naturwissenschaft. — Wie man die Abstammungslehre beweist. — Hat die Annahme einer Urzeugung wissenschaftliche Berechtigung? — Naturwissenschaftliche Agrarpolitik. — Nervöse Menschen, von Dr. med. Lechner. — Neue Methode zur Erzielung neuer Rassen von Culturpflanzen. — Der Kampf ums Dasein. — Wie oft dreht sich die Erde im Jahr? — Die Bibel und die Resultate der Naturforschung. — Albert der Große und seine Bedeutung für die Naturforschung. — Sind Thiere imstande, sich unabhängig von der Pflanzenwelt zu ernähren? — Braucht die Abstammungslehre noch Beweise für die Abstammung des Menschen vom Affen? —

29. Pieder und Gedichte für das christliche Haus von Johann Em. Siering, Köln-Chrenfeld 1897.

Diese Sammlung kann unmöglich ernst genommen werden, da sie inhaltlich keinen einzigen neuen, selbständigen Gedanken aufweist, der Form aber nach von geradezu verblüffender Mangelhaftigkeit ist. Gleichwohl ist eine ernste Abwehr im Namen der katholischen Literatur geboten. In einer Zeit, wo geistreiche und formgewandte Lyriker sich scheuen, die Hochflut zu befahren, die sich aufschäumend über das verzweifelt abwehrende Lesepublicum ergießt und ihre sauber ausgefeilten Dichtungen lieber resigniert im Schreibpulte begraben, sollten derartige Producte um so weniger katholisches Leben und katholische Gesinnung compromittieren. Der gute Wille gibt im Reiche der Poesie nicht den Ausschlag und die orthodoxe Meinung allein hilft noch nicht auf.

Schon das „Sonett“, womit der Verfasser den Reigen dieser unglücklichen Gefänge eröffnet, zeigt, wie kühn er sich über die einfachsten Forderungen, die die Form an den Poeten stellt, hinwegsetzt. In den folgenden Gedichten macht er sich die Aufgabe noch leichter. „Reime“ wie röte—erlöste, gnaden—nahen, gewarnt—Vand, sein—feim, gerungen—getrunken, vergeht—erhebt, flossen—Loden, Grab—hat, Leben—erstehen, Mehre—Erde, genossen—hoffen, necken—rechten, Aug—Hauch, geht—schwebt, Erbe—Erde, Gnade—Thale, gelebt—erhöht, roten—roien, teil—reich, leib—bereit u. s. w. jagen genug. Ebenso bequem macht es sich der Autor mit dem Inhalt und gibt bezüglich der behandelten Gegenstände das Wort aus der Hexenküche:

Und wenn es sich schickt und wenn es uns glückt,
So sind es Gedanken —

aber jedenfalls auch dann nur der Abklatsch von der Gedanken-suppe anderer.

Pugleinsdorf, Oberöstrer.

Norb. Hanrieder, Pfarrer.

30. Gelegenheitsreden und außerkirchliche Ansprachen.

Von G. Wohlgarten, Pfarrer. Paderborn. 1897. Ferdinand Schöningh.
16° (IV, 168 S.) Preis M. 1.20 = fl. —.72.

Vorliegendes Büchlein enthält bei 50 kurze Ansprachen für die verschiedensten Gelegenheiten. Es sind darunter Trauungsreden, Grabreden, Reden anlässlich der Weihe einer neuen Kirche, eines Gottesackers, einer Glocke, einer neuen Schule, einer Fahne. Auch eine Zutritts- und eine Abschiedsrede, sowie eine Primizrede findet sich. Manchem Seelsorgspriester, der oft wegen Arbeitsüberhäufung nicht genügend Zeit zum Vorbereiten solcher Predigten findet, wird das Büchlein angenehme Dienste leisten.

Schwertberg.

Franz Hiptmair, Provisor.

31) Geschichte des Kapuziner-Klosters an der Schmerzhafsten Kapelle und bei St. Anton in München

von 1847—1897. Illustrierte Jubiläumsschrift von P. Angelicus Eberl, Priester der bairischen Kapuziner-Provinz und Provinzarchivar. Lentner in München. Gr. 8°. XVI u. 304 S. mit 51 Abbildungen. Preis M. 3.— = fl. 1.80.

Unwillkürlich muß man bei Lesung dieser herrlichen Jubiläumsschrift denken: *Digitus Dei est hic!* Ein einfaches Bildstocklein ist der kleine Anfang, später eine gewöhnliche Feld-Kapelle und jetzt haben wir ein großes Kloster und eines der prächtigsten Gotteshäuser der genannten Kapuziner-Provinz, — die kunstvolle St. Antonius-Kirche — vor uns.

Der hochwürdige Auctor zeigt uns in kurzen Umrissen die Entstehung der sogenannten Schmerzhafsten Kapelle und dann in eingehender Weise den allmählichen Fortschritt von 1847, in welchem Jahre die Kapuziner die Kapelle übernommen, bis auf die gegenwärtige Zeit in ebenso spannender als unterhaltender Erzählung. Das Werk ist darum nicht eine trodene Zusammenstellung von bloßen Daten, sondern es werden in kurzen Lebensbildern eine Menge der berühmtesten Männer aus dem Orden sowohl als auch aus der Welt des geistlichen und Laienstandes bis hinauf zu den höchsten Behörden vorgeführt, und viele von ihnen auch in wohlgetroffenen Porträts uns vor Augen gestellt. Für denjenigen, der diesen Ordenszweig des Seraphischen Patriarchen weniger kennt, ist das Werk auch eine Einführung in das Wesen desselben und überhaupt des Kapuzinerlebens. Man ersieht daraus nicht nur die Armut, die Kämpfe — die Freuden und Leiden einer Klosterfamilie während eines Zeitraumes von 50 Jahren, nicht nur den Segen Gottes, der sichtbar auf der Stiftung ruhte, nebst dem Wohlthätigkeits Sinn und der Liebe des Volkes gegen den genannten Orden, sondern aus dem Rechenschafts-Ausweis über die Thätigkeit der Ordensbrüder ersieht man auch das geradezu großartige und segensreiche Wirken derselben für die Welt. Dadurch und durch die vielen Illustrationen ist dasselbe als eine wirklich gelungene Jubiläums-Festschrift zu bezeichnen und bildet seines Inhaltes wegen eine ebenso belehrende als unterhaltende Erbauungslectüre, als auch seiner herrlichen Ausstattung wegen eine Zierde für jede Bibliothek.

Braunau am Inn.

P. Constantin Ord. Cap.

32) Erklärungen zu 62 Kirchenliedern aus dem Freiburger Diöcesan-Gesangbuch „Magnificat“ und dem „Psalter-

lein“ von Mohr — von H. Rudolf. Verlag von Herder, Freiburg 1897. 8 + 236 S. Preis M. 1.80 = fl. 1.08, gebd. M. 2.40 = fl. 1.44.

Wer sich mit diesem „Handbuch“ dogmatisch und ascetisch vorbereitet, der wird allerdings erbaulicher singen — für sich und andere. Wenn die vielgeplagten Katecheten die nöthige Zeit haben, dann könnten sich mit diesem Buche gewiß viel Gutes wirken, namentlich dort, wo diese Gesangsbücher gebraucht werden.

Lambach.

P. Bernard Gruner, O. S. B.

33. Kirchenmusikalisches Jahrbuch für 1897. Von Dr. H. K. Haberl. Regensburg, Pustet. Preis M. 2.60 = fl. 1.56.

Der 22. Jahrgang bringt aus dem unerschöpflichen Schatz der kirchlichen Musik wieder so viel wertvolles Material für den theoretischen, wie nicht minder für den praktischen Bedarf, daß gar viele ihre helle Freude haben müssen an diesen sonst kaum zugänglichen Gebilden der Kunst und Wissenschaft.

P. Bernard Gruner.

34. Der heilige Rosenkranz aus seinen geistlichen Blumen gewunden von Dr. Otten. Paderborn 1886. Druck und Verlag der St. Bonifacius-Druckerei. 78 S.

Diese Broschüre bildet das vierte Heft des achten Jahrganges der Zeitschrift „Geistlicher Hausschatz für fromme Seelen“. Sie behandelt in einer Einleitung und acht Capiteln die Berechtigung des Rosenkranzgebetes, erklärt das Vater unser und Ave Maria, bespricht den Wert der Betrachtung überhaupt und gibt eine praktische Anleitung zur Betrachtung der 15 Geheimnisse und betont schließlich die Bedeutung dieses Gebetes für die Jetztzeit.

Lambach.

P. Maurus Hummer, O. S. B.

35. Pilgergebetbuch. Von Johannes Baute. Mit bischöflicher Approbation und Empfehlung des „Deutschen Vereines“ vom heiligen Vande. Kl. 8°. S. 224. Paderborn. Druck und Verlag von Schöningh. Preis M. 1.— = fl. 0.60.

Vorliegendes Gebetbuch, zum Gebrauche der Pilger im heiligen Land bestimmt, enthält im ersten Theil die Kirchengebete (Meß- und Processionsgebete) der Terra Sancta, während im zweiten Theil Gebete und Lesungen aus der heiligen Schrift für die einzelnen heiligen Stätten zum Beispiel Cönaculum, Delberg, etc. enthalten sind. Den Inhalt des dritten Theiles bilden die gewöhnlichen Gebete eines Katholiken. Die meisten Gebete sind deutsch und lateinisch. Seite 184 soll es besser heißen: „der heutige Empfang“. Es überrascht, daß bei diesem Büchlein auch nicht eine Zeile als Einleitung zu finden ist, wodurch der Benutzer über Ziel und Bestimmung desselben näher aufgeklärt würde.

Lambach.

P. Wolfgang Schaubmaier, O. S. B.

36. Jesus, dir leb' ich! Sechzehn Predigten über das Leben in Christo. Herausgegeben von H. Kolberg, Pfarrer. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. 8°. 180 Seiten. Paderborn. Ferd. Schöningh. 1898. Preis M. 1.20 = 72 fr.

In diesem neuen Werke sind nebst der Einleitungspredigt je fünf Predigten angegeschlossen an die Titel: 1. Jesus, dir leb' ich; 2. Jesus, dir sterb' ich; 3. Jesus, dein bin ich im Leben und im Tod. Gedruckte Predigten sind dem Priester bei

Ausübung seines heiligen Amtes zum größten Theil nur Behelfe und man findet fast gar nichts, was einem durch und durch passend erscheinen würde. Auch vorliegende Predigten werden diesen Zweck, eine Hilfe dem Prediger zu sein, voll und ganz erfüllen, denn eine Fülle von praktischen Gedanken findet der Benützer darin niedergelegt. Da der Stoff ist so gehäuft, daß mit Leichtigkeit aus einer Predigt Stoff für zwei oder noch mehr Kanzelvorträge gewonnen werden kann. Obwohl der Herr Verfasser gleichsam mundgerechte, also vollständig ausgearbeitete Predigten nach seinem Vorwort uns vorlegen will, so scheinen doch manche Punkte gar zu kurz, eigentlich nur skizziert zu sein. Da ja jeder Prediger der Gefahr mehr oder minder ausgesetzt ist, im Laufe der Jahre, zumal wenn er fast jeden Sonntag vor demselben Publicum zu predigen hat, an Themen und neuen Gedanken Mangel zu leiden oder wie man zu sagen pflegt, sich auszupredigen, so ist es nur im Interesse des Priesters selbst, in diesem Punkte hausväterisch zu sein. Vorliegende Predigten nun werden ohne Zweifel den Predigern gute Dienste leisten, zumal auch die heilige Schrift in lobenswerter Weise darin verwendet wurde. Die Sprache ist gut, ohne alle Phrasendrescherei, einfach und doch edel. Auf Seite 41 dürfte der Ausdruck Zeile 18 von oben etwas genauer gegeben sein. Möge dieses Buch Gottes Segen begleiten und vielen ein helfender Freund werden.

P. W. Schaubmaier.

37) Liebe und Opfer. Gedichte für Freunde des heiligsten Herzens Jesu von Agnes Salvator. 12°. VIII und 174 S. Mainz. 1898. Verlag von Franz Kirchheim. Preis broschirt M. 3.— = fl. 1.20.

Vorliegende Neuerscheinung auf dem Gebiete der Dichtkunst ist ohne Zweifel mit Freuden zu begrüßen. Einerseits sticht der tiefreligiöse Inhalt dieses Werkes wohlthuend ab von dem oft gar leichten Nachwerk auf eben demselben Gebiete religiöser Dichtungen, andererseits aber zeichnen sich diese Gedichte aus durch die edle, leicht verständliche Sprache. Außerst lieblich sind zum Beispiel einige von den Krippenliedern. — Das ganze Werk ist in zwei Büchern getheilt. Im ersten Theile des ersten Buches behandelt die Verfasserin: „Krippe, Kreuz und Altar“; der zweite Theil trägt die Ueberschrift: „Jesus, Maria und Josef“, während den Inhalt des dritten Theiles „Gedichte verschiedenen Inhaltes“ bilden. Das zweite Buch behandelt im ersten Theil „Bilder aus dem Leben Jesu“, während uns im zweiten Theil „Bilder aus St. Bernhards Leben“ vorgeführt wurden. — Die Ausstattung dieses, als Festgabe auch für die reife Jugend vortrefflich passenden Buches ist tadellos. Möge es recht viele Freunde finden.

P. W. Schaubmaier.

38. Die religiöse und sociale Bedeutung des Maria-nischen Mädchenschulz = Vereines. Rede des hochwürdigen P. Cyprian O. C. München, St. Abt, 1897. 8° 16 S. Preis M. —.20 = fl. —.12.

„Es heiße die Familie, die Staaten, ja die Welt reformieren, wenn es gelänge, die christlichen Frauen und Mütter umzuwandern.“ Aus den in Arbeit und Stelle befindlichen Mädchen gehen die Frauen und Mütter des Volkes hervor; deshalb ist es von größter religiöser und socialer Bedeutung, daß diese vor allen in Religion und Sitte geschützt und erhalten werden. — Dazu reicht die ordentliche und auch die außerordentliche Seelsorge nicht hin, da muß die private Seelsorge von Seite christlicher Frauen mithelfen. Dies ist kurz der Inhalt des trefflichen, empfehlenswerten Schriftchens.

St. Florian.

Coop. Franz Aisenstorfer.

B) Neue Auflagen.

- 1 **Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters.** Von Joh. Janssen. Erster Band. Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgang des Mittelalters. 17. und 18., vielfach verbesserte und stark vermehrte Auflage, besorgt von L. Pastor. LVI und 792 Seiten. Freiburg. 1897. Herder. Preis M. 7. — = fl. 4.20.

Die ersuchte neue Auflage des ersten Bandes von Janssens Geschichte des deutschen Volkes liegt nun vor. Daß der Herausgeber, Professor Pastor, alles thun werde, um das große Werk auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten, war von vornherein zu erwarten. Und wenn Pastor es bei der Besorgung der neuen Auflagen von Band zwei, vier, fünf und sechs nach dem einstimmigen Urtheile der Kritik meisterhaft verstanden hat, die schuldigen Rücksichten der Pietät mit den Forderungen der nimmer rastenden wissenschaftlichen Forschung zu vereinen, so ist ihm dies Lob noch im erhöhten Maße für die vorliegende Neubearbeitung zuzuerkennen. Dieselbe findet sich an als „17. und 18., vielfach verbesserte und stark vermehrte Auflage“. Mit Recht, denn die Vermehrung (um $\frac{1}{10}$ des früheren Umfanges!) und Verbesserung erweist sich bei näherer Prüfung als eine so außergewöhnliche, daß die neue Auflage eine erneute Besprechung erheischt.

Wie Pastor bereits in seinem Lebensbilde Janssens (S. 81 f.) betonte, erschien ihm für den ersten Band „eine eingehendere Behandlung der kirchlichen Schäden, der antirömischen Stimmung und der kirchenpolitischen Entwicklung des endenden deutschen Mittelalters durchaus geboten.“ Janssen hatte auf die Darstellung dieser Fragen nur zwölf Druckseiten verwendet, was übelwollende Kritiker veranlaßte, kurzweg zu behaupten, Janssen habe die kirchlichen Schäden und Mißstände übergangen. Der Geschichtsschreiber des deutschen Volkes war übrigens, wie Pastor ausdrücklich hervorhebt und durch den Hinweis auf die Aufzeichnungen Janssens beweist, selbst gelonnen, die hier zweifellos vorhandenen Lücken auszufüllen. Was Janssen versagt war, hat sein großer Schüler in einer Weise nachgeholt, daß in Zukunft niemand mehr mit Recht behaupten kann, die kirchlichen Mißstände seien zu kurz abgethan. Die frühere Darstellung wurde in diesem Punkte genau um das Fünffache vermehrt. Und wie Pastor unumwunden die kirchlichen Schäden und die durch dieselben veranlaßte antirömische Stimmung (S. 683—743) darlegt, so schildert er auch die sittlichen Gebrechen in der Laienwelt (S. 448 ff.) in einer wesentlich vervollständigenden Weise. Für die Würdigung der gesammten kirchenpolitischen Lage am Ausgange des Mittelalters ist natürlich der Geschichtsschreiber der Päpste der berufenste Autor. Nach seinen eingehenden, fest begründeten Auseinandersetzungen ist der Ausbruch und die schnelle Verbreitung der sogenannten Reformation kein psychologisches Räthsel mehr. Außer den angedeuteten einschneidenden Aenderungen enthält die neue Auflage so zahlreiche Verbesserungen und wertvolle Ergänzungen, daß sie bei einer wissenschaftlichen oder populär-polemischen Verwertung von Janssens Forschungen unbedingt zugrunde gelegt werden muß. Die Zahl der von Pastor neu benutzten, öfter citirten Bücher, beträgt nach genauer Zählung nicht weniger als neunzig. Möge der aufgewandten Mühe der Erfolg entsprechen! Die Herder'sche Verlagshandlung hat durch treffliche Ausstattung und ungewöhnlich niedrigen Preisanlaß alles gethan, um dem so überaus wichtigen Werke die weiteste Verbreitung zu ermöglichen.

Feldkirch.

Professor Josef Fischer S. J.

- 2) **Erinnerungen eines alten Lutheraners.** Von P. v. Hammerstein S. J. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg. 1898. Herder. Preis M. 3. — = fl. 1.80.

Conversionschriften haben in der Regel etwas Anziehendes. Da es nur Wege der Gnade sein können, auf denen die im Irrthum Geborenen zum Lichte

der Wahrheit gelangen, so wird man bei solchen Schriften auch wunderbare Wege sehen. In der That ist das bei Hammersteins Buch der Fall. Was jedoch die „Erinnerungen“ zu einem Buche von allgemeiner Bedeutung macht, ist meines Erachtens die Rücksicht auf die theologischen Controversfragen, die Behandlung der Differenzpunkte zwischen Katholicismus und Protestantismus. Das geschickte, lichtvolle Einflechten dieser Fragen in den Entwicklungs- und Lebensgang des Convertiten stellt das Buch an die Seite von Möhlers weltberühmter Symbolik. Berührt und mit ebenso großer Gründlichkeit als Bündigkeit gelöst sind nahezu alle Fragen dieser Art. Und indem sie mit einem wirklichen Leben verknüpft erscheinen, diesem Leben Richtung und Inhalt geben, also nicht trocken wie in einem theologischen Hörsaal, sondern dramatisch wie auf einer Bühne vor dem Auge des Lesers vorüberziehen, wirken sie gewaltig ein auf Verstand und Gemüth und entzünden sie die Liebe zur heiligen katholischen Kirche. Jeder Priester, der mit Convertiten zu thun hat, soll dieses Buch haben und wenn es halbwegs Gebildete sind, welche convertieren wollen, soll er es ihnen in die Hand geben. Aber auch sonst wird jeder Geistliche und jeder gebildete Laie daselbe mit Interesse und religiösem Nutzen lesen. Solche Lectüre thäte unserer Zeit überhaupt sehr noth, damit dem Indifferentismus und der dogmatischen Toleranz, die so große Verheerungen anrichten, gesteuert würde. Ich empfehle also dieses Buch auf das allerwärmste.

Linz.

Professor Dr. Mathias Hiptmair.

- 3) **Lehrbuch der Weltgeschichte.** Von Professor Dr. Joh. Bapt. von Weiß, k. k. Hofrath, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, Ritter des Ordens der eisernen Krone, Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft. Erste und zweite Auflage. Zehnter Band. Erste Hälfte. Allgemeine Geschichte 1806 bis 1809. 13., 14., 15., 16., 17. Band. Dritte verbesserte Auflage. Graz und Leipzig. 1894—1895. Verlagsbuchhandlung „Styria“. Preis fl. 5.— = M. 10.—.

Der zehnte Band (1. Hälfte) umfaßt die Zeit von 1806 bis 1809. Von der großen Schlacht bei Jena bis zur Schlacht bei Aspern. „Eine Menge wichtiger Ereignisse, die alle wohl verstanden zu werden verdienen, liegt zwischen diesen großen Schlachten. Aller Augen richteten sich nach der Gestalt des außerordentlichen Mannes, der mit 39 Jahren schon der Dictator Europas geworden ist, der alle Gemüther durch seine Thaten überrascht und alle Herzen mit Bewunderung und Sorge erfüllt. Was Napoleon als erster Consul geleistet, ist bewunderungswürdig. Er, der die Armee von Sieg zu Sieg geführt, entfaltet jetzt zum Staunen der Welt ein ebenso großes Talent zur Regierung, wie früher zum Krieg. Er hat oft eine glückliche Hand. Er selber hält den Glauben an einen Gott für nothwendig und stellt daher durch das Concordat die umgestürzten Altäre wieder her. Kaiser geworden, besitzt er eine Macht, wie sie kein König von Frankreich vor ihm besaßen, nach Innen wie nach Außen: er schien ein Liebling des Glückes zu sein. Welche Gelegenheit, Gutes und Großes zu thun; der Wohlthäter der Menschheit zu werden, die Mißstände zu heben, von denen Europa bedrückt war! . . . Seine Verehrer wurden bald enttäuscht. Ein Egoismus ohne Maß bildete sich aus: bald ist ihm Frankreich zu eng, er will ganz Europa haben, er will das Centrum der Welt werden. Aus all seinem Thun schaut der Eroberer heraus, der nur sich selbst sucht. Weil Napoleon immer siegt, so wagt er immer und hält sich für einen besondern Liebling der Vorsehung und meint, daß er eine göttliche Sendung habe. Daher der Stolz seiner Sprache; er fühlt sich durch kein Gebot der Moral gebunden, er macht sich nichts aus der Ermordung Enghiens, der schmachvollen Eroberung Spaniens und stürmt durch die Welt, bis der Schlag von Aspern ihm beweist, daß auch er besiegt werden kann“.

Diesen Worten des gelehrten Verfassers wird jeder beipflichten, der den neunten und zehnten Band seines Werkes aufmerksam durchliest. Besonders der letztere, 720 Seiten starke Band, bietet eine Fülle des Interessantesten und Be-

lehrendsten. Die rasche Niederwerfung Preußens und dessen harte Behandlung — das Mitleid mit diesem gedemüthigten Staat wird sehr gemindert durch die Doppelszüngigkeit seiner Diplomaten und daß Preußen von allen Gebieten abtreten mußte, die es kurz zuvor nicht gerade auf die ehrenhafteste Weise sich angegliedert hatte — seine Wiedergeburt durch tüchtige Staatsmänner und Feldherren, Napoleon in Tilsit in Verhandlungen mit dem „schlauen“ Griechen Alexander, dessen Vorteln um Theile der europäischen Türkei, Napoleons Wägen in Frankreich nach dem Frieden, seine Falschheit gegen die spanischen Bourbons, der Heldenkampf der Spanier gegen die Eindringlinge, Napoleon in Erfurt im Umgange mit deutschen Gelehrten . . bietet so viel des Interessanten und Belehrenden. Speciell für uns Oesterreicher ist das Jahr 1809 merkwürdig wegen des Heldensinnes der Tiroler und weil alle Völker Oesterreichs einmüthig und fest zum Hause Habsburg standen und der Sieg bei Aspern bei allen deutschen Stämmen die Hoffnung auf eine bessere Zukunft weckte.

Als Einleitung in die Zeit der Revolution schildert der 13. Band (3. Aufl.) die Zeit von 1750 bis 1789, die der aufgeklärten Selbstherrschaft. „Diese Zeit ist, sagt der Verfasser, reich an umfassenden Staatsveränderungen, die in der Regel von einem Manne, einem Fürsten oder einem gewalthätigen Minister, durchgeführt werden. Der Wille des Einen ist Gesetz; das Ständeleben ist verkommen; die Völker sind wie Teig, an dem man nach gewissen Systemen herumknetet. Die Lösung ist des Volkes Wohl: in seinem Namen wird mit großem Aufwand von Fleiß auf alles historische Losgeschlagen. Manches Gute wird eingeführt, doch weit größer ist die Zahl der Mißgriffe; dem Volke wird nicht wohl dabei. Eine andere Richtung bricht sich Bahn, der Wille aller wird Gesetz, die Zeit der Revolution beginnt, noch stärker im Zerstören, als die Periode der Aufklärung“. So der Verfasser. Dieser Band gehört zu den belehrendsten des ganzen Werkes. Die Aufhebung des Jesuitenordens, das Freimaurer- und Illuminatenenthum in Deutschland, Josef II. Walten in Oesterreich auf religiösem und politischem Gebiete, Katharinas Politik in Rußland lassen ihre Wirkungen tief genug, besonders in Oesterreich und der russischen Vorherrschaft in Europa erkennen. — Leopold, der berufen war, nach Josefs Tode das aus den Fugen gehende Reich wieder zusammenzubringen, hatte in Tostana nach denselben Grundsätzen, doch nicht ohne Umsicht, gewaltet. Von der Ansicht ausgehend, daß ein Landesbedürfnis allgemein gefühlt und nicht dem Volke müßte aufgezwungen werden, hatte er Josefs Gewaltmaßregeln stets mißbilligt. Eine freiere Verfassung, wie er sie für das kleine Tostana entworfen und wie sie aus dem Festlande erst nach vielen Kämpfen sich entwickeln sollte, entstand damals in Amerika. Die Gründe des Abfalles vom Mutterlande, der lang dauernde Krieg, die Entwicklung und der Geist der Verfassung sind im 14. Band weitläufiger geschildert, wegen der nachhaltigen Wirkung, den dieser Freiheitskampf auf das zerrüttete französische Staatswesen ausübte. Es entsteht jene gewaltige Bewegung, die wir die französische Revolution nennen, die nach und nach alle Völker ergreift, alles Alte in Frage stellt, in deren Wellenschläge wir alle hineingezogen sind. Deshalb hat auch Dr. von Weiß sie in seinem Werke ausführlicher behandelt, denn die Geschichte der Gegenwart ist die Gegenwart der Geschichte (Worte des Verfassers). Wie die Begründung der amerikanischen Freistaaten auf Europa zurückwirkte, schildert der Verfasser im zweiten Theile des 14. Bandes. Die Menschenrechte der Staaten Nordamerikas sollten die Menschenrechte Frankreichs werden. Aber welche Opfer und Grauel sollte diese Neuerung kosten! Die verdorbene französische Gesellschaft von 1789, das prunkvolle Leben am Hofe, das Salonleben, der aus dem gemeinen Mann lastende Druck, das Schwinden der Religiosität, Voltaires Einfluß auf die Geister, Rousseaus Einwirkung auf die mittleren Classen — alle diese Ursachen und Vorspiele hat der Verfasser mit Meistertand gezeichnet! Leider findet der schwache, aber die Schäden des Landes gut kennende König keine geeigneten Rathgeber an seiner Seite von dem Edelsinn eines Washington. So mußte das blutige Drama seinen Fortgang nehmen. Mit der Zurückführung des königlichen „Opfers“ nach Paris endigt der 14. Band.

Band 15 behandelt die Zeit von der Ueberführung des Königs bis zu Beginn des europäischen Krieges gegen die Revolution. Eine kurze Zeit, aber wichtige Lehren liegen in ihr. Darum hat sie auch der Verfasser ausführlich behandelt. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“, sagt er, „sind die Sterne, zu denen Millionen in dieser Zeit ausblickten und noch ausblicken. Welche Hoffnungen erregten sie, wieviele Opfer wurden für sie gebracht, und wieviel Blut floss für sie! Allgemeine Zügellosigkeit und Selbstzerfleischung war das Ende. Im Verlaufe von drei Jahren war das Capital von 13 Jahrhunderten in ihrem Stamm aufgezehrt. Klöster, Krankenhäuser und Schulen, wie schnell wurde alles zugrunde gerichtet und vergeudet! Die edle Strenge des Familienlebens mußte infolge der Civilehe dem Leichsinn weichen; Ehen wurden geschlossen und gelöst, Religion und Schamhaftigkeit war in kurzer Zeit verflüchtigt. Im Jahre 1797 gab es in Paris mehr als zwanzig Tausend geschiedene Gatten. In welcher Verwilderung mußten die armen Kinder solcher Ehen heranwachsen!“ Die Zeit, die der 16. Band schildert, ist zwar kurz, aber reich an schwerwiegenden Ereignissen; einige waren das Enjgegen jener Zeit und werden Jahrtausende lang in Erinnerung der Menschheit fortleben: der Umsturz des französischen Thrones, die Septembemorde, das Walten des Conventes, der Königsmord und seine Folgen, der Krieg mit Europa, Napoleons Jugend. Wie schnell hatte sich das Morgenroth von 1789 in verheerendes Donnerwetter umgewandelt! Sollte ja die Verfassung von 1791 die Menschen in den von Rousseau erträumten Naturzustand zurückführen, „wo es weder Gemeine noch Ubelige, weder Arbeiter noch Arbeitgeber, weder Juden noch Christen, weder Vorgesetzte noch Untergebene gibt, wo er von keiner Macht abhängig ist, und wenn er mit Anderen ein Bündnis schließt, seine Rechte als Freier voranstellt“. Um diese eingebildete Urmenschlichkeit herzustellen, werden mit einer Gewaltthätigkeit ohnegleichen die früher Bevorzugten ihrer Rechte ohne irgend eine Entschädigung beraubt, in die Verbannung oder aufs Schaffot geschickt; was unten war, ist oben, aber ohne die Milde der früheren Herren, das Zeichen wahren Adels. Das Vorgehen gegen den Clerus war ein arger finanzieller Mißgriff und unerhört grausam. Ueber 70 Tausend Geistliche wurden, da die Besoldungen zwar versprochen, aber nicht gehalten wurden, dem Elende preisgegeben, verleumdet, dann maßlos mißhandelt. Sie ließen sich berauben, einkertern, hinrichten, wie die Christen der Urfkirchen, so daß sogar ihre Genter erlähmten. Und doch war der Clerus von 1789 sehr patriotisch und hatte sich erbaten, gegen Wahrung seiner Rechte die Nationalschuld zu tilgen; überdies war er im großen und ganzen, wie neuere Forschungen darthun, durch öffentliche Tugenden ausgezeichnet, viele ragten durch Gelehrsamkeit und Adel des Charakters hervor. Schlimmer wurde es, als sich in der sogenannten Legislative 1791 eine Advocatenherrschaft etablierte. (Unter 750 Mitgliedern waren ihrer 450.) Redselig, in den Anschauungen des Alterthums lebend, ohne Würde und staatsmännische Besonnenheit, ohne Grundsätze, der Republik sich zuneigend, nach dem Beifall der Gallerien haschend, waren sie wenig geeignet, eine Verfassung zu vertheidigen, die sie nicht achteten, während die wohlhabendere Bürgerschaft, der Revolution müde, vor allem Ruhe und Ordnung hergestellt wissen wollte. Bald bemächtigte sich der Regierungsgewalt eine Partei, die es verstand, die Wildheit der Franzosen aufzuregen und mit grimmiger Thatkraft Frankreich in Boden zu schlagen, die an den Fanatismus der letzten Zeiten des jüdischen Staates erinnert. (Für die Geschichte ihres vornehmsten Opfers, des hingerichteten Königs, ist eine der Hauptquellen das Tagebuch seiner Tochter, der edlen Prinzessin Maria Theresia.)

Im 17. Band finden wir die eigentliche Schreckenszeit geschildert. Jene fürchterliche Periode von Mai 1793 bis zum Juli 1794, wo der Name Schreckenszeit auch bis in die Zeit des Directoriums hinein ausgedehnt werden kann, bis in die Tage, wo die Nation, des revolutionären Treibens müde, sich einem genialen Soldaten in die Arme wirft, mit den Worten: „Nimm dir die Macht und gib mir Ruhe und Frieden, und schütze die heiligen Rechte des Menschen und Bürgers“. Diese Zeit, sagt der Auctor, ist vielfach falsch geschildert worden.

Aus Patriotismus wurden vielfach hochbegabte Schurken mit den schönsten Blumen der Dichtung umwunden und zu Helden gestempelt: es seien in der Schreckenszeit allerdings entsetzliche Thaten verübt, doch sei Frankreich durch den Schrecken vor dem in Waffen stehenden Europa gerettet worden. Gründliche französische Geschichtsschreiber, wie Wallon, zeigen, daß nicht das Schreckensregiment, sondern trotz desselben die Armee, welche jene Unwürdigen zurückwies, Frankreich gerettet habe. Der Fall der Girondisten zeigt uns, wie schwankende, zweideutige Mittelparteien regelmäßig zermalmt werden. Die königliche Familie in Temple bietet uns das Bild einer gottergebenen, durch alle Mittel der Bosheit gequälten Dulderfamilie. Der Proceß und die Hinrichtung der Königin zeigt uns den ganzen Hochsinn einer Tochter des Hauses Habsburg und die ganze Niederträchtigkeit ihrer elenden Verleumder. Während sich alle der Gewaltherrschaft des Convents beugen, finden die Bewohner des Westens Muth und Kraft zum Widerstande und diese Kraft beruhte auf dem Glauben an die Religion der Väter. Der Heldenkampf der Nachkommen der alten Bretonen und Veneter ist ein leuchtendes Vorbild von Heldensinn und Königstreue.

Jeder Band ist einzeln käuflich; Preis durchschnittlich 4 fl. Es ist einleuchtend, wie der Priester der Jetztzeit, besonders in den Städten, auf dem Gebiete der politischen wie der Culturgeschichte bewandert sein muß, wenn er seiner Aufgabe genügeleisten soll. In Weiß' Weltgeschichte ist uns ein treffliches, auf christlicher Grundlage stehendes, schön geschriebenes Werk an die Hand gegeben; einzelne Partien daraus sind zu Vorträgen in politischen Versammlungen wie geschaffen.

Freinberg bei Linz.

P. Josef Niedermair S. J.

- 4) **Die Arbeit betrachtet im Lichte des Glaubens.** Von G. Dießel C. SS. R. Zweite Auflage. Regensburg. 1897. Pustet. Preis M. 2.— = fl. 1.20.

Diese im Wesentlichen unveränderte neue Auflage der trefflichen Schrift ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß sie einen großen Leserkreis gefunden, wie sie ihn verdient. Rasend, verständlich und gründlich weist der Verfasser nach, daß das „Joch der Arbeit“ durch den Glauben, die Religion Christi süß, ohne Glauben, ohne Christus unerträglich wird. Die logisch unabweisbaren Ausführungen werden durch sehr passende Beispiele aus Geschichte und Leben beleuchtet und unterstützt. Da die Gefahr des heutigen Socialismus in seiner Grundlage, dem Unglauben liegt, so nennt der Verfasser mit Recht seine Ausführungen einen Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Besonders beherzigungswerth ist der dritte Theil des Buches: „die Arbeit in der finsternen Nacht der modernen Gleichgiltigkeit und des Unglaubens“.

Wir möchten das Werk besonders als Hilfsmittel zu Vorträgen in Arbeiter- und Gesellenvereinen empfehlen.

Weinheim a. d. Bergstraße. Stadtpfarrer Dr. Friedrich Kayser.

- 5) **Katechismus für die katholischen Pfarrschulen der Vereinigten Staaten.** Von W. Färber. Dritte Auflage. Mit Approbation der geistlichen Obrigkeit. St. Louis, Mo. Verlag von V. Herder. 128 S. in 8°. Preis M. 1.— = fl. —.60.

Dieser Katechismus hat vier Theile: 1. Wir müssen alles glauben, was Gott geoffenbaret hat; 2. wir müssen die Gebote halten; 3. wir müssen die heiligen Sacramente empfangen; 4. wir müssen beten. S. 103—120 enthalten Gebete und Lehrstücke, darunter auch eine Beichtandacht mit Beichtspiegel, eine kurze Messerkklärung und die lateinischen Messgebete (für Messdiener und Sänger) mit beigegebener deutscher Uebersetzung. Die Fragen (486) sind mit fortlaufenden Nummern versehen.

Die Doctrin ist durchaus streng katholisch und die Darstellung derselben zum Glück für Lehrende und Lernende frei von all' dem wissenschaftlichen Aufputz subtiler Definitionen, Distinctionen und Divisionen, wie solche leider so

manche Katechismen der alten Welt fast ungenießbar machen. Aus dem Vornetze ist alles überflüssige Beiwerk beseitigt und er selbst wunderbar kurz, prägnant und klar. Will der Katechet einzelne Glaubens- oder Sittenlehren weiter ausführen, so leisten ihm hiezu die an den Text sich anschließenden kurzen Bemerkungen und Schlagwörter gute Dienste, während sie dem Schüler das Behalten des Gehörten erleichtern. Wir können es uns nicht versagen einige Beispiele anzuführen zu Frage 78: Wer war der hl. Josef? folgt die Anmerkung: Fest des hl. Josef — Patron für die drei Gnaden: der Unschuld, des Gebetes, einer seligen Sterbestunde. — Patron der Arbeit und der Arbeiter. — Patron der Kirche. — Die heilige Familie Jesus, Maria und Josef. Zu Frage 131: Wer ist ein praktischer Katholik? Die Anmerkung: Excommunication, Kirchenbann (Freimaurer u. s. w.). Zu Frage 223: Wie versündigt man sich am Leben des Nächsten? die Anmerkung: Morden, Töden, harte Behandlung und Kränkung, schlechte und unzureichende Nahrung, verfälschte und darum schädliche Nahrungsmittel und Getränke u. a. m. Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Katechismus ganz und gar für das praktische Christenthum berechnet ist, was nach unserem Dafürhalten einen nicht genug zu schätzenden Vorzug desselben bedeutet. Wir sind daher überzeugt, daß es 1. für die Schüler mit einigem guten Willen ein leichtes sein muß, den hier gebotenen Vernstoff zu bewältigen; daß es 2. für die Katecheten eine wahre Freude sein muß, den Kindern an der Hand dieses Buches den religiösen Unterricht zu erteilen, und daß 3. die Jugend, welche diesen Katechismus innehat, besser in der Religion unterrichtet ist, als die übrige, wenn letztere auch den „großen“ vom Anfange bis zum Ende aufzagen kann. Man wird es daher begreiflich finden, wenn wir mit dem lebhaftesten Wunsche schließen: Hätten wir doch auch für unsere Schulen ein ähnliches Religionsbuch!

Kastelruth.

Anton Egger, Decan.

6 **Das Patriarchat von Antiochien** von seinem Entstehen bis zum Ephesinum 431. Von Max Treppner, Religionslehrer am k. Realgymnasium und an der k. Kreisrealschule. Mit Bild und Karte von Antiochien. Neue Ausgabe. Würzburg. Verlag von Andreas Böbel. 1894. Gr. 8° (XII, 252 S.). Preis M. 1.50 — fl. —.90.

Der erste Abschnitt handelt in sieben Paragraphen von der Entstehung des älteren Patriarchates. Der sechste Paragraph enthält kurze Lebensbilder hervorragender Patriarchen, im siebenten Paragraph unternahm der Verfasser die mühevolle Arbeit, die Reihenfolge der antiochenischen Patriarchen festzustellen. Der zweite Abschnitt der sehr fleißig gearbeiteten Monographie behandelt die dem Patriarchate von Antiochien unterstellten Provinzen. „Eine unermüdliche Geduld bei hundertfachem oft erfolglosem Nachschlagen der Autoren hat diese Arbeit zu einer historisch-geographischen Studie gemacht, welche die Lernbegierde namentlich der jüngeren Studierenden leicht befriedigen, aber auch dem oft launischen Gedächtnisse selbst bewährter Fachmänner willkommen sein wird. F.

7 **Die gottselige Mutter Francisca Schervier, Stifterin der Genossenschaft der Armeschwwestern vom hl. Franciscus.** Dargestellt in ihrem Leben und Wirken von P. Ignatius Zeiler O. S. Fr., Doctor der Theologie. Mit dem Bildnis der Seligen. Zweite, verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau. 1897. Herder'sche Verlags-handlung. 8°. XXI und 574 Seiten. Preis M. 4. — — fl. 2.40, geb. M. 5.50 — fl. 3.30.

Die erste Auflage dieses wertvollen Buches stammt aus dem Jahre 1893; wenn nach nicht ganz vier Jahren eine zweite Auflage nöthig wurde, so spricht schon dieser Umstand allein für die Vortrefflichkeit des Werkes. Der verdienstvolle Verfasser des Buches versteht es meisterhaft, das hochbegnadigte Leben und Wirken der Mutter Francisca in das richtige Licht zu stellen; sein so trefflich

gezeichnetes Lebensbild dieses Engels der Barmherzigkeit wird auf empfängliche Seelen einen gewiss großen Eindruck machen; der hohe und doch zugleich echt demüthige Sinn der Gottseligen durchweht das ganze Buch und regt zur christlichen Nachfolge an. Wer das Buch sine ira et studio liest, wird sich wahrlich erbauen an den großen Tugenden der Verbliebenen; Unterricht, Erbauung und Trost werden als Früchte solcher Lectüre nicht ausbleiben. Francisca ward am 3. Jänner 1819 zu Aachen geboren; schon in zarter Jugend hatte ihr Herz großes Verständniß für fremde Noth, deren Vinderung ihr Hauptstreben war und ihr bis zum seligen Tode blieb. Nach langen, harten Kämpfen in und außerhalb der Familie, gelang es ihrer Beharrlichkeit und Charakterstärke im Jahre 1845 eine weibliche Genossenschaft zu gründen, deren Hauptaufgabe die Sorge für die Kranken und Armen sein sollte. Gott segnete das Unternehmen sichtlich, denn im Jahre 1896, also 20 Jahre nach ihrem zu Aachen am 14. December 1876 erfolgten Ableben, zählte die Genossenschaft im deutschen Reiche 37, in Amerika 15 Niederlassungen, deren gesammter Personalstand am 13. Juni 1896 (mit Ausschluss der noch nicht zum Noviziate zugelassenen Postulantinnen) 1154 Schwestern waren, von welchen 732 in Europa und 422 in Amerika segensreich im Geiste des heiligen Vaters Franciscus wirkten.

Eine große Verbreitung des schön ausgestatteten Buches ist in mehr als einer Hinsicht lebhaft zu wünschen!

Krausbath.

P. Florian Kinnast O. S. B.

C) Ausländische Literatur.

Ueber die französische Literatur im Jahre 1897.

XVII.

Guéranger (Dom.). *Sainte Cécile et la société romaine aux deux premiers siècles.* (Die heilige Cäcilia und die römische Gesellschaft in den ersten zwei Jahrhunderten.) Paris, Retaux. Zwei Bände. 12°. 412 und 476 Seiten.

Es ist dies eine der wertvollsten Arbeiten des mit Recht berühmten D. Guéranger. Vor 25 Jahren erschien sie zum erstenmale. Heute haben wir von derselben die achte Auflage. Einer Empfehlung bedarf das Werk eines solchen Schriftstellers nicht. Einigen mag die Bemerkung erwünscht sein; Cäcilia ist kein historischer Roman, wie *Fabiola*, *Sabina* u., sondern ein durchaus wissenschaftliches Werk. Guéranger bezeugt selbst, daß er keine Behauptung aufstelle, die er nicht in stande wäre, gegen jedermann zu vertheidigen.

Goyau (G.). *L'Allemagne religieuse. Le Protestantisme.* (Deutschland in religiöser Beziehung. Der Protestantismus.) Paris, Perrin. 12°. XXX. 360 Seiten.

Der Verfasser ist, das werden auch seine Gegner zugeben müssen, mit den religiösen Verhältnissen Deutschlands gut bekannt. Die trostlosen Zustände der protestantischen Kirchen werden an der Hand von Thatfachen und Documenten geschildert. Ganz besonders gegeißelt wird das inconsequente, heuchlerische Verhalten der rationalistischen Prediger. So zum Beispiel hatte Endow vor seinen ungläubigen Kollegen in einer öffentlichen Versammlung das Apostolische Glaubensbekenntnis unbarmherzig zerrissen; nachher las er dasselbe salbungsvoll dem gläubigen Volke vor! Zu Rede gestellt, sagte er: „Ich glaube nicht an diese Artikel; aber ich lese sie herunter.“ (!)

Gehen wir über zur Profangeschichte. Für Oesterreicher mag interessant sein:

Magnette (F.). *Joseph II et la liberté de l'Escaut.* (Josef II. und die Freiheit der Schelde.) Bruxelles, Office de publicité. 8°. 252 Seiten.

Im Jahre 1784 glaubte man eine Zeit lang, Kaiser Josef II. werde der ungerechten Schließung der Schelde mit Wassengewalt ein Ende machen. Allein an die Stelle eines Feldzuges mit Waffen trat bald ein diplomatischer Feldzug. Die Einzelheiten desselben lagen bis jetzt in den Archiven begraben. Die Wichtigkeit, welche der Streit einerseits für die österreichischen Niederlande und dadurch für das Haus Habsburg, und andererseits für Holland hatte, verdiente jedoch eine gründliche, umständliche Auseinandersetzung. Herr Magnette hat, um diese zu leisten, die Archive von Brüssel, Paris, Wien, Berlin und München durchforscht. Bekanntlich wurde durch den Vertrag von Fontainebleau unter Vermittlung Ludwig XVI. dem Streite ein Ende gemacht. Im zweiten Theile seiner Arbeit schildert der Verfasser die Haltung Englands, Preußens, Rußlands in dieser Streitfrage, welche in der That von europäischer Bedeutung war. Auch wird von ihm mit viel Takt und Mäßigung die Rolle der Hauptpersonen, die dabei theilhaftig waren, geschildert. Er hebt und zwar mit Recht, die Unfähigkeit des Kaisers hervor, welche Josef II. bei diesem Anlasse, wie bei vielen andern, an den Tag legte.

Hubert (Eugène). *La torture aux Pays-Bas autrichiens pendant le XVIII^e siècle. Son application, — ses partisans, — ses adversaires et son abolition.* (Die Folter in den österreichischen Niederlanden. Ihre Anwendung, — ihre Vertheidiger, — ihre Gegner und ihre Abschaffung.) Bruxelles, Selégus et Cie. 4^o. 176 Seiten.

Die Folter wurde, wie der Verfasser zeigt, im Alterthume nur bei Sklaven angewendet. Durch das Christenthum kam sie allmählig außer Gebrauch. Die sogenannten barbarischen Völker (Germanen etc.) kannten sie nicht. Mit dem Vordringen des „Römischen Rechtes“, welches im Gegensatz zu dem hergebrachten (mündlichen) Rechte der Völker das „Geschriebene Recht“ genannt wurde, kam die Folter wieder in Aufnahme. Man wollte um jeden Preis vom Angeklagten ein Geständnis haben. Der Strick, das Wasser, das Feuer, die spanischen Stiefel, der Wipp- oder Schnellgalgen, die Folterbank, das Halsband u. s. w., — diese sollten das gewünschte Geständnis erpressen. Es ist unbegreiflich, wie sonst edle, religiöse Männer es natürlich finden konnten, daß Angeklagte, schuldige und unschuldige, so unmenschlich gequält wurden. Höchst interessant ist es, die Vertheidiger dieser grausamen Methode und die Gegner derselben anzuhören. Auf Einzelnes einzugehen erlaubt der Raum nicht.

Waliszewski (K.). *Pierre le Grand. L'éducation, l'homme, l'oeuvre, d'après des documents nouveaux.* (Peter der Große. Seine Erziehung, der Mann, sein Werk nach neuen Documenten.) Paris, Plon. 4^o. 619 Seiten.

Wie schon der Titel andeutet, hat sich der Verfasser nicht begnügt, die bereits gedruckten Werke über Peter den Großen zu verwerten; sondern er bietet die Früchte jahrelangen emsigen Forschens in den Archiven von Petersburg, Berlin, Wien und Paris. Nicht weniger Geschick als im Forschen zeigt der Verfasser im Ordnen des Stoffes und in der Handhabung der Sprache. Vater Genifle S. J., der in den Etudes des Jésuites dem Werke im ganzen alles Lob spendet, bedauert nur, daß den Beziehungen Peters des Großen mit Rom zu wenig Beachtung geschenkt wurde, und daß andererseits die unsittlichen Verirrungen zu umständlich geschildert werden.

Mottaz (Eugène). *Stanislas Poniatowski et Maurice Glayre, Correspondance relative aux partages de la Pologne.* (Stanislaus Poniatowski und Moriz Glayre, Correspondenz in Betreff der Theilungen Polens.) Paris, Calman Lévy. 12^o. LI. 299 Seiten.

Der König Stanislaus Poniatowski wurde bis anhin vielfach angeklagt, daß er durch seine Schwäche und Unthätigkeit nicht wenig zum Untergang Polens beigetragen habe. Dem ist nun nicht so, wie die soeben veröffentlichte Correspondenz des unglücklichen Königs mit M. Glazre beweist. Glazre, ein geborner Schweizer, hatte das volle Vertrauen des Königs gewonnen, wurde sein Secretär, später sein Gesandter in Petersburg und hernach in Paris. Aus dieser Correspondenz geht nun klar hervor, daß es dem König weder an Einsicht noch an Thätigkeit fehlte, daß ihm aber unüberwindliche Hindernisse im Wege standen. Das größte bestand darin, daß er durch russischen Einfluß die Krone erlangt hatte, und daher nie das volle Vertrauen der polnischen Nation erlangen konnte.

Diehl (Ch.). *L'Afrique byzantine. Histoire de la domination byzantine en Afrique (553-709).* (Das byzantinische Afrika. Geschichte der byzantinischen Herrschaft in Afrika.) Paris, Leroux. 8°. XIV. 644 Seiten. Mit Illustrationen und Karten.

Herr Diehl hat, bevor er sein Werk schrieb, den ganzen Norden von Afrika bereist und mit der Karte in der Hand die Feldzüge Belisars gegen die Vandalen studiert, sodann die Feldzüge der Unterseldherren Belisars, diejenigen seiner Nachfolger, sowie die Feldzüge der Araber gegen die Byzantiner. Der Verfasser unterzog sich der großen Mühe, alle Ueberbleibsel an Bauten für militärische, religiöse oder bürgerliche Zwecke — ihre Zahl ist groß — genau zu untersuchen. Das Werk läßt somit in Bezug auf Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Ebenso verdient die Darstellung — die Illustrationen und die Karten — alles Lob.

Druon (H.). *Histoire de l'éducation des Princes dans la maison des Bourbons de France.* (Geschichte der Erziehung der Prinzen im Hause Bourbon von Frankreich.) Paris, Lethielleux. 8°. Zwei Bände. 364 und 508 Seiten.

Selbstverständlich ist die Erziehung der Prinzen von größter Wichtigkeit. Die Geschichte derselben macht uns vieles in ihrem späteren Leben erklärlich, was uns sonst räthselhaft wäre. Leider ließ die Erziehung mehrerer bourbonischer Prinzen viel zu wünschen übrig. Es gibt, wie der Verfasser bemerkt, nur eine Cypripädie! Gerade deshalb ist diese gründliche Arbeit von großem historischen Interesse. Da die Darstellung ebenfalls eine vorzügliche ist, gilt vom Verfasser: Omne tulit punctum. (Das Werk beginnt mit Heinrich IV. und schließt ab mit Louis Philippe.)

Gomel (Charles). *Histoire financière de l'Assemblée constituante.* (Geschichte der Finanzen der Constituierenden Versammlung.) Paris, Guillaume et Cie. 8°. 568 Seiten.

Unter den zahllosen Werken, welche über die französische Revolution erschienen sind, ist das von Gomel unstreitig eines der bedeutendsten. Bekanntlich war die Finanznoth die nächste Veranlassung zur Revolution. Das jährliche Deficit betrug über 500 Millionen. Dabei herrschte in den Regierungskreisen die größte Rathlosigkeit und Unentschlossenheit. Männer, wie Mazarin und Richelieu, hätten diese Schwierigkeiten überwunden. Man hatte nicht den Muth, bedeutende Ersparungen (der Hof zum Beispiel kostete immer noch 35 Millionen per Jahr) durchzuführen, und ebenso wenig den Muth, die Steuerfreien (zu denen die meisten reichen Leute gehörten) zur Mittragung der Steuerlast herbeizuziehen. Später hatten sich Clerus und Adel in der Nationalversammlung bereit erklärt, auf die Steuerfreiheit zu verzichten, was wohl zur Deckung des Deficites hingereicht hätte. Allein das Revolutionsfieber hatte schon einen solchen Grad erreicht, daß es den Umsturzmannern nicht mehr um Beseitigung des Deficites, sondern um ganz anderes zu thun war, und das Auerbieten nicht angenommen wurde. Die Assignaten waren begreiflich schon von Anfang an wertlos; ein Wechsel, von einem Zahlungsunfähigen ausgestellt, konnte keinen Wert haben. Vorliegender Band (des ganzen Werkes, zweiter Band) umfaßt die interessanten Jahre 1790 und 1791.

Lenotre (G.). Marie Antoinette. La captivité et la mort. (Marie Antoinette. Die Gefangenschaft und der Tod.) Paris, Perrin. 8^o. XXI. 430 Seiten.

Wohl wenige sind mit den Einzelheiten der Schreckenszeit der französischen Revolution so vertraut wie G. Lenotre. Seinen früheren diesbezüglichen Publicationen schließt sich vorliegende würdig an. Wir erhalten aber da nicht eine eigentliche Geschichte der Gefangenschaft und des Todes der unglücklichen Königin, sondern eine Sammlung von Documenten, welche zur Abfassung einer Geschichte wertvolles Material bieten. Das Charakteristische dieser Documente besteht darin, daß dieselben nicht von Gelehrten, Adeligen des Hofes u. s. w. herkommen, sondern von untergeordneten Leuten, Dienstboten, Gendarmen, Gefängniswärtern 2c., von Leuten, die vermöge ihrer Stellung zu jener Zeit mit der Königin in nähere Berührung kamen. Es ist ganz begreiflich, daß man sich schon bald nach jenen Schreckentagen und dann noch mehr in den ersten Jahren der Restauration alle Mühe gab, überall Erkundigungen über die Gefangenschaft und den Tod der Hochverehrten einzuziehen. Deshalb haben alle, welche glaubten, etwas Bedeutendes berichten zu können, ihre Memoiren geschrieben oder schreiben lassen. M. Lenotre hat nun diese gesammelt, geordnet, auf ihren Wert geprüft. Daß nicht alle den gleichen Wert haben, und daß sie einander zuweilen widersprechen, ist begreiflich; aber immerhin sind sie für den Geschichtschreiber von nicht geringer Bedeutung. Das Werk beginnt mit dem 10. August 1792 und schließt ab mit dem 16. October 1793, dem Todestage der Königin.

Sciout (L.). Le Directoire. (Das Directorium.) Paris, Firmin-Didot. 8^o. Dritter und vierter Band.

Auf die zwei ersten Bände dieses vorzüglichen, für die Geschichtsforscher so bedeutenden Werkes wurde seinerzeit aufmerksam gemacht. Mit diesen zwei Bänden wird die mühe- und verdienstvolle Arbeit abgeschlossen. Die Directorial-Regierung erscheint hier in keinem günstigeren Lichte, als in den vorhergehenden Bänden. Da heißt es nicht bloß *senatores optimi*, *senatus pessimus*, sondern auch *senatores pessimi*. Die moralische Verkommenheit der einzelnen Directoren, sowie der Gesamtbehörde grenzt ans Unglaubliche. Diese Habucht und Ungerechtigkeit gegenüber den Nachbarvölkern, diese Graulamkeit und Mordlust im Innern! Der Verfasser beweist, daß die empörende Wirtschaft bis zum letzten Tage, bis zur letzten Stunde andauerte. Die Lage war eine ähnliche wie die Roms am Ende der Republik, von der Plutarch sagt, die Republik habe sich rein unnötig gemacht und nur eine monarchische Gewalt könne die Ordnung wieder herstellen. So begrüßte man in Frankreich allgemein die Consular-Regierung, durch welche die Ordnung doch einigermaßen hergestellt wurde.

Gehen wir über zur endlosen, aber doch immer interessanten Literatur über Napoleon. Da haben wir:

Chuquet (Arthur). La jeunesse de Napoléon. (Die Jugend Napoleons.) Paris, Colin & Cie. 8^o. 500 Seiten.

Von allen Lebensabschnitten Napoleons war bisher seine Jugendzeit am wenigstens eingehend und gründlich besprochen. Das geschieht nun in dem vorliegenden Buche. Der Verfasser, A. Chuquet, gab sich alle erdenkliche Mühe, alles, was auf die Kindheit und Jugend des großen Mannes Bezug hat, was sich in gedruckten oder ungedruckten, in bereits bekannten oder noch unbekannten Quellen vorfindet, zu sammeln. Dadurch hat er manches Neue zutage gefördert und vieles richtig gestellt. Unter anderem hat der Verfasser ein- für allemal als unzweifelhaft bewiesen, daß die Familie „Buonaparte“ ursprünglich zu den Pairiciergeschlechtern von Florenz gehörte, daß Napoleon am 15. August 1769 geboren wurde. Ueber seinen Vater erfahren wir, daß er sich um die Religion nicht bekümmerte, mit seinem Skepticismus groß that, den Jesuiten sehr abgeneigt war. Auf dem Todtbette (er starb den 24. Februar 1785) bekehrte er sich jedoch und empfing erbaulich die heiligen Sterbesacramente. M. Chuquet hat unstreitig

ein Quellenwerk geliefert, und jeder, der die Geschichte Napoleons schreiben will, muß dasselbe kennen.

Bonnal de Ganges. *Le Génie de Napoléon*. (Das Genie Napoleons.) Paris, Pedone. Zwei Bände. 8°. 386 und 406 Seiten.

Der Titel des Buches verräth schon die Gesinnung des Verfassers. Uebrigens sagt er selbst in der Vorrede, er wolle eine Apologie Napoleons als General, als erster Consul, als Kaiser schreiben. Da auch in letzter Zeit Napoleon von übereifrigen Republikanern und Royalisten wirklich über die Maßen herabgesetzt und seine Verdienste verkleinert oder gar geleugnet wurden, ist es begreiflich, daß ein begeisterter Verehrer wieder für ihn den Kampfplatz betrat und mit dem Lobe nicht sparte, so daß der unparteiische Leser zuweilen den Kopf schütteln wird. Daß aber doch ein nicht geringer Theil des Publicums an der Schrift Wohlgefallen finde, beweisen die zwei rasch aufeinander folgenden Auflagen.

Lecestre (Léon). *Lettres inédites de Napoléon I.* (Nicht veröffentlichte Briefe Napoleons I.) Paris, Plon & Nourrit. 8°. Zwei Bände.

Die Correspondenz Napoleons I. wurde bekanntlich in den Jahren 1858 bis 1869 auf Anordnung Napoleons III. in 28 Bänden (Klein-Folio) herausgegeben. Daß dabei Mehreres, wo Napoleon in ungünstigem Lichte erscheint, oder wo es sich nur um Familien-Angelegenheiten handelt, übergangen wurde, ist begreiflich. Das sucht nun Herr Lecestre nachzuholen. Die Feinde Napoleons haben darüber eine große Schadenfreude, während seine Verehrer darüber sehr ungehalten sind. Der Herausgeber gibt übrigens selbst zu, daß, wer nur auf diese Briefe sich stützend, ein Urtheil über Napoleon sich bilden wollte, ein durchaus ungerechtes, falsches bekäme.

Welschinger (Henri). *Le Roi de Rome*. (Der König von Rom) 1811—1832. Paris, Plon. 8°. 493 Seiten.

Herr Welschinger, schon durch mehrere Schriften über das Revolutions-Zeitalter vortheilhaft bekannt, hat sich hier zur Aufgabe gemacht, eine möglichst vollständige Geschichte des unglücklichen Herzogs von Reichstadt, des Sohnes Napoleons, welcher in der Wiege den Titel „König von Rom“ erhielt, zu schreiben. Manche Lücke, die sich bei den Geschichtschreibern bis jetzt vorfand, war auszufüllen, manche irrige Ansicht zu berichtigen. Der Verfasser schildert nicht bloß die Lebensverhältnisse des unglücklichen Prinzen; er gibt uns auch eine diplomatische Geschichte der damaligen Zeit, welche höchst interessant ist. Im allgemeinen kennt man die Furcht zu wenig, welche ganz Europa vor dem jungen Napoleon hatte. Die Furcht war nicht ganz ohne Grund; denn mit ganz außergewöhnlichen Talenten verband der Prinz auch einen ebenso außergewöhnlichen Ehrgeiz. Die ausgezeichnete Vorrede des Verfassers könnte man eine kleine Philosophie der Geschichte nennen; so zum Beispiel der Gedanke: Dadurch, daß dem Prinzen schon bei der Geburt der Titel „König von Rom“ beigelegt wurde, nahm er schon in der Wiege, ohne es zu wissen, theil an der Veranbung des heiligen Stuhles. „War nicht,“ fragt er, „der frühzeitige Tod des soviel versprechenden Prinzen eine Sühne für den am Herzog von Enghien begangenen Mord“, der allerdings in erster Linie Tallenrand zur Last fällt; aber ohne große Schuld war Napoleon auch nicht. Daß Marie Louise, Metternich, Graf Neuperg 2c. nicht gelobt werden, ist selbstverständlich.

Barante (Baron de). *Souvenirs*. (Erinnerungen), 1782 bis 1866. Herausgegeben von seinem Enkel Cl. de Barante. Paris, Calmann Lévy. 8°. 4., 5., 6. Band. 575, 575 und 547 Seiten.

Geschichtsforscher mag es interessiren, zu erfahren, daß von diesem umfangreichen Werke wieder drei starke Bände erschienen sind. Sie umfassen die Jahre von 1830 bis 1840, für welche sie eine reichhaltige historische Quelle sind, die kein Geschichtschreiber unberücksichtigt lassen darf.

Bertin (G.). *La campagne de 1814.* (Der Feldzug von 1814. Paris, Flammarion. 8°. 254 Seiten.

Kein umfangreiches Buch, aber doch für die Kenntnis dieses so folgereichen Feldzuges eine sehr wichtige Schrift. In Bezug auf Gründlichkeit und meisterhafte Ausarbeitung läßt sie nichts zu wünschen übrig. Das Genie Napoleons zeigt sich hier so recht klar, wie in seinem ersten italienischen Feldzug. Beidemale hatte er keine kriegstüchtige Armee, sehr geringe Hilfsmittel; aber bei Arcole, Rivoli u. hatte er das Glück oder vielmehr die Vorsehung auf seiner Seite; sie wollte ihn erhöhen. Im Jahre 1814 wollte sie ihn erniedrigen, damit er auf St. Helena seine Fehler und die Eitelkeit alles Irdischen einsehe.

Salzburg. J. R ä f, emer. Professor.

Erlässe römischer Congregationen.

Zusammengestellt von P. Bruno Albers O. S. B. in Monte Cassino (Italien).

(Nationalbanner in der Kirche.) Schon unter dem Datum des 3. October 1887 hatte die S. R. U. Inquisition auf die Frage, ob Banner von politischen Vereinen oder Nationalbanner bei Leichenbegängnissen zugelassen werden könnten, geantwortet: Wenn Banner bei Leichenbegängnissen mitgeführt werden, welche offenbar gottlose oder verkehrte Embleme haben, so soll der Clerus sich zurückziehen. Werden diese Banner in die Kirche gebracht und hat die Messe noch nicht begonnen, so soll der Clerus sich ebenfalls zurückziehen; hat die heilige Handlung aber begonnen, so ist nach Schluß derselben eine Protestation wegen der stattgehabten Profanierung der Kirche und der heiligen Handlung zu erlassen. Handelt es sich um einfache Nationalbanner, ohne andere gottlose Embleme, so können dieselben im Leichenzuge geduldet werden, sofern sie dem Leichenwagen folgen; in der Kirche seien solche nicht zu dulden.

Auf die weitere Anfrage, was zu thun sei, wenn dieselben aber gewaltsamer Weise in die Kirche eingeführt würden, wurde vom heiligen Officium am 24. November 1897 das Decret der S. Poenitentiaria d. d. 4. April 1887 „In Apuana“ gegeben, welches dem obigen gleichlautend ist, am Schlusse aber den Zusatz enthält, daß Nationalbanner in der Kirche nicht zu dulden seien, wenn anders nicht Unruhen oder Gefahren gefürchtet würden.

Aus der Riten-Congregation sind diesmal eine ganze Reihe von Entscheidungen aufzuzeichnen, welche auch für weitere Kreise von Bedeutung sein dürften, wir geben im nachfolgenden die wichtigsten, ihrem Hauptinhalte nach, wieder.

Wir erwähnen hier zunächst die Additionen, welche zu den Rubriken des Missale und des Breviers gemacht worden sind. Da dieselben hier unmöglich Platz finden können, führen wir zunächst die Hauptfeste des Jahres nach ihrer kirchlichen Rangstufe auf.

(Festa duplicia I^{ae} classis.) An diesen findet keine Commemoration der occurrierenden Feste statt, außer wenn die Rubriken es ausdrücklich angeben. Solche Feste sind: Weihnachten, Epiphanie, Ostern mit den drei vorhergehenden und den zwei nachfolgenden Tagen,

Himmelfahrt, Pfingsten mit den zwei nachfolgenden Tagen, Frohnleichnam, Herz Jesu=Fest, Unbefleckte Empfängnis, Maria Himmelfahrt und Verkündigung, Nativitas des heiligen Johannes des Täuflers, Fest des heiligen Josef, des Bräutigams der allerseeligsten Jungfrau; das Fest der heiligen Apostel Petrus und Paulus; Allerheiligen; Kirchweih (der eigenen Kirche); Titularfest der Kirche.

(Festa duplicia II^{ae} classis.) An diesen findet eine Commemoration des Festum simplex nur in den Laudes statt, der anderen nach Angabe der Rubriken. Solche Feste sind: Neujahr (Beschneidung des Herrn); Namen Jesu=Fest; Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit (Dom. I. post. Pentecost); Fest des kostbaren Blutes Unseres Herrn Jesu Christi; Kreuzerfindung; Mariä Reinigung (Reinmessen); Mariä Heimsuchung; Mariä Geburt; Rosenfranz=Fest; Dedicatio des heiligen Erzengels Michael; Schutzfest des heiligen Josef, des Bräutigams Unserer Lieben Frau; die Feste der elf Apostel; die Feste der vier Evangelisten; Fest des heiligen Erzmartyrers Stephanus; Fest der Unschuldigen Kinder; Fest des heiligen Martyrers und Diacon Laurentius; Fest der heiligen Anna, der Mutter Unserer Lieben Frau; Fest des heiligen Joachim, des Vaters Unserer Lieben Frau.

(Dominicae majores.) Dieselben werden in zwei Classen eingetheilt: In die Sonntage I^{ae} classis, welche niemals ausgelassen werden, diese sind:

Erster Adventsonntag; erster Fastensonntag; Passionssonntag; Palmsonntag; Osterfeiertag; Weißer Sonntag; Pfingstsonntag; Dreifaltigkeitssonntag — und solche II^{ae} classis. Diese fallen nur bei Occurrenz eines Festes dupl. I^{ae} classis aus; dann findet jedoch ihre Commemoration in beiden Vespere und in den Laudes statt. Diese sind:

Der zweite, dritte und vierte Adventsonntag, Sonntag Septuagesima, Sexagesima, Quinquagesima, sowie der zweite, dritte und vierte Fastensonntag.

(Duplicia majora per annum.) welche anderen Festen, die nur duplex minus sind, vorgezogen werden. Zu diesen gehören:

Verkürzung des Herrn; Kreuzerhöhung; Kirchweih von St. Johann im Lateran; die beiden Feste der schmerzhaften Gottesmutter; Scapulierfest; Maria Schnee; Mariä Namen; das Fest der Muttergottes de Mercede; Mariä Opferung; Erscheinung des heiligen Erzengels Michael; Schutzengel fest; Fest der Enthauptung des heiligen Johannes des Täuflers; die beiden Feste der Stuhlfeier Petri; Petri Kettenfeier; Befreiung des heiligen Paulus; Gedächtnis des heiligen Paulus; Fest der Kirchweih der Basiliken der heiligen Apostel Petrus und Paulus; Fest des heiligen Johannes vor der lateinischen Pforte; das Fest des heiligen Apostel Barnabas; das Fest der

Heiligen: Benedictus, Dominicus und Franciscus, sowie die Feste der heiligen Neben-Patrone.

(Feriae majores,) welche stets commemoriert werden müssen, sind: Diejenigen des Adventes, der Fastenzeiten, die Quatember-tage, sowie der Montag der Bittwoche.

Dann folgt der Katalog der Feste, welche als primäre oder secundäre beizubehalten sind, nach den Decreten ddo. 27. August 1894 und 5. Februar 1895.

(Festa Primaria) und zwar duplicia I^{ae} classis. Zu diesen gehören: Weihnachten; Epiphanie; Ostern; Himmelfahrt; Pfingsten; Frohnleichnam; Unbefleckte Empfängnis; Verkündigung und Himmelfahrt Mariens; Nativitas des heil. Johannes des Täufers; Fest des heiligen Josef, Bräutigams der allerseeligsten Jungfrau; Fest der heiligen Apostel Petrus und Paulus; Allerheiligen; Kirchweih (der eigenen Kirche); Titularfest der Kirche; sowie das Fest des Hauptpatrones des Reiches, der Diöcese, oder des Ortes.

Duplicia II^{ae} classis sind:

Neujahr; Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit; Mariä Reinigung, Heimsuchung und Geburt; Dedicatio des heiligen Erzengels Michael; die Feste der elf heiligen Apostel und der vier heiligen Evangelisten; die Feste des heiligen Erzmartyrers Stephanus, der Unschuldigen Kinder, des heiligen Laurentius, der heiligen Anna und des heiligen Joachim.

Duplicia majora sind:

Verkürung des Herrn; Kirchweih von St. Johann im Patern; Maria Schnee; Schutzengelfest, Kirchweih der Basiliken der heiligen Apostel Petrus und Paulus; Fest des heil. Barnabas, sowie die Feste der Heiligen: Benedictus, Dominicus und Franciscus und diejenigen der Neben-Patrone.

Zu den Festa primaria gehören ferner die für jeden Heiligen als für ihren dies Natalitia oder quasi Natalitia festgesetzten Tagesfeste.

Für einige Orte gelten ferner als Festa primaria:

Das Fest des heiligen Gabriel, des heiligen Raphael, der dies Natalitia oder quasi Natalitia der Heiligen, sowie der Festtag, an dem die Commemoration der Heiligen stattfindet, deren heilige Leiber oder Reliquien in den Kirchen der Diöcese aufbewahrt werden.

(Festa secundaria.) Diese scheiden sich wie die obigen in duplicia I^{ae} et II^{ae} classis und duplicia majora: Zu den ersten (festa I^{ae} classis) gehört nur das Herz Jesu-Fest.

Festa secundaria II^{ae} classis sind: Namen Jesu-Fest; Kreuzerfindung; Fest des kostbaren Blutes; das Rosenkranz-Fest und das Schutzfest des heiligen Josef.

Zu den duplicia majora gehören: Kreuzerhöhung; die beiden Feste der schmerzhaften Gottesmutter; das Scapulier-

Fest; das Fest Mariä Namen; das Fest Unserer Lieben Frau de Mercede; Mariä Opferung; die Feste der Erscheinung des heiligen Erzengels Michael, der Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers, sowie die beiden Feste der Stuhlfeier Petri und Petri Kettenfeier; die Feste der Bekehrung des heiligen Apostels Paulus, sowie Pauli Gedächtnis; dann noch das Fest des heiligen Johannes vor der lateinischen Pforte.

Für einige Orte: Die Officien der Geheimnisse und der Leidenswerkzeuge Unseres Herrn; das Fest des Allerheiligsten Erlösers, sowie das Fest der heiligen Familie; die Feste des Reinsten Herzens Mariä, der Verlobung, der Mutterschaft Mariens, sowie die festa Puritatis et Patrocinii B. M. V.; die Feste der Uebertragung des heiligen Hauses von Loreto, der Erwartung des Gebärens der allerseeligsten Jungfrau, sowie das Fest Maria Hilf. Ferner die Feste: Prodigiorum B. M. V.; Apparitionis B. M. V. Immaculatae; Manifestationis B. M. V. Immaculatae a Sacro numismate, und der Gedächtnistag aller heiligen Päpste. Ebenso alle Feste des Herrn, der allerseeligsten Jungfrau unter einem bestimmten Titel, oder der Heiligen außer dem Festtage selbst, wie das Fest der Auffindung der Reliquien, Uebertragung u. eines Heiligen.

Im nachfolgenden geben wir zwei Tabellen wieder; die erste zeigt, welches Fest bei Occurrenz den Vorzug verdient; die zweite, wie bei Concurrrenz zweier Feste die zweite Vesper mit dem Officium des folgenden Tages concurrirt.

Der Gebrauch nachstehender Tabellen ist ein überaus einfacher: Man suche zuerst die Nummer jenes Quadrates auf, welche die beiden occurrirenden Feste anzeigt und wende die durch die Nummer gegebene Regel an: Ein Beispiel wird die Sache erklären. Es occurriert: ein Festum primae classis mit einem Dominica I^{ae} classis. Das Quadrat, in welchem die beiden Feste zusammenstoßen, gibt als Nummer 1 an. Die unter 1. angegebene Regel lautet: Das erste Fest wird transferiert, das Officium vom zweiten genommen, in unserem Falle: Der Dominicae I^{ae} classis hat vor dem Festum I^{ae} classis den Vorzug. Die Feste I^{ae} classis u. s. w. sind ebenfalls aus den oben angeführten Verzeichnissen ersichtlich, also ein Irrthum nicht leicht möglich. Steht in einem Quadrat keine Nummer, so ist entweder eine Occurrenz oder Concurrrenz der Feste unmöglich, oder geben die Brevierrubriken im einzelnen Falle an, was zu thun ist. Die Concurrrenz-Tabelle wird in gleicher Weise gebraucht.

Zu Tafel I geben wir noch die nachstehenden Erläuterungen: 1. Jedes Duplex = Fest, auch der Patron oder Titular der Kirche, oder die Kirchweih selbst, werden bei Occurrenz mit der Vigil von Weihnachten und Pfingsten, mit Neujahr oder dem Octavtag von Epiphanie, mit Aschermittwoch, oder mit der Charwoche, mit der Oster- und Pfingstwoche, mit Himmelfahrt, Frohnleichnam, Unbefleckten Empfängnis, Mariä

Quando concurrit.

[illegible]

Verkündigung und Himmelfahrt mit Nativitas des heiligen Johannes des Täufers, mit dem Feste des heiligen Josef, der heiligen Apostel Petrus und Paulus, und Allerheiligen, transferiert, wofern es sich transferieren läßt, andernfalls findet von ihm die Commemoration an dem Tage, auf den es fällt, statt, oder wird es ganz ausgelassen, wie in den eigenen Rubriken steht.

2. Innerhalb der Octav von Epiphanie können nur die Feste duplex I^{ae} classis in der Occurrenz und dann mit der Commemoration der Octav gefeiert werden. Andere Feste mit neun (resp. zwölf) Lectionen sollen ein= für allemal auf den nächstfreien Tag nach der Octav transferiert und dort gefeiert werden; die festa simplicia werden nur commemoriert.

3. Innerhalb der Frohnleichnam=Octav wird ein Festum semiduplex occurrens nur commemoriert, ein festum duplex translatum wird nur gefeiert, wenn es I^{ae} oder II^{ae} classis ist; die Commemoration der Octav findet stets statt.

4. Innerhalb derjenigen Octaven, in welchen die festa occurrentia gefeiert werden, findet von einem Semiduplex, welches mit dem Sonntag der Octav zusammenfällt, nur die Commemoration statt.

5. Die Commemoration des Octavtages vor Weihnachten, Epiphanie und Frohnleichnam findet stets statt, welches Fest auch immer auf diese Tage fallen mag.

6. Diejenigen Octaven, welche nicht im Kalendarium verzeichnet stehen, hören auf und können nicht mehr gefeiert werden von Aschermittwoch bis weißen Sonntag; von der Pfingstvigil bis Dreifaltigkeitssonntag ausschließlich und vom 17. December bis Epiphanie.

7. Der Octavtag wird niemals transferiert. Wenngleich also auch das Fest des hl. Johannes des Täufers, wofern es mit Frohnleichnam zusammenfällt, auf den folgenden Tag verlegt wird, so wird der Octavtag nicht transferiert, sondern derselbe am Octavtage von Frohnleichnam einfach commemoriert.

8. Steht der Kirchenpatron oder Titular des Ortes mit anderen Heiligen an demselben Tage im Kalendarium verzeichnet, und können die Feste getrennt werden, so wird in der Kirche oder an dem Orte das Fest des Patronen oder Titularen gefeiert. Die anderen Feste, welche im Kalendarium mit verzeichnet stehen, sollen ein= für allemal auf den nächsten freien Tag für immer verlegt werden. Sind die Feste, festa mit ritus duplex majus vel minus vel semiduplex, so ist das Officium derselben sub ritu semiduplici zu feiern. Sind es festa I^{ae} oder II^{ae} classis, so wird der Rang des Festes beibehalten.

9. Die Ferien des Adventes und der Fastenzeit werden stets in beiden Vespere und in den Laudes commemoriert, wenn nicht sie das Officium haben; die Quatembertage, der Montag der Bittwoche und die Vigilien nur in den Laudes. Fällt eine Vigil in den Advent, die Fastenzeit, auf die Quatembertage, oder auf ein Fest duplex I^{ae} oder II^{ae} classis, oder auf den Tag des Patronen, des Titularen oder der Kirchweih, so findet keine Commemoration, auch nicht in den Laudes statt.

Bemerkungen zu Tafel II.

1. Die Octavtage von Himmelfahrt, Frohnleichnam und der anderen *festi primaria* des Herrn haben stets die ganze erste Vesper für sich, wenn nicht ein Hauptfest I^{ae} oder II^{ae} classis vorhergeht. Ein vorhergehendes festum duplex wird commemoriert.

2. Die zweite Vesper am Octavtage der Hauptfeste des Herrn, wie Epiphanie, Ostern, Himmelfahrt und anderer, sind stets vom Octavtage; ein nachfolgendes festum duplex wird nur commemoriert, ausgenommen es sei ein Duplex I^{ae} oder II^{ae} classis. In diesem Falle würde die Commemoration des Ostertages stattfinden. Es ist zu bemerken, daß in der zweiten Vesper von Frohnleichnam keine Commemoration (des Herz Jesu-Festes) stattfindet. Fällt auf den folgenden Tag der Octavtag des heiligen Johannes des Täufers, so ist die zweite Vesper am Octavtag von Frohnleichnam, mit der Commemoration der Octav des heiligen Johannes.

3. An den Octavtagen der *festi primaria* der allerseeligsten Jungfrau, auch den besonderen irgend eines Ordens, der Schutzengel, des heiligen Johannes des Täufers, des heiligen Josef, der heiligen Apostel, findet in der ersten oder zweiten Vesper nur die Commemoration des vorangehenden oder nachfolgenden festum duplex statt.

4. In der zweiten Vesper der *festi duplicia* I^{ae} classis findet die Commemoration der *festi duplicia* oder *semiduplicia*, welche zu *festi simplicia* reducirt worden sind, nur dann statt, wenn am folgenden Tage die Commemoration solcher Feste statt hat. In diesen Vespern der *festi duplicia* II^{ae} classis findet die Commemoration solcher reducirter Feste in der I. und II. Vesper statt; nicht jedoch eines dies *infra Octavam*, außer wenn am folgenden Tage das *Officium* von diesem wäre.

5. (Reihenfolge der Commemoration): Nach der Oration des Tages findet die Commemoration 1. der *Dominica privilegiata*; 2. des Dies *infra Octavam*; 3. des Duplex majus; 4. des Duplex minus, das *ad instar simplicis* gefeiert wird; 5. des Sonntags; 6. des Tages *infra Octavam Corporis Christi*; 7. des Semiduplex; 8. des Tages *infra Octavam*, wenn letzterer simplificirt worden; 9. der *Feria major* oder der Vigil; 10. des Simplex statt.

Denselben Rubriken entnehmen wir noch folgende Aenderungen;

(Antiphon für die heiligen Cyrill und Method), deren Fest jetzt am 7. Juli gefeiert wird, da das Fest des heiligen Antonius Maria Zaccaria auf den 5. Juli gelegt worden: In II. Vesp.: Ad Magnif. Ana: Isti sunt viri sancti, facti amici Dei, divinae veritatis praeconio gloriosi, linguae eorum claves coeli facti sunt.

(Hymnus am Feste Maternitatis B. M. V.) Dominica II. Octob. Der Hymnus der Matutin hat in der dritten Zeile der Strophe Coelo Redemptor etc. folgende Abänderung erfahren: Anstatt der Worte Ubi caduca membra: finden sich jetzt die Worte: Ubi futura victima; so daß die Strophe lautet: Coelo Redemptor praetulit Felicis alvum Virginis, Ubi futura victima, Mortale corpus induit etc.

(Postcommunio für Doct. Pontif.) Ut nobis, Domine, tua sacrificia dent salutem, beatus N. Pontifex tuus et Doctor egregius quaesumus precator accedat id. für Doct. non Pontifex: Ut nobis Domine, tua sacrificia dent salutem, beatus N. Confessor tuus et Doctor egregius, quaesumus, precator accedat.

(Postcommunio für den heiligen Isidor Agricola) laudet wie folgt: Sit nobis, Domine, reparatio mentis et corporis coeleste mysterium: et praesta, ut ejus exequimur cultum, intercedente Sancto Isidoro Confessore tuo, sentiamus effectum.

* * *

P. S. Berichtigung. (Bücherverbot.) Im letzten Hefte II. S. 432 muß es in der drittlezten Zeile statt Indexcongregation heißen Ablasscongregation, und anstatt „Ja“ — Nein und umgekehrt.

Neueste Bewilligungen oder Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Von P. Franz Beringer S. J., Consultor der heiligen Ablasscongregation in Rom.

I. Für das folgende kurze Gebet zum heiligen Geist hat unser heiliger Vater Papst Leo XIII. in der Audienz des Cardinalpräfecten der heiligen Ablasscongregation am 31. Juli 1897 einen Ablass von 100 Tagen verliehen, welchen alle Gläubigen einmal des Tages gewinnen und auch den Seelen der Abgestorbenen zuwenden können.

Spiritus Sancte, Spiritus veritatis, veni in corda nostra; da populis claritatem lucis tuae, ut in fidei unitate tibi complacent.

Heiliger Geist, Geist der Wahrheit, lehre ein in unsere Herzen; gib den Völkern deines Lichtes Klarheit, daß sie in der Einheit des Glaubens dir wohlgefällig seien.

Dieses Gebetchen befindet sich unter einem Bilde, welches die Gaben und die wunderbare Wirksamkeit des heiligen Geistes den Gläubigen deutlich vor Augen führt. Der Entwurf desselben wurde von dem Herrn Gustav Peter Hag aus Frankfurt a. M. dem heiligen Vater in der Audienz vom 10. Juni 1897 vorgelegt, wobei Seine Heiligkeit diese bildliche Darstellung nicht nur gutzuheißen und zu segnen sich würdigte, sondern auch deren weiteste Verbreitung wünschte, weil sie den Absichten der Encyklika vom 9. Mai 1897 über den heiligen Geist sehr gut entspreche. Das Bild wird künstlerisch fein ausgestattet, nächstens herausgegeben und soll der Reinertrag für das Werk der Wiedervereinigung im wahren Glauben und für Missionszwecke verwendet werden. — Der obige Ablass ist aber unabhängig von dem Bilde bewilligt.

II. Gebet zum hl. Josef Calasanzius, dem Gründer der Regular-Cleriker von der Mutter Gottes für fromme Schulen (auch Piaristen oder Skolopen genannt). — O hl. Josef Calasanzius, du Beschützer der männlichen Jugend, o großer Diener Gottes, du hast so vieles und so wunderbares für die Jugend gewirkt und ihr

als Vorbild glühender Liebe, unüberwindlicher Geduld, tiefster Demuth, englischer Reinheit und jeder andern heldenmüthigen Tugend vorangeleuchtet. Durch dein heiliges Beispiel und deine ganz vom Geiste Gottes erfüllten Worte hast du sie angetrieben, böse Gelegenheiten zu fliehen, Sünde und Laster zu hassen und zu verabscheuen, die Frömmigkeit dagegen zu lieben. So hast du Unzählige dem Himmel zugeführt, hast ihnen vom Jesuskinde und seiner heiligsten Mutter reichlichen Segen erlangt. O unser erhabener Fürsprecher und liebevollster Vater, so erlebe denn auch uns, deinen demüthigen Dienern und Verehrern, einen dauerhaften Abscheu vor der Sünde; erlebe uns den Sieg in Versuchungen, Beistand in den Gefahren, Fortschritt im Studium, so daß wir zugleich mit der Fülle wahrer Weisheit, die in der heiligen Furcht Gottes besteht, auch unser ewiges Heil erlangen mögen. Amen.

Ablafs: 200 Tage, einmal täglich für alle Gläubigen, welche dieses Gebet sprechen; den Verstorbenen zuwendbar. — Leo XIII. in der Audienz des Cardinalvicars vom 19. October 1897; der Ablafs=Secretarie vorgelegt am 6. April 1898.

III. Gebet zur hl. Theresia (vom hl. Alphons von Liguori). — O seraphische Jungfrau, heilige Theresia, geliebte Braut des Gekreuzigten, schon hier auf Erden brannte das Feuer der Liebe zu deinem und meinem Gott in deinem Herzen, und jetzt erglühst du von noch größerer und reinerer Liebe im Himmel. Du hast allezeit so sehr verlangt, deinen Gott von allen Menschen geliebt zu sehen: erlebe denn, ich bitte dich, auch mir einen Funken jenes heiligen Feuers, auf daß ich die Welt, die Geschöpfe und mich selbst vergesse und daß alle meine Gedanken, alle meine Wünsche und Neigungen immerdar darauf gerichtet seien, in Freuden und Leiden den Willen jenes höchsten Gutes zu erfüllen, welches aller unserer Liebe und unseres Dienstes unendlich würdig ist. Ach erlange mir doch diese Gnade, da du ja so viel bei Gott vermagst; bewirke, daß ich gleich dir gänzlich von göttlicher Liebe erglühle. Amen.

Ablafs: 100 Tage, einmal täglich; den Verstorbenen zuwendbar. — Leo XIII. durch Rescript der heiligen Ablafscongregation vom 22. April 1898.

IV. Dreizehn Diensttage oder Sonntage zu Ehren des hl. Antonius von Padua. — Um die Andacht zu diesem Heiligen, welche sich in neuester Zeit so vielfach in Geldspenden für die Armen kundgegeben hat, zu empfehlen und zu fördern, hat Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. durch Breve vom 1. März 1898 auf immer bewilligt, daß die Gläubigen, welche an dreizehn unmittelbar aufeinander folgenden Diensttagen oder Sonntagen zu einer beliebigen Zeit des Jahres beichten, communicieren und fromme Betrachtungen oder mündliche Gebete oder andere Uebungen der Frömmigkeit zur Ehre Gottes und des hl. Antonius verrichten, an jedem dieser Diensttage oder Sonntage einen vollkommenen, auch den Seelen

des Fegfeuers zuwendbaren Ablass gewinnen können (Acta S. Sed. XXX, 478).

V. Bezüglich des allgemeinen frommen Vereines der christlichen Familien waren Zweifel ausgesprochen worden, ob die Einschreibung der Namen in die Listen nothwendig sei zum Gewinn der Ablässe oder nicht. Dafs eine solche Einschreibung stattzufinden habe, ergibt sich sowohl aus den Statuten, wie auch aus dem Ablassverzeichnis und den seither erfolgten Erklärungen des römischen Vereinssecretärs. Aus letzteren ist aber besonders zu bemerken, dafs der Pfarrer nur den Namen des Vaters oder des Hauptes der Familie nebst der Gesamtzahl (nicht die einzelnen Namen) der Glieder derselben einzuschreiben braucht. Einzelne weitere Antworten desselben Secretärs konnten jedoch den Glauben erwecken, dafs das Einschreiben aller Namen unbedingt nothwendig sei, obgleich es sich doch hier nicht um eine eigentliche Bruderschaft handelt, sondern nur um einen frommen Verein. Darum ist nun auf eine bestimmte Anfrage die Antwort vom 30. März 1898 ergangen, dafs die materielle Einschreibung, sei es der Gesamtzahl der Mitglieder jeder Familie, sei es aller einzelnen Namen (wo dies üblich ist) zwar den Statuten gemäß erwünscht und festzuhalten, aber keineswegs eine wesentliche Bedingung zum Gewinn der Vereinsablässe sei.

„A Rmo. Dno. Felice Cadène, Ephemeridis *Analecta Ecclesiastica* Moderatore, fuit propositum sequens dubium: Utrum post consecrationem familiae, quae ex statutis per formulam a Summo Pontifice adprobatam facta est, inscriptio *materialis* numeri totalis familiae, sive singulorum ejusdem membrorum, sit tantum res ex statutis desideranda et observanda, vel potius sit conditio necessaria ad indulgentias lucrandas? Resp. Ad Ium affirmative, ad IIum negative. — Ex Aedibus Vicariatus. Die 30. Martii 1898. Raph. Chimenti, Pro-Secret.“

Kirchliche Zeitläufe.

Von Professor Dr. Mathias Hiptmair in Linz.

Der kirchliche Amerikanismus in der neuen und alten Welt. Sein Ursprung und sein Wesen. Schell und einige irrige Auffassungen amerikanischer Verhältnisse. Der politische Amerikanismus und das Interesse als alleiniger Rechtsgrund. Erschütterung des Rechtsbewusstseins, illustriert durch die jüngsten Vorgänge in Italien. Ein Stück Kirchengeschichte aus England. Controverse über die englischen Weihen. John Kenit, ein Kämpfer gegen Rom.

In der modernen Geisterbewegung drängt sich ein Wort in den Vordergrund, das wir nicht mehr unbeachtet lassen dürfen. Das Wort heifst Amerikanismus. Es ist wohl nur ein sogenanntes Schlagwort, aber Schlagwörter pflegen nicht ohne Bedeutung zu sein; und es stammt aus weiter Ferne, aus der neuen Welt, aber es ist doch geeignet, das theologische oder kirchliche Cuba zu bilden, um das theilweise auch in der alten Welt wenigstens eine zeitlang

gekämpft werden dürfte. Eigentlich hat der Kampf seinen Anfang schon genommen. Als Vater des Amerikanismus gilt der Erredemptorist P. Hecker, der Stifter der Paulistencongregation in Nordamerika, einer Congregation, die sich vorzüglich aus Convertiten recrutiert. Manche behaupten, Hecker würde sich, wenn er noch am Leben wäre, für die Auslegung und Ausbeutung bedanken, die seine Gedanken und Ideen von den jetzigen Trägern des Amerikanismus erfahren und das mag zugegeben werden oder dahingestellt bleiben, da es für uns belanglos ist. Für uns handelt es sich um den Amerikanismus, wie er heute hervortritt, und da ist es der Erzbischof von St. Paul, Ireland, der ihm Inhalt und Wesen verleiht. Ireland hat seine Anschauungen in einer Vorrede zu dem Leben Heckers niedergelegt und diese Vorrede hat Abbé Felix Klein, Professor am katholischen Institut in Paris, der französischen Welt zugänglich gemacht in dem Buche: Mgr. Ireland, L'église et le siècle. Und nun finden diese Ideen von Frankreich aus Verbreitung auch in Deutschland, indem Professor Hermann Schell in seiner neuesten Schrift „Die neue Zeit und der alte Glaube“ dieselben zur Deckung seines Weges, den er eingeschlagen hat, und zum Schild seiner Stellung zu verwenden sucht. Es ist somit der gleiche Weg, den seinerzeit der Gallikanismus eingehalten hat, als er in den Febronianismus übergieng. Uebrigens ist schon Schells erste Schrift „Der Katholicismus als Princip des Fortschritts“ aus dem gleichen Geiste geboren und wird nur jetzt dessen Geburtszeugnis den deutschen Lesern durch die zweite Schrift in die Hand gegeben und dadurch auch gewissermaßen auf den Anspruch der Originalität Verzicht geleistet.

In Frankreich erfährt der Amerikanismus scharfe Zurückweisung und nur ein kleiner Bruchtheil zeigt sich dafür empfänglich, dieser Bruchtheil aber tritt aus der katholischen Kirche aus. „Bedenklich ist“, sagt Schell, „die Bewegung nur im französischen Clerus, und zwar deshalb, weil sie dort zum Austritt vieler eifriger Priester aus der Kirche und zum Anschluss an den Protestantismus führt“. Wir dagegen sagen, bedenklich ist die Bewegung überall, weil sie überall nicht die eifrigen, sondern die anderen der Kirche entfremdet und diese Erscheinung allein sollte dem Denker schon genügen, um über den Amerikanismus das richtige Urtheil sich zu bilden.

Der Amerikanismus hat sich öffentlich und feierlich der Welt vorgestellt im sog. Religionsparlament in Chicago, von dem seinerzeit auch in dieser Zeitschrift Mittheilung geschah. Dies unsinnige Schauspiel bot allerdings mehr, als wir heute Amerikanismus nennen wollen. Jener Congress war denn doch nichts anderes als die radicale Leugnung der Fundamental-Theologie und die Proclamation der dogmatischen Toleranz. Concreter und concentrirter offenbarte er sich in dem verhängnisvollen, wechselreichen Kampf um die confessionelle Schule. Die deutschen Katholiken Nordamerikas und auch ein guter Theil der Irländer halten unter großen Opfern eigene

Pfarrschulen, damit die Kinder die confessionslosen Staatschulen nicht besuchen müssen. Da gefiel es einigen, an deren Spitze Ireland stand, eine Lanze für die glaubenslosen Staatschulen einzulegen und den Kampf gegen die confessionelle Schule heraufzubeschwören. Es waren politische Rücksichten, die wir hier nicht besprechen können, welche den Erzbischof von St. Paul eine zeitlang siegreich erscheinen ließen, bis der päpstliche Delegat Satolli die wahre Natur des Kampfes durchschaut, bis der apostolische Stuhl ein Gutachten sämtlicher Bischöfe abverlangt und auf Grund dieser Gutachten den katholischen Standpunkt der Concilien von Baltimore aufrecht erhalten hat. Damit war die Sache gegen Ireland entschieden. Aber der Kampf hat in der Kirche Nordamerikas einen Schaden angerichtet, von dem die Eingeweihten bezeugen, daß er kaum mehr ausgebessert werden kann. Es wurde durch ihn das nationale Zerwürfniß hervorgerufen oder verschärft — und was das heißt, wissen wir leider nur zu gut, — es wurde der antiklösterliche Geist entfesselt und einer auf fallenden Verquickung des Kirchlichen mit dem Weltlichen das Wort geredet. Ist nun das der Amerikanismus? Gewiß sind diese Erscheinungen Ausfluß desselben, aber er ist mehr, er ist das System des religiösen Liberalismus in einem neuen ins Demokratische schillernden Kleide.

Die Gazette de Lièges nennt ihn kurzweg demokratisches Christenthum und leitet seinen Ursprung von der französischen Revolution und in letzter Zeugung vom Liberalismus her. Sowie die politische und die sociale Weltentwicklung der Gegenwart den stipes communis in der französischen Revolution haben, so hat ihn auch die diesbezügliche kirchlich-religiöse Richtung daselbst, und sowie jene zum Demokratenthum und Socialismus drängen, so treiben auch da demokratische Elemente. Die Rede, welche der Rector des amerikanischen Collegs in Rom, D'Connell, auf dem internationalen wissenschaftlichen Congress in Freiburg 1897 gehalten hat, bestätigt diese Auffassung. Indem er die politische Verfassung Nordamerikas gegenüber dem alten jus romanum preist, deutet er an, daß diese Verfassung auch für die Kirche die richtige sei, ohne auch nur mit einem Worte hervorzuheben, daß die Kirchenverfassung von Christus selbst festgesetzt und weil juris divini unveränderlich ist. Er predigt ohne Rücksicht auf den Syllabus die Trennung der Kirche vom Staate. Auch Schell citiert aus Ireland die Worte: „Die Kirche, ich bin davon überzeugt, scheut sich nicht vor der Demokratie, dieser Blüte der allgemeinen Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit; dieser Grundsätze, die in Christus und durch Christus geheiligt sind. Diese Grundsätze liest man auf jeder Seite des Evangeliums“. „Das Christenthum ist die wahre Demokratie“: das heißt Bürgerthum aller im Gottesreich“. Das Schlimme und Gefährliche in allen Schriften, die von diesem Gegenstand handeln, ist die Unbestimmtheit und die Zweideutigkeit des Ausdruckes bei blendender Phraseologie. Die schriftstellerischen Träger des

Amerikanismus sind wahre Meister in der Ideenvermengung. Wenn sie absichtlich und vorsätzlich das Publicum verwirren und irreführen wollten, was wir selbstverständlich nicht annehmen, könnten sie es unmöglich besser anfangen: so geschickt wissen sie Irrthum und Wahrheit miteinander und ineinander verschlungen auftreten zu lassen. In Schells Schrift kommt dazu noch eine entschieden irrige Darstellung amerikanischer Verhältnisse. Irrig ist, was er von Irlands Stellung zu den Deutschen behauptet. Die deutschen Katholiken Amerikas sind vom Gegentheil überzeugt. Irrig ist, was er vom Jesuitismus gegenüber einem Newman, Gibbons sagt. Wer den Cardinal Gibbons als Schriftsteller kennt, der weiß auch, daß er in dem gerade entgegengesetzten Verhältnisse zu den Jesuiten steht, als Schell — gewiß unwissend — glauben machen will. Irreführend ist auch die Berufung auf eine Rede des Cardinals Satolli, insoferne jetzt allgemein bekannt ist, daß Seine Eminenz, wie Rom überhaupt, dem Amerikanismus eine entschiedene Ablehnung entgegenbringt. Wir wollen indes den Gegenstand abbrechen, da wir für das nächste Heft eine Besprechung desselben aus Amerika selbst erwarten. Als wir die diesbezügliche Literatur lasen, kam uns das Wort der Schrift in den Sinn: *Necesse est, ut veniant scandala*. Nach einer Richtung hin sind solche Erscheinungen gut; sie dienen zum Ansporn, zur Vorsicht, zur Wachsamkeit, zum Studium, zur Vertheidigung der Wahrheit und der Kirche, und insofern muß man auch dafür dankbar sein.

Ebenso wie der kirchliche so hat neuestens auch der politische Amerikanismus in unangenehmer Weise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Trotz der Friedensvermittlung des heiligen Vaters hat Nordamerika an Spanien den Krieg erklärt und die schwer geprüfte Königin konnte wohl mit Recht die Blutschuld auf die Angreifer laden. Und ebenso wird mit Recht hervorgehoben, daß die Mächte Europas, die nicht müde werden, sich Friedensmächte zu nennen und unablässig ihren Willen, den Frieden aufrecht zu erhalten, betonen, den Rechtsstandpunkt auszusprechen und den Krieg zu verhindern sich nicht getrauten. Das Warum liegt auf der Hand. Der allgemeine Rechtsstandpunkt ist heute einzig und allein das Interesse, nicht aber ein objectives Recht. Das Interesse Italiens hat dem Papste sein kleines Land genommen; das Interesse Amerikas heischt den Besitz einiger Inseln; im Namen des Interesses bemächtigen andere Staaten sich Theile von China. Das Interesse also ist das Recht, namentlich wenn der Interessent der Mächtigere ist. In Deutschland erscheinen Schriften, welche das Thema abhandeln: die Völkergeschichte eilt einer Neugestaltung entgegen, indem sich England, Rußland und „Allamerika“ zu wirtschaftlichen und politischen Riesenbetrieben erweitern und nach Bedürfnis abschließen. Es handelt sich um die Vertheilung der Welt, und da muß auch Deutschland zugreifen als Viertes im Bunde, wenn es nicht um seine Größe und Blüte geschehen sein soll. Wenn die Sache so steht, welche Macht könnte es dann noch wagen, die eigentliche

Frage nach dem Rechte aufzuwerfen? Ist das so, dann haben wir aber auch die Definition von den Reichen der Welt, die der heilige Augustin gibt: *dempta justitia magna latrocinia*, und auch der Ausspruch Salisburys wird erklärlich, daß die schwächeren Staaten immer schwächer und die starken immer stärker werden. Freilich ist das Materialismus und nicht Idealismus und bleibt dieser schrankenlose Materialismus bei der Politik nicht stehen; denn thatsächlich beherrscht er nicht bloß die sociale Frage, sondern in weiten Kreisen auch schon die Frage der Religion. Es wird gewiß das Rechtsbewußtsein der Völker erschüttert, wie so oft geschrieben wird, aber das nicht allein, die Erschütterung geht viel weiter: das ganze religiöse Bewußtsein wird materialisiert. Wenn die Mächtigen sich an die göttlichen Gebote und die Principien der Moral nicht mehr halten, und sogar das Recht zu haben scheinen, sich über dieselben hinwegzusetzen, so wäre es ein Wunder, wenn nicht nach und nach die gleiche Anschauung und Praxis in den breiten Schichten der untergeordneten Kreise Wurzel fassen und Ausbreitung finden würden. Es ist die Erschütterung des Rechtsbewußtseins schon schlimm genug. Ein erschreckendes, blutiges Beispiel davon bot jüngsthin Italien. Da wurde in Turin das fünfzigjährige Fest der Constitution mit großem Pomp gefeiert. Senatoren, Deputierte, Minister, das königliche Haus und der König waren bei der Feierlichkeit zugegen. Der König hielt eine Rede zu Ehren der geheiligten Erinnerung an die Freiheit Italiens. Er nannte sich den Wächter dieser Freiheit. Es sei sein Stolz, sagte er, in der alten Residenz von Piemont geboren zu sein und die Krone in Rom geerbt zu haben. In Turin sei er erzogen worden zur Liebe Italiens und von der ewigen Stadt trage er das Wort der Liebe der ganzen Nation nach Turin. In derselben Aula kündigte sein Ahne der civilisierten Welt an, daß Italien bestimmt sei, eine einzige Nation zu bilden und in derselben Aula erklärte sein Vater, den Schmerzensschrei von ganz Italien zu vernehmen. . . . Und in derselben Rede mußte derselbe König es aussprechen, daß nun auch er einen Schmerzensschrei aus ganz Italien vernehme, der in das Freuden- geschrei in Turin und in das Dröhnen der Gewehre und Kanonen sich gemischt habe: den Schmerzensschrei der Sterbenden, der Hungernden, den Schmerzensschrei nach Brot und Arbeit. Vom 25. April bis 9. Mai herrschte von Nord bis Süd auf der ganzen Halbinsel Schrecken und Verwirrung, von Bari bis Mailand verbreitete sich der Aufruhr. In Faenza, in Foggia, in Ravenna, zu Rimini, Benevent, Chieti, Neapel, Livorno, Pavia, Pisa, Florenz, Prato, Pistoja, Fermo, Como, Padua und sehr vielen anderen Orten erhob sich das durch Noth, Steuern und Arbeitslosigkeit unzufriedene Volk. Am gefährlichsten war es in Mailand, wo vom 6. bis 9. Mai zwischen den Auführern und dem Militär gekämpft wurde und mehr als Hundert Todte auf der Wahlstatt blieben. Es war ein lauter Schmerzensschrei, gerichtet gegen die Regierung und das Königthum, ein Schrei

nach der Republik. Und wenn jetzt auch die Ruhe mittelst der militärischen Gewalt und des Belagerungszustandes wieder hergestellt ist, so lebt doch alles in banger Furcht, es möchte bald noch Uergeres kommen. Und wenn jetzt das Volk die Republik will, so hat König Humbert nach seinem Rechtsbegriff eben gar kein Recht, den Volkswillen abzuweisen, und wenn er es dennoch mit Pulver und Blei thut, so handelt er sehr inconsequent.

Ein Stück merkwürdiger Kirchengeschichte spielte sich in England ab, seit Leo XIII. die anglikanischen Weihen für ungiltig erklärt hat. Die Antwort, welche die zwei anglikanischen Erzbischöfe gegeben haben, wurde früher von uns erwähnt. Nun hat auch die katholische Hierarchie eine *Vindicatio* der Bulle erlassen, datiert vom 29. December 1897 aus dem erzbischöflichen Palaste Westminster mit der Unterschrift des Cardinals und seiner fünfzehn Suffraganen. Sie ist ein Meisterstück nach Inhalt und Form, der Ton ist ruhig und höflich und die Argumentation absolut siegreich.

Der Schwerpunkt der Argumentation liegt in Folgendem. Die Verfasser der *Responsio* hatten zwei entgegengesetzte Parteien zu befriedigen: die hochkirchliche und die evangelische. Die Hochkirchlichen (Ritualisten) sagten: Unsere Weihen sind giltig, weil die anglikanische Kirche glaubt, und immer geglaubt hat, daß ihre Priester Gewalt haben, Christus wirklich auf den Altar, als wahres Opfer, zu bringen; und weil unsere Ordinationsformeln diese Gewalt genügend anerkennen und ausdrücken. Die Evangelischen sagten: Unsere Weihen sind giltig, weil die priesterliche Gewalt, die der Papst verlangt, einfach ein papistischer Irrthum ist, und weil unsere Ordinationsformeln selbige absichtlich ausschließen. Zwischen diesen Strömungen hatten die gnädigen Herren zu schwimmen. Das erklärt die Undeutlichkeit und die Zweideutigkeit der *responsio*, und die allgemeine Unzufriedenheit, mit der sie aufgenommen wurde. Die katholischen Bischöfe fordern nun die anglikanischen Prälaten auf, sich klar auszusprechen. In n. 48 der *vindicatio* heißt es: „Der Zweck Ihres Briefes (der *Responsio*) war, für alle Zeiten festzustellen, was Ihre Kirche über die heiligen Weihen lehrt; und da die Lehren über die wirkliche Gegenwart und das wahre Opfer an der Wurzel unserer Controverse liegt, scheint es uns, daß wir das Recht haben, von Ihnen zu verlangen, die Zweifel zu beseitigen, welche entstanden sind, und uns in unzweideutigen Worten zu sagen, was Sie wirklich meinen“. Zuerst antwortete die Presse, jedes Organ nach seiner Richtung, hoch oder niedrig. Die Antwort des „Guardian“ verdient hier wiedergegeben zu werden. Die theologischen Leser der Quartalschrift werden den Knoten selbst lösen. „Ohne Zweifel, wenn zur Giltigkeit unserer Weihen bewiesen werden muß, daß die anglikanischen Theologen der Reformationszeit die römischen Lehren über Transsubstantiation und Messopfer hielten, dann ist die Controverse zu Ende. Aber

gerade diesen Punkt bestreiten die Anglikaner, und sie sind der Meinung, daß eminente, römische Theologen sie darin unterstützen. Die Erzbischöfe halten dafür, daß ein anglikanischer Priester das eucharistische Opfer in dem Sinne darbringt, in welchem Christus befohlen hat, daß es dargebracht werden sollte, und in dem Sinne, in welchem es in der primitiven Kirche dargebracht wurde. Sie mögen diesen Sinn unrichtig fassen, aber vorausgesetzt, daß sie ehrlich glauben, den rechten Sinn zu halten, und daß die Bischöfe, die Parker consecrierten, dieses ehrlich glaubten, wo ist denn der Fehler (*defectus*) in ihrer Intention? Die Priester heute, wie die Bischöfe vor 350 Jahren, beabsichtigen das zu thun, was Christus that, und was die katholische Kirche that im Anfange. Wenn dies nicht genügt, wenn dazu noch intendiert werden muß, zu thun, was die römische Kirche thut: dann allerdings müssen die anglikanischen Weihen drangegeben werden. Aber wollen die römischen Bischöfe dies verlangen? In diesem Falle stürmen sie eine Position, die wir nicht vertheidigen, aber sie werden sich schwer zurechtfinden mit Theologen von großem Ansehen in ihrer eigenen Kirche“.

Am 12. März endlich erschien auch die Antwort der anglikanischen Erzbischöfe selbst. Die Hauptideen dieses kurzen Documentes sind in folgenden Sätzen enthalten: „Wir sehen nicht ein, was eine weitere Discussion der Bulle nützen könnte. Wir können die Gewalt und die Auctorität, die Sie für den Papst beanspruchen, nicht anerkennen. . . . In einer Hinsicht scheint Ihr Brief den Namen einer Vindication der Bulle nicht zu verdienen. Denn, obschon die Bulle von Materie, Form und Intention unseres Ordinals handelt, nimmt sie keine directe Rücksicht auf Transsubstantiation, wogegen Sie die Annahme dieser Lehre praktisch als einzigen Beweis (*test*) der Gültigkeit unserer Weihen ansehen. . . . Die anglikanische Kirche hat ihre Position gegenüber dieser Lehre klar definiert, und wir brauchen nicht zu sagen, daß wir ihrem Urtheil herzlich beistimmen. Es ist uns einfach unmöglich zu glauben, daß die Zulassung zum Ministerium in der Kirche Christi von der Annahme einer metaphysischen Definition in mittelalterlichen Worten abhängen sollte; . . . besonders wenn wir gedenken, daß eine solche Definition der älteren Kirche unbekannt war, und von Rom erst im dreizehnten Jahrhundert öffentlich affirmiert wurde“. Das ist alles! Erinnern wir uns, daß die Anglikaner in ihrer Responsio den Punkt der realen Gegenwart so zweideutig besprachen, daß jeder seine eigene Ansicht hineinlesen kann. Die Vindicatio stellte daher die Frage: Glaubt ihr oder glaubt ihr nicht an die reelle Gegenwart? Wenn ihr nicht daran glaubt, dann ist eure Celebration kein Opfer, und euer Celebrant braucht kein Priester zu sein im katholischen Sinne. Die Erzbischöfe glauben persönlich an die reelle Abwesenheit Christi im Sacramente, aber ihre hochkirchlichen Unterthanen halten die katholische Lehre. Man kann die hohen Herren nur bedauern. Es blieb ihnen nichts anderes übrig

als Schweigen, und sie schwiegen. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß ihre Bemerkung über die Transsubstantiation durchaus unrichtig ist. Die *Vindicatio* verwendet die ganze Section XIV über diesen Punkt, und schließt wie folgt: „Da wir wünschen, alle Streitfragen, die nicht unumgänglich sind, zu vermeiden, wollen wir uns des Wortes Transsubstantiation gar nicht bedienen . . .“

Hiermit endet die Controverse. Der Sieg bleibt den Katholiken, und sie dürfen unbekümmert in ihre Zelte zurückziehen. Nicht so die Gegner. Wie die erste spanische Niederlage in Manila alle Schäden des alten Staates bloßgelegt und allen Unzufriedenen tieferen Haß und frischeren Muth eingeflößt hat, so hat auch die Niederlage der Hochkirche ihre inneren Schäden aufgedeckt und ihren zahlreichen Gegnern neuen Muth und neue Waffen geliefert. Es ist eine antikirchliche Bewegung erstanden, die jeden Tag stärker und gefährlicher wird. Sie ist direct gegen die romanisierenden Tendenzen der Ritualisten gerichtet; und ist wichtig genug, ausführlich besprochen zu werden. Schon hat sie den Wirrwarr in der anglikanischen Kirche vergrößert und wird möglicherweise die Trennung von Kirche und Staat zustande bringen.

Vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten schien der Triumph der Ritualisten gesichert. Die *Daily Chronicle*, eine leitende liberale Zeitung, schilderte am Ende September 1897 die Situation folgendermaßen: „Zweifelt irgend einer, der die Sachlage kennt, daß die von Disraeli verfolgte Partei jetzt praktisch die Oberhand in der Kirche hat? Ist es nicht augenfällig, daß die kirchliche Bewegung, die mit Wesley ansiegt . . . sich in katholischen und sacramentalischen Formen verdichtet und verhärtet hat? Das maßgebende Factum in der neuesten Geschichte der anglikanischen Kirche ist der Versuch, ihre Weihen von Rom als gültig anerkannt zu haben, und der energische Protest ihrer Führer gegen die römische Entscheidung. Diese Partei (die Ritualisten) — eine Partei voll Habilität, Eifer, Gelehrsamkeit und guten Werken — hat sich der anglikanischen Gemeinde bemächtigt, und ob recht oder schlecht, die thätigsten Kräfte in dem großen Verbande englisch sprechender Christen haben aufgehört „Protestanten“ zu sein im Sinne unserer Väter. Auffallend ist, daß die Bewegung . . . nicht romwärts wirkt. Die antirömische Gesinnung ist in den höheren Regionen vielleicht bitterer als je vorher, besonders seit der Bulle. . . . Alle Veränderungen zielen dahin ab, mehr Auctorität, mehr Gewalt für die Bischöfe, mehr für die „Priester“ zu schaffen, zuweilen auch mehr Gelegenheit für die Laien, aber immer weniger Gewalt für den Staat und die Gemeinde überhaupt“.

Der erste Angriff geschah im October 1897 und war gegen die Crucifixe und Stationen in der Markuskirche in London gerichtet. Ein unzufriedener Pfarrangehöriger verklagte seinen Pastor beim Kanzler der Diöcese wegen „Neuerungen“ in der Pfarrkirche. Zu diesen

Neuerungen gehörten die vierzehn Stationen des Kreuzweges, ein Crucifix über der Kanzel und drei an verschiedenen anderen Stellen, und endlich ein Kasten auf dem Altar (Tabernakel). Der Kläger bewies, daß diese Artikel nach Art der Katholiken gebraucht und verehrt wurden und verlangte deren Entfernung. Die Vertheidigung hielt die Kreuze u. s. w. nur für Ornamente, aber der Kanzler verordnete deren Entfernung. Eine Appellation hatte keinen Erfolg, dagegen hatte der Kreuzzug gegen das Kreuz begonnen und nahm bald größere Proportionen an.

Im Januar nahm ein Londoner Drucker und Verleger namens John Kensit den Kampf auf. Hinter ihm stand die Church Association, ein protestantischer Bund, dessen Zweck ist, den Ritualisten Einhalt zu thun. Die hochkirchlichen Neuerungen sind den Gesetzen der Staatskirche entschieden zuwider, dies gab John Kensit den Angriffspunkt. In seiner eigenen Pfarrkirche war die Communion nach dem Hochamte abgeschafft worden, weil man verlangte, daß die Communicanten nüchtern seien. Kensit notificierte nun dem Kaplan, daß er und zwei seiner Freunde am 16. Januar um 11 Uhr 15 Minuten in der Kirche St. Ethelburgas das Sacrament empfangen wollten. Zu gleicher Zeit schrieb er an den Bischof von London einen längeren Anklagebrief gegen den abwesenden Pastor, der seine 12.000 fl. Gehalt in der Fremde verschmause und gegen den römehnden Kaplan, der die protestantische Kirche in ein römisches Messhaus verwandle, Beicht höre, Weihwasser und Kerzen gebrauche u. s. w. Der Bischof antwortete: „Lieber Herr! Sie werden kein Hindernis wegen Ihrer Communion finden. Ich rathe Ihnen jedoch zu einer Kirche zu gehen, deren Gottesdienst Ihnen zusagt.“ Kensit fand dieses Briefchen sehr beleidigend und erwiderte mit einem Drohbrief, in welchem er den Bischof an seinen Ordinationseid erinnert, alle falschen und dem Worte Gottes entgegengesetzten Lehren aus der Kirche zu verbannen und die ungehorsamen Cleriker zu corrigieren und zu bestrafen. Der Schluß ist: „My Lord, ich bin entschlossen, mich solcher Verrätherei nicht länger mehr zu unterwerfen, und darum fordere ich Sie noch einmal im Namen Gottes auf, die Pflichten zu erfüllen, an welche Sie so feierlich gebunden sind.“ Am 16. Januar erschien dann ein erzbischöflicher Kaplan in St. Ethelburga und gab Herrn Kensit und Gesellschaft die Communion nach altem Gebrauch; der römehnde Kaplan dankte ab und nahm „die Götzenbilder“ mit sich weg.

Dieser erste Sieg ermunterte John Kensit zu einem neuen Angriff. Er erschien am 28. Januar in der Versammlung des Kirchenrathes (vestry meeting) und schlug vor, daß die Gemeinde eine Petition an den Bischof schicke, damit er den nichtsthunenden Rector absetze und jemanden anstelle, der sich um das Seelenheil seiner Herde kümmere und den Gottesdienst protestantisch verrichte. Dieser

Vorschlag wurde nach vielem Zank und Hader mit 24 Stimmen gegen 3 verworfen. Nun fieng aber die Presse an Partei zu nehmen und der Presse folgte das Volk. Der alte romfeindliche Schrei „No Popery!“ (keine Päpsterei!) wurde nach manchen Jahren wieder gehört und das schlummernde protestantische Gefühl wachgerufen.

Am 17. März hielt Kensit eine große Versammlung in der fashionablen Seestadt Brighton unter den Auspicien der Church Association. Brighton ist sehr ritualistisch, hat aber einen Kern von sauerbitteren Protestanten. Diese letzteren bildeten die Leibgarde des neuen Propheten und füllten den besten Theil der großen Halle. Der Präsident eröffnete das Feuer mit einer bissigen Rede gegen die Beicht. John Kensit erhob sich nun unter Applaus und Pfeifen. „Meine Damen und Herren und plumpe Ritualisten!“ fieng er an. „Gotteslästerer!“ schrie man in der Versammlung. Der Redner wurde nach jedem Satze unterbrochen; Raufereien fanden statt; Leute wurden zur Thüre hinausgeschoben oder gestoßen. Der Führer der neuen Agitation ist ein ungebildeter, grober und aggressiver Mann, klein, schwarz, bärtig, mit funkelnden Augen und rothen Backen. Er hat die Energie der Dummköpfe, nämlich Eigensinn. Für sein Werk würde er besser passen, wenn er nicht so grob und so gemein wäre. Die besseren Protestanten schämen sich eines solchen Führers, wie sehr sie auch mit der Sache sympathisiren mögen. Der Krawall in Brighton diente bloß dazu, das odium theologicum anzufachen.

Während der Charwoche entstanden neue Streitigkeiten. Am Mittwoch protestierte Kensit öffentlich gegen die Tenebrae in der Markuskirche; am Donnerstag versuchte er die katholischen Ceremonien in einer anderen Kirche zu stören; am Charfreitag gelang es ihm großes Aufsehen zu erregen. In der Guthbertuskirche wurde nach katholischer Art das Kreuz angebetet. Kensit und eine Bande junger Leute schlossen sich den Verehrern an. Als aber die Reihe an Kensit kam, nahm er, anstatt das Kreuz zu küssen, es in die Hand, hielt es empor und schrie: „O, ihr böses Volk, ihr Gözendiener, dies ist popery!“ Eine Anzahl Männer suchten sich seiner und des Kreuzes zu bemächtigen, und nach 5 Minuten gelang es, den Enthusiasten und seine Anhänger auf die Straße zu setzen. Am folgenden Tage stand er vor Gericht als Störer eines öffentlichen Gottesdienstes. Der Angeklagte redete sogleich den Richter an: „Ich bitte Sie, nichts in dieser Sache zu thun, bis der Bischof hier erscheint. Seine Anwesenheit ist wichtig für mich; es braucht aber etwas Zeit, den Herrn hierher zu bringen.“ Alles lachte. Der höfliche Richter vertagte die Verhandlung auf eine Woche und ließ John gegen Zahlung von 10 fl. abziehen. Es wurde bekannt, daß die Anklage von der ritualistischen Church Union geführt wurde, worauf gleich die Church Association die Vertheidigung und vollständige Kostentragung des Angeklagten übernahm. In der Osterwoche erschien in der Daily News ein interview des Secretärs der Church Associa-

tion, Herrn Miller. Dieser Herr sagte unter anderem: „Die Apathie der Laien ist unsere größte Schwierigkeit . . . wir sind am Vorabende einer Krisis . . . was wir wollen, ist die Abschaffung der Messe mit dem Glauben an die reelle Gegenwart . . . wir stützen uns auf die protestantische Gesinnung der mittleren und niederen Classen, und auf die Dissenters. Diese werden die Sache vor das Parlament bringen und dann wird der Unfug abgeschafft oder die Kirche wird vom Staate getrennt werden.“ Am 16. April erschien John Kensit wieder vor Gericht. Die interessanten Unterhandlungen sind leider zu lang, um hier aufgeführt zu werden. Das Ende war eine Strafe von 30 fl. oder sieben Tage Gefängnis. „Ich gehe ins Gefängnis für die Vertheidigung der göttlichen Wahrheit!“ rief der Märtyrer. Um 5 Uhr nachmittags aber war sein heiliger Eifer soweit erkaltet, daß er sich gegen Zahlung freisetzen ließ.

Am 2. Mai begab sich eine Deputation der Church Association zum Bischof von London, dem gelehrten und gemüthlichen Dr. Creighton. Sie präsentierte eine Petition mit 15.400 Unterschriften zur Vertheidigung des John Kensit. Der gnädige Herr redete vor den Deputierten eine lange Rede, die sich in das echt englische Wort zusammenfassen läßt: Let us agree to differ: wir wollen darin einig sein, daß jeder bei seiner Meinung bleibt. Er sprach mit gemüthlicher Verachtung von „den rituellen Kleinigkeiten,“ von den schlechten Folgen religiöser Verfolgung u. s. w. Das Resultat war größere Erbitterung der Partei. Noch am selben Tage fand eine Versammlung statt in Exeter Hale, wo einstimmig und mit großem Enthusiasmus folgende Resolution angenommen wurde: Wir verurtheilen die scandalöse Prevalenz offenkundiger Idolatrie, besonders in den drei Metropolitan=Diöcesen; wir geben unser herzliches Gutheiß zu dem Unternehmen des Herrn John Kensit; wir fordern die treuen Mitglieder der Kirche auf, uns zu helfen in unseren Anstrengungen gegen den Andrang des vom Bischofe beförderten Gözendienstes und zur Sammlung einer Summe von 20.000 fl. für diesen Zweck. Kensit dankte und versprach seinen Kreuzzug über das ganze Land auszudehnen. Die 20.000 fl. wurden gleich gefunden.

Kurz nachher hielt die Protestant Alliance verschiedene Meetings, die als große protestantische Demonstration beschrieben werden. Diese Alliance ist eine Art religiöser Unmäßigkeitsgesellschaft, die den Abfall von Rom als Leckerbissen kaut und wiederkaut. Natürlich wurde jetzt Kensit und sein Kreuzzug gegen die Gögendienner aufgetischt. Auch war da zu sehen „eine Ausstellung von Tortur=Instrumenten im heutigen Gebrauch der römischen Kirche. Eingang frei.“ Diese Instrumente waren einfach Bußgürtel, kleine Geißeln und sonstige freiwillige Mortificationsartikel. Zwei Entschlüsse wurden angenommen: die römische Aggression zurückzuschlagen, und die Errichtung der katholischen Universität in Irland zu verhindern.

Am 8. Mai fand eine Anti-Popery-Demonstration statt in Portsmouth. Der Bischof von Winchester consecririerte an diesem Tage eine ritualistische Kirche in jener Stadt. Während der Function versammelten sich die localen Drangemen (geschworene Papstfeinde) in den Straßen und paradierten eine rothe Fahne mit der Inschrift: „Bannet-Popery aus der englischen Kirche.“ Als der Bischof die Kirche verließ, erscholl von allen Seiten der Ruf: Sei ehrlich und geh' über nach Rom. Nieder mit Popery! Eine fromme Frau drang auf den feindseligen Haufen mit ihrem Regenschirm, und nur mit großer Mühe gelang es der Polizei, ein Straßengefecht zu verhindern.

Am 12. Mai erhielten die Katholiken eine herbe Probe der neuen, ungünstigen Stimmung sogar aus den höchsten protestantischen Classen. Bis vor zwei oder drei Jahren war der Besuch der protestantischen Universitäten den Katholiken von Rom aus untersagt. Leo XIII., auf Andrang der englischen Bischöfe und Aeligen, hob das Verbot auf, und der Herzog von Norfolk stiftete sogleich ein Hostel oder Colleg für katholische Seminaristen in Cambridge. Der nächste Schritt war vom Senate der Universität die Anerkennung dieses Hostels als gleichberechtigt mit ähnlichen schon bestehenden Collegien. Die Anfrage wurde vor einigen Monaten gemacht und so freundlich aufgenommen, daß niemand an der Gewährung dieser Gunst zweifelte. Der Senat hatte die Abstimmung für den 12. Mai fixiert. Acht Tage vorher brach der No popery-Sturm los und überschwemmte Cambridge mit Broschüren und fliegenden Blättern gegen Rom. Die Aufregung war gewaltig. 681 Senatoren — eine ganz außergewöhnliche Zahl — fanden sich ein zur Abstimmung. Die Studenten füllten den Saal und die Gallerien; viele Damen waren zugegen. Eine No Popery-Fahne wehte von der Decke, wurde jedoch von den Behörden entfernt. Das Resultat der Abstimmung war: Placet 218; non placet 463; eine Majorität von 245 gegen die Anerkennung des Hostels. Dagegen waren die protestantischen Conservativen, welche Rom besonders hassen; und die philosophischen Radicals, die alles kirchliche hassen; für die Katholiken war das liberale Element in der Universität und einige Hochkirchliche. Noch vieles muß sich ändern, ehe Rom und England sich einigen. Praktische Folgen für das katholische Colleg hat die feindselige Abstimmung nicht: die Studenten bleiben, wo sie sind und besuchen die Vorlesungen wie früher, als unattached students (nicht affilierte Studenten).

Die letzte Phase, die zu erwähnen bleibt, ist die wichtigste. Der Primas von England und die Bischöfe haben öffentlich anerkannt, daß die durch John Rensit geschaffene Situation von tiefer Bedeutung ist und nicht mit Verachtung übergangen werden kann. Dies geschah durch „die Convocation“, einer Versammlung, welche über kirchliche Sachen berathschlagt. Es waren 21 Bischöfe gegenwärtig. Der Bischof von London überreichte eine von Rensit aufgesetzte Petition, von welcher ein kurzes Resumé folgt. Die Petition des unterzeich-

neten Johann Kenjit, getauften Communicanten der Kirche Englands, zeigt: I. Dafs vielen Seelen Scandal und Kummer bereitet wird durch die Wiederherstellung der Gebräuche und Lehren der römischen Kirche — a) dafs die consecrirte Hostie nicht nur ein Emblema Gottes, sondern Gott selbst ist und Anbetung fordert; b) dafs die Consecration ein wahres Opfer für die Lebendigen und die Todten ist. II. Dafs die weite Ausdehnung dieses Aberglaubens der Nachlässigkeit der Bischöfe zugeschrieben werden muß. III. Dafs hiedurch den Laien eine große Ungerechtigkeit widerfährt . . . und Tausende von der Communion entfernt werden. IV. Dafs dieser Missbrauch schon manche Jahre geherrscht hat dank der Inactivität der Bischöfe, welche nicht durch unsere Agitation entschuldigt werden kann. V. Dafs große Uebel im häuslichen Kreise entstehen durch die Einführung der Beicht . . . VI. Dafs die Legislatur und die Königin das Recht haben, das Ritual zu regulieren, nicht aber einzelne Bischöfe und Individuen . . . VII. Dafs folgende Ornamente und Ceremonien schon von den Tribunalen als gesetzwidrig verurtheilt wurden: Albe, Birette, Casula, Rappa, Dalmatif, Tunica, Manipel, Baldachin, unnöthige Kerzen, Altar von Stein, Kreuz auf dem Altar, Crucifix, Kreuzweg; Verbeugungen vor den consecrirten Elementen und deren Verehrung; Acolyten, Schellen bei der Wandlung, Segnung des Volkes, dem Volke unsichtbare Handbewegungen, die Elevation; Weihrauch, Mischung von Wasser und Wein, der Gebrauch von Hostien anstatt gewöhnlichen Brotes. Die Verbreitung dieser Gebräuche erhellt aus folgender Tabelle.

Ornamente:

1882 — 1884 — 1886 — 1888 — 1890 — 1892 — 1894 — 1897.
336 — 396 — 509 — 599 797 — 1029 — 1370 — 1632.

Weihrauch:

9 — 22 — 66 — 89 — 135 — 177 — 250 — 307.

Altarlichter:

581 — 748 — 968 — 1136 — 1402 — 2408 — 2707 — 3568.

Gemischter Reich:

2111.

Unsichtbare Handlungen:

1662 — 2054 — 2433 — 2690 — 3138 — 3918 — 5037 — 5964.

Unter diesen Umständen hat die Kirche das Recht, von den Bischöfen zu verlangen, daß alle solche gesetzwidrige Praktiken abgeschafft werden und der einheitliche Gebrauch der gesetzlichen Rubriken wiederhergestellt werde John Kenjit.

John Denfit.

Der Erzbischof von Canterbury erklärte in einer ernstern Rede, daß es Pflicht der Bischöfe sei, die Sache reiflich zu überlegen und die nöthigen Maßregeln zu treffen. Er gebrauchte aber zugleich sein Recht des Veto, kraft welchem er jedes gerichtliche Einschreiten in

Kirchenfachen unterdrücken kann. Hiedurch sind weitere Proceſſe verhindert. Kenſit kann aber mit Wahrheit ſagen, daß ihm jetzt nichts übrig bleibt als öffentliche Gewalt gegen den „Götzendienſt“. Die Convocation wurde auf den 5. Juli vertagt, und Kenſit verſprach bis dorthin ruhig zu bleiben.

Am 16. Mai ſtand Kenſit wieder als Ankläger und Verklagter vor Gericht. Seine Klage war, daß der Officiant ihm Waſſer auf den Leib geworfen habe; die Klage gegen ihn war, daß er den Gottesdienſt geſtört habe. Der Richter war nicht imſtande zu entſcheiden, ob das Aſperges Gottesdienſt ſei oder nicht und vertagte die Verhandlung ſine die.

Linz 21. Mai.

Bericht über die Erfolge der katholiſchen Miſſionen.

Von Johann G. Huber, Stadtpfarrer zu Schwanenſtadt.

Im Laufe der langen Zeit iſt dem Miſſions-Verichterſtatter ſchon mancherlei zugeſtoßen, was ihm ſeine Lieblingsarbeit verleiden oder unmöglich machen wollte. Auch in letzter Zeit hat ſich etwas eingeſtellt, womit ihm wieder nahegelegt wird, es wäre an der Zeit, ſich von deſſelben zu verabschieden. Es ſind ihm Geſchäfte übertragen worden, welche amtlich mit dem Titel *Decanat* bezeichnet werden.

Die Bezeichnung dieſes Amtes iſt aus der Mathematik entnommen, vermuthlich, weil deſſen Obliegenheiten in nahezum Verwandtſchaftsgrade ſtehen zu den altbekannten vier *species* der genannten Wiſſenſchaft: zum addieren, ſubtrahieren, multiplicieren und dividieren.

Adduntur honores, ſubtrahuntur valores, multiplicantur onera, dividuntur opera.

Dieſer Spruch iſt allerdings mehr Reim, als Latein und muß für diejenigen, die noch nicht im Beſitze, ſondern erſt in der Anwartschaft dieſes Amtes ſind, mit einer Gegeſe verſehen werden.

„Adduntur honores“. Es iſt eine Ehre, die Stelle des kirchlichen Obern bei den Mitbrüdern des geiſtlichen Berufes und deren Pfarrgemeinden zu vertreten, und nimmt ſich ſehr ehrſam aus, zur Vornahme der canonischen Viſitation als Dechant in die entlegenen Pfarreien hinauszufahren und iſt ein Vergnügen, die friſche Morgenluft in vollen Lügen einzuathmen und als Beigabe die Büſſe und Stöße ſchlechter Wegſtrecken in Empfang zu nehmen. Dieſes letztere iſt ſehr geeignet zu dem Zwecke, daß ihm der Ramm nicht wachſe, daß es dafür ſtets das Bewußtſein aufrüttle: Du biſt doch nur ein armſeliges Menſchenkind, und wenn du unter Glockengeläute Einzug hältſt und ſtehen zum Empfange die hochwürdige Geiſtlichkeit und Vertreter der Gemeinde bereit und die Kinder in Reih und Glied, ſo wiſt du wiſſen, daß dies alles nicht deiner Perſon, ſondern dem Amte und demjenigen gelte, deſſen Stelle du zu vertreten haſt!

„Subtrahuntur valores“, ſcil. temporis et expensarum. Dieſe zweite *Species* hat allzeit einen üblen Beigeſchmack. Der ſie erkunden hat, wird ſicherlich dafür leiden müſſen, bis die letzte Steuer bezahlt, der letzte Seufzer verhaſt ſein wird über den ſo oft ungünstigen Ausgang des Kampfes zwiſchen Minuend und Subtrahend und zwiſchen Arbeit und Zeit. Solches Subtrahieren gehört auch zu den Agenden des Decanates.

„*Multiplicantur onera*“. Auch ein Decan ist zwar kein Prophet, aber doch „*homo, similis nobis, passibilis*“, und zu den Passionen, denen er vermöge des Pfarramtes ergeben sein muß, zählen auch allen voraus die edlen Kanzleigeschäfte. Diese werden nun durch das Decanat derart multipliciert, daß man hin und wieder die Dankbarkeit dafür vergißt, die Kunst des Lesens und Schreibens erlernt zu haben.

„*Dividuntur opera*“, scil. *aliorum et propria*. Zu den Obliegenheiten eines Decanes gehört es, daß er seiner Mitbrüder Arbeit im Kanzlei- und Rechnungsfache sichte, daß ihm deren Leistung im Seelsorge-Berufe und besonders im Lehramte bei der Kinderwelt nach Schulen, Classen und Abtheilungen zerlegt und mundgerecht vorgeführt werde, daß er sie wieder in neuer Berechnung und Classificierung seiner kirchlichen Behörde vorlege und dafür einstehe, ob und wie sie richtig befunden werden.

Auf Grund dieser Exegese erscheint es wohl begreiflich, daß die Beschäftigung mit diesen vier speciebus dem Streben, Missionsberichte zu schreiben, nicht förderlich sei und daß gerade diesesmal wenig Zeit für die Auslese von Missionsfrüchten übrig blieb.

Nur die alte Anhänglichkeit an dieses liebgewonnene Werk und der gute Wille, die Aufmerksamkeit auf das Missionswirken der Kirche hinzulenken und den Mitbrüdern und Schwestern, die daran arbeiten, Ehre und Dank zu zollen, ist ungeschwächt vorhanden.

So sind mir denn auch auf diesen Fahrten und Gängen von Ort zu Ort öfter als sonst die Missionäre in den Sinn gekommen, wie sie hoch zu Ross oder fürbass zu Fuß, im Karren mit Ochsengepanne oder im Kanoë ihre Wege ziehen durch wildfremde Lande, oder wie sie, auf ihren Stationen festgebannt, die längste Zeit ohne Verkehr mit Mitbrüdern bleiben müssen, wie sie von Herzen froh sein werden, wenn einmal einer derselben oder ein Missionsoberer kommt.

Unter solchen Gedanken kürzt sich der Weg und scheinen die Beschwerden desselben kaum des Fühlens wert und kommt das Wegziel in Sicht, so freut man sich heimlich der Gelegenheit, wieder mit Berufsgegnossen zu verkehren, ihr Arbeitsergebnis zu sehen und inmitte ihrer Schülerschaft ein paar Stunden zu verbringen, aus den leuchtenden Augen der Kinder ihre Freude an der heiligen Religion zu lesen, aus ihren lebhaft frischen Antworten zu hören, wie sie gut aufgefaßt und fleißig gelernt haben, aus ihrem Benehmen herauszufühlen, wie ihre Herzen denjenigen entgegen schlagen, welche die Lehre des Heiles in sie pflanzen und nach derselben sie erziehen.

Da freut man sich wieder mehr als je des priesterlichen Berufes, wenn man das Wirken der Gottesgnade sieht in christlichen Gemeinden, das Aufkeimen und Wachsen der Saat in den Kinderherzen. Gibt es auch allwärts Mühe und Schwierigkeit, so fühlt man doch die schöne Erfüllung der Worte des Herrn: *jugum meum suave est et onus meum leve*.

Es ist keine Fessel, sondern das Band der Liebe, welches der Herr um Seine Kirche schlingt, um Volk und Priesterschaft, welches uns alle in Einheit zusammenfaßt, die Brüder und Schwestern in altchristlichen Gemeinden und die in den katholischen Missionsgebieten aller Welttheile.

I. Asien.

Klein=Asien. Die Mission der Jesuiten in Anatolien arbeitet hauptsächlich auf dem Schulgebiete. Die Missionäre und die Ordensschwestern haben in 14 Schulen über 4100 Knaben und Mädchen im Unterrichte.

Mesopotamien. Die Dominicaner halten dort fünf Hauptstationen besetzt: Mossul, Mar Jacub, Dschezirah, Seert und Wan. Es gibt reichlich Arbeit. Das Armeniervolk sieht doch mehr und mehr ein, daß es einzig im Anschlusse an die katholische Kirche noch Rettung finden könne für seine Religion und Nationalität und wenden sich thatsächlich immer mehr derselben zu.

So wurden in der Diocese Dschezirah zum Beispiel in Arieß sechzig Familien, in Baikadeh dreißig Familien, in Maddeh zehn Familien in die katholische Kirche aufgenommen.

Die Hauptthätigkeit richtet sich auch dort auf die Schulen, worin auch die Ordensschwestern unermüdlche Mithelferinnen sind, sowohl im Elementarunterrichte als in Pensionaten und ähnlichen Anstalten.

Von besonderer Wichtigkeit ist das syro-chaldäische Missionsseminar in Mossul, das borige Knaben-Colleg mit 244 Zöglingen und das Pensionat in Mar-Jacub, in welchem die Zöglinge zu Lehrern herangebildet werden, die später unter ihren nestorianischen Landsleuten arbeiten und auch für die Vereinigung derselben mit der katholischen Kirche wirken sollen.

Vorder-Indien. Unsere guten Nordtiroler-Kapuziner bringen in ihrem letzten Jahresberichte wieder mancherlei Botschaft aus ihren Missionsgebieten Bettiah und Nepal.

Dieselben haben in der Zeit der Hungersnoth empfindlich gelitten, aber auch viel gewonnen. Die Missionäre theilten, was sie hatten, mit den Nothleidenden, jedoch hielten sie bei den Arbeitsfähigen an dem Spruche fest: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen! und hielten die Leute, die zu ihnen Zuflucht genommen hatten, zu einer festen Tagesordnung an, mit Gebet, Arbeit und Unterricht abwechselnd, und die sich dieser fügten, hatten auch ihr Essen. Dadurch wurden viele für das Christenthum gewonnen und hat die Mission durch Nothbauten, die ausgeführt wurden, um den Leuten Verdienst zu geben, auch vielerlei praktische Einrichtungen, Verkehrswege, Austrocknen von Sümpfen u. dgl. zustande gebracht.

Diesen verdankt auch die neue Station Dossia ihr Entstehen, der Bau des Missionshauses und Gründung einer kleinen Christengemeinde. Die Waisenhäuser erhielten um diese Zeit auch reichen Kindersegen. Die Mission erhielt Nachhilfe durch das Eintreffen von drei Patres, zwei Laienbrüdern und fünf Kreuzschwestern. Dafür hat sich auch der Senfemmann gemeldet und holte sich die zwei kräftigsten heraus: P. Vincenz Grüner, 37 Jahre alt, sechs Jahre in der Mission thätig und Fr. Arcadius Rigl, einen Riesen an Gestalt, Kraft und Gesundheit, erst sieben Monate in der Mission; beide starben an Sonnenstich.

Zur Erhöhung des Kreuzes stellte auch die Cholera sich ein, die aus den Anstalten über 100 Kinder mitnahm.

Das Gebiet dieser Mission hat über dreizehn Millionen Heiden und Mohamedaner. Die bisherigen Erfolge zeigen, daß es aller Unterstützung wert sei.

Diocese Nagpore. Bischof Msgr. Pelvat meldet in den „Freiburger katholischen Missionen“, daß die Wunden, welche die Hungerjahre

der Mission geschlagen haben, noch lange nicht vernarben und daß die Mission leider nicht imstande sei, das zu leisten, was sie jetzt so gerne thun möchte.

Es hat die Regierung in provisorischen Zufluchthäusern 20.000 verlassene Kinder gesammelt, die nun nach und nach vergeben werden an alle, die solche haben wollen. Bisher sind solche Angebote gekommen, am meisten von Seite der Moslim, der Heiden und protestantischen Missionsgesellschaften. Die katholische Mission hat nicht mehr die Mittel, solche Angebote zu stellen. Wie inständig bittet sie um Almosen, um doch einige dieser Kleinen, die sonst dem wahren Glauben verloren gehen müssen, retten zu können!

Aus der Erzdiocese Pondichery kommen dieselben Meldungen und Bitten. Die Missionäre leisten, was nur in ihren Kräften steht.

Zu Weihnachten wurden 100 Katechumenen getauft und ist seither das Katechumenat neuerdings überfüllt; aber es sind durchwegs arme Leute, die während ihrer Vorbereitung zur heiligen Taufe auch von der Mission vollständig erhalten werden müssen.

Diocese Puna. Aus der Mission Sangamner meldet P. Weishaupt S. J., daß er 1897 über 450 Heiden zur heiligen Taufe gebracht und 225 früher Bekehrte auf heilige Beicht und Communion vorbereitet habe.

Besonders freudig ist, daß seine Neubefehrten zur Zeit der Hungersnoth gegenüber den vielfachen Versuchen der Protestanten, welche sie durch Anerbieten von Geld und Kleidungsstücken an sich zu locken suchten, sich standhaft ablehnend und ihrem Glauben treu gezeigt haben.

In dem Clericalseminar in Putempally (unter Leitung der Carmeliten) wurden zu Weihnachten 14 Priester geweiht, zwölf für den syro-chaldäischen, zwei für den lateinischen Ritus. Einer davon ist Convertit aus einer hohen Kaste. Die Weihe desselben bedeutet einen Bruch mit dem unüberwindlich scheinenden Vorurtheil des Kastenwesens.

Nach diesem besteht nämlich der Grundsatz, daß jeder durch die Befehrung zum Christenthum seine Kaste verliere und als kastenlos verächtlich sei. Selbst unter den Befehrten spukt dieser hässliche Irrwahn fort. So kam es, daß man dieses Jünglings wegen, als er bald nach seiner Befehrung wegen seiner ausgezeichneten Anlagen in das Seminar aufgenommen wurde, eine ungeheuerliche Agitation entwickelte und nicht nachgab, bis er zum Scheine entlassen wurde. In Wirklichkeit schickte man ihn in das Seminar von Quilon, wo ihn Niemand kannte. Nach Vollendung der Studien kam er zurück und empfing die Priesterweihe.

Dieses Kastenwesen ist unter dem dortigen Volke das größte Hindernis der Befehrung, und doch kann das Christenthum allein imstande sein, dieses Umding auszurotten, freilich erst in unabsehbarer Zeit.

Ost-Bengalen. In der Diocese Dacca ist infolge des bereits gemeldeten Cyclonsturmes (24. October 1897) ein unbeschreibliches Elend eingetreten.

Alle Wohnungen sind zerstört, die Reisernute gänzlich vernichtet, ansteckende Krankheiten haufen unter den ausgehungerten Volksmassen. Der Bischof steht dem Andrang seiner nothleidenden Schäflein, selbst aller Mittel entblößt, gegen über und bittet flehentlich um Hilfe.

Hinterindien. Das apostolische Vicariat Süd-Tongking hatte im letzten Berichtjahre 3434 Tausen Erwachsener und damit eine Gesamtzahl von 104.900 Katholiken; das apostolische Vicariat Nord-Tschina

zählte ebenfalls 4226 Taufen von Erwachsenen und 37.193 Katholiken. Beide Vicariate sind aber durch einen Taifun entsehtlich mitgenommen worden.

China. Im apostolischen Vicariate Süd=Schansi arbeiten die holländischen Minoriten. Ihre Gemeinden haben 8750 Katholiken, dazu jetzt 2080 Katechumenen, 383 sind zur Taufe gelangt, die Schulen haben 1200 Schüler.

Apostolisches Vicariat Kiang=nan. Die Station Lo=ka=pang unter Leitung eines chinesischen Priesters hat eine musterhafte Gemeinde, an den Osterfeiertagen fanden sich ihrer 1200 beim Empfange der Sacramente ein.

In Su=tjchen, einer großen Stadt mit 500.000 Bewohnern, zählt die katholische Mission allerdings erst gegen 300 Christen, aber zumeist aus den angesehensten Familien. Sie haben schon wiederholt in Verfolgungszeiten Proben ihrer Standhaftigkeit abgelegt und ist zu hoffen, daß diese kleine Gemeinde als kräftiger Sauerteig nach und nach die Massen des Volkes durchbringen werde.

Apostolisches Vicariat Ost=Hupe. Die Zahl der Katholiken hat seit 1871, da sie von den Franciscaner=Missionären übernommen wurde, doch um die Hälfte zugenommen und ist jetzt über 16.000 gestiegen.

Besonders günstige Erfolge ergeben sich in Utschangsu, welches lange trotzigen Widerstand leistete, nun aber im letzten Jahre 1000 Befehrungen brachte. Tegangsu hat auch einige hundert Neubefehrte, die meisten aus einer vegetariarisch lebenden Secte, die es aber auch mit den kirchlichen Geboten strenge halten und gerade dieser strengen Richtung wegen von den Heiden besonders angefeindet werden. Ganloufu brachte in einem Jahre 200 Taufen Erwachsener und nahe an tausend Katechumenen. In Sipancho hatten etwa 200 Christen um den Bau einer Kirche gebeten; derselbe wurde ihnen zugesagt für die Zeit, wenn einmal ihrer tausend wären; in kurzer Zeit war diese Zahl schon überschritten; leider fehlen noch die Mittel zum Kirchenbau. Auch die Bezirke Hanjangsu und Hoantschou bleiben hinter den übrigen nicht zurück.

Apostolisches Vicariat Tsch=kiang. Das Priesterseminar in Du=kauei=Sain wurde vergrößert und konnten 17 Zöglinge aufgenommen werden.

Aus einem Berichte an die Freiburger kathol. Mission ergibt sich, daß die Zöglinge (d. Z. 44) unter guter Leitung stehen und vom besten Geiste beseelt sind. Die aus derselben hervorgegangenen Priester zeigen einen großen Wettstreit, alles zu leisten, was die europäischen Missionäre thun.

Apostolisches Vicariat Süd=Schantung. Nach dem letzten Jahresberichte wurden 2089 erwachsene Heiden und 7236 Heidenkinder in Todesgefahr getauft, die Gesamtzahl der Christen ist über 16.500 hinaus. Das Priesterseminar hat sieben Alumen, das Knabenseminar 20 Zöglinge, in 121 Schulen sind 1600 Kinder, an deren Unterricht 260 Katechisten, Lehrer und Lehrerinnen wirken.

Im apostolischen Vicariate West=Suchuen beträgt laut letztem Jahresberichte (Pariser=Seminar) die Zahl der Taufen von Erwachsenen 1037, dazu 1153 Taufen von Kindern christlicher Eltern und 31.000 Heidenkindern in Todesgefahr. Die Haltung der sogenannten Gelehrten, die bisher am meisten Hindernisse bereitete, wird allgemach ruhiger.

Apostolisches Vicariat Kiang=nan. Die Mission der Jesuiten, weist im letzten Jahresberichte die Taufen von 2249 Erwachsenen, 2900 Christen=

findern und gegen 32.000 Heidenkindern auf, in 738 Schulen sind 14.200 Schüler.

Im apostolischen Vicariate West-Tongking sind im letzten Jahre wieder 300 Heiden in das Katechumenat aufgenommen worden.

Dieser Erfolg hat freilich wieder einen Rückschlag verursacht. Die Mandarinen haben wieder neue scharfe Verordnungen gegen die Religion der Fremden an ihr Volk hinausgegeben und mit ihren Drohungen wieder viele eingeschüchtert.

Laut einer statistischen Tabelle (Freiburger katholische Missionen) zählt die katholische Mission in China 38 apostolische Vicariate und eine Präfectur und unter einer Bevölkerung von 450 Millionen bei 626.500 Getaufte, vertheilt auf 7565 Stationen mit 3910 Kirchen und Kapellen. In 34 Priesterseminarien und 22 Knabenseminarien sind 979 Zöglinge für den einheimischen Priesterstand; höhere Lehranstalten bestehen 91 (dazu sind auch die Katechistenschulen gerechnet), mit 3988 Zöglingen, in 3003 Elementarschulen sind 49.066 Schüler, außerdem gibt es noch 71 Mädchen-Anstalten mit 2500 Zöglingen und 231 Waisenhäuser mit 13.500 Kindern, ferner 44 Spitäler, 94 Asyle und 39 Armen-Apotheken, neun von der Mission geleitete Ackerbauschulen.

Es arbeiten in der Mission 760 europäische und 409 einheimische Priester, 73 Brüder, von 37 weiblichen Ordensgenossenschaften sind 979 Schwestern in verschiedenen Arbeitsfächern der Mission thätig.

Korea. Das Missionsseminar (Knaben- und Priesterseminar vereinigt) hat bis jetzt sechs Priester in die Mission gestellt.

Dieselben leisten treffliche Dienste und liefern in ihrer Haltung und Wirksamkeit den besten Beweis dafür, daß die Heranbildung eines einheimischen Clerus eines der nothwendigsten Mittel für das Gelingen der dortigen Mission sei. Leider sind die Mittel so beschränkt, daß immer nur wenige aufgenommen werden können.

Ceylon. Auf dieser Insel hat die katholische Mission seit 50 Jahren einen erstaunlichen Aufschwung genommen, besonders auf dem Schulgebiete. Vor 50 Jahren hatte man eben die ersten schwächlichen Anfänge damit gemacht. Derzeit zählt zum Beispiel die Erzdiocese Colombo allein 313 Missionschulen, in denen 24.736 Kinder unterrichtet werden. Die Gesamtzahl in allen Schulen der Insel ist: 175.658 Knaben und 42.700 Mädchen.

Eine prächtige Entwicklung zeigt das St. Joseph-Colleg in Colombo, welches unter Leitung der Oblaten M. J. im jetzigen Schuljahre über 500 Zöglinge zählt, darunter $\frac{4}{5}$ Katholiken.

Laut letztem Jahresberichte wurden außer 74.000 Kindern auch 1069 erwachsene Heiden und 725 aus dem Protestantismus Bekehrte getauft.

II. Afrika.

Ägypten. Mühselig, aber ebenso segensreich arbeiten die Franciscaner-Ordensschwestern in 14 Niederlassungen. Die Zahl der von ihnen verpflegten Waisen Kinder beträgt 600. Ihre Schulen sind überfüllt; freilich muß für die meisten Schülerinnen auch die Verpflegung beige stellt werden; die armen Schwestern sind in schwerer Bedrängnis und wissen die Kosten für ihre Pfleglinge nicht mehr aufzubringen.

Äquatorial=Afrika. Die weißen Väter im apostolischen Vicariate Nord=Nyanza können mit Freuden wieder neue Erfolge den Freiburger katholischen Missionen melden.

Ihre Hauptfreude ist das Knabenseminar in Kisubi (früher in Villa Maria in Buddu). Die Studenten entsprechen ganz gut den Anforderungen der Wissenschaft und sind in religiöser und sittlicher Haltung sehr brav.

Außerdem arbeiten die guten Patres auch in der Mission unter den Negeren, deren viele schon getau't sind, noch viel mehr als Katechumenen den Unterricht bereitwillig aufnehmen.

Aus den Neubefehrten des weiblichen Geschlechtes sind eine schöne Anzahl in eine Genossenschaft vereint, wo sie zu Ordensschwestern herangebildet werden.

In den fünf apostolischen Vicariaten dieses Gebietes (Ober-Kongo, Tanganyika, Unanyembe, Süd=Nyanza und Nord=Nyanza) hat die Mission überhaupt großen Aufschwung genommen.

Es bestehen 28 Hauptstationen. Die Zahl der Getauften ist 41.000, die der Katechumenen 132.000, in 48 Schulen sind 2600 Schüler, in 16 Waisenhäusern 1200 Pflöglinge, für Nachhilfe ist gesorgt durch mehrere Katechisten-schulen und 1 Seminar.

Nord=Nyanza hatte allein im letzten Jahre 8000 Tausen Erwachsener und 4300 Kindertaufen.

Apostolisches Vicariat Ober-Nil (Britisch-Uganda) zeigt ebenfalls eine schnelle kräftige Entwicklung. Seit die Millhiller-St. Josef-Missionäre dieses Gebiet vor 2½ Jahren übernommen haben, ist die Zahl der Getauften von 200 auf 1200 gestiegen, die Zahl der Katechumenen von 1000 auf 6300. Im letzten Jahre wurden 588 Erwachsene getauft, 2.100 Beichten gehört, 10.900 heilige Communionen gespendet.

Nährend ist die Schilderung, wie in den Katechumenaten sorgfältig gearbeitet wird und wie diese guten Leute mit bestem Willen die Mühen des langen Unterrichtes standhaft ertragen, welche Freude sie zeigen, wenn sie nach überstandener Prüfung zur heiligen Taufe zugelassen werden und wie eifrig sie dann ihre Religion üben.

Leider ist diese Mission wieder von schwerer Heimsuchung betroffen worden.

In der Station Mulahja hatten sie unter unfäglichen Mühen die Missionsbauten fertig gestellt, Kirche, Missionshaus und Katechumenat und waren überglücklich, als am 24. September 1897 die Einweihung unter Jubel des Volkes stattfand. Tags darauf wurde von einem raschüchtigen Feinde Brand gelegt, durch welchen die Missionsbauten sammt allen Geräthen zerstört wurden. Die Kirche blieb doch erhalten. Nun muß wieder Alles von vorne begonnen werden. Sie bitten um Brandsteuer.

Noch bedenklicher wird für die Mission der kriegerische Aufstand, der mit rasender Schnelligkeit um sich griff.

Es stehen sich gegenüber die europäischen Ansiedler und auf ihrer Seite die Eingeborenen und andererseits die Nubier, Soldaten der englischen Regierung. Der Ausgang wird auch über Sein und Nichtsein der katholischen Mission entscheidend sein.

Apostolisches Vicariat Nyassa. Für dieses wurde Msgr Dupont als neuer Oberhirt ernannt. Die weißen Väter machen dort gute Eroberungen. So wird zum Beispiel gemeldet, daß die neue Station Kaiaambi in Ubenba schon 1000 Katechumenen zähle.

Madagascar. Auf Antrag der Propaganda wurde vom heiligen Vater die Errichtung eines dritten apostolischen Vicariates auf dieser Insel beschloffen.

Apostolische Präfectur Basuto-Land. Die Oblaten-Missionäre bringen es in der vor 30 Jahren gegründeten Mission Korokoro, die sich lange unfruchtbar zeigte, nun auch zu größeren Erfolgen: sie zählen nun 800 Befehrte und haben für dieselben ein hübsches Kirchlein, Schule und ein Klosterlein für Ordensschwestern.

Von dort aus wurde die Station Massabiella gegründet, die nun auch 150 Katholiken zählt und schon mit Kirche, Schule und Schwestern-Anstalt versehen ist. In Mont-Olivet wurden zu Weihnachten 30 Nattern getauft, in Maseru der Kirchnebau vollendet; eine neue Station wurde in Mathaleng gegründet, in Emoheni wurden zu Weihnachten 10 Zulu zur heiligen Taufe gebracht.

West-Afrika. Apostolisches Vicariat Ubanghi. Die Freiburger katholischen Missionen bringen einen Bericht, welchen der apostolische Vicar Msgr. Ugouard an Se. Eminenz Cardinal Ledochowski über seine letzte Rundreise durch sein Gebiet erstattet hat.

Daraus ergibt sich, daß diese von den Vätern vom heiligen Geiste besetzte Mission mit großen Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen habe, aber doch mehr und mehr freudige Erfolge erringe.

Brazzaville ist in sicherster Lage und dient als Centrale für die ganze Mission und ist als solche gut eingerichtet. St. Ludwig, an der Einmündung des Ubanghi in den Kongo hat gut besuchte Schulen, um diese Station haben sich in 2 Ortschaften Eingeborene angesiedelt, die sich vor ihren gefährlichen Nachbarn dorthin geflüchtet haben, den Menschenfressern des Stammes Bondzcho. Inmitten dieser Kannibalen liegt die Station St. Paul von den Stromschnellen. Bei diesem Volke geht die Menschenflächtereier für den Kochherd tagtäglich vor sich, meist an Kindern von 10—15 Jahren. Was sich flüchten kann, kommt zur Mission, die nun ein großes Dorf mit 1200 Bewohnern zu versorgen hat. Die Missionäre harren furchtlos aus und erweisen auch den Kindern und Kranken dieser wildesten der Wilden soviel Gutes, daß diese heillosen Bondchos doch anfangen, sie zu achten.

Die Mission „von der heiligen Familie“ bei den Banzins ist weniger gefährlich und erzielt rascher ihre Erfolge, besonders seit der Sohn des Häuptlings getauft ist und sogar als Katechist gute Dienste leistet.

Die Mission „von der unbefleckten Empfängnis“ am Alima-Flusse steht noch in den ersten Anfängen, ebenso St. Madegundia.

Die Mission hat 500 Kinder, die sämtlich dem Schicksale der Hinföhlachtung entrisfen wurden, in Pöfle und Unterrichts. Auf ihre Heranziehung ist große Hoffnung zu setzen, aber diese verursacht so große Kosten, daß die Missionäre nicht mehr wissen, woher sie das Nöthige zu deren Pöfle aufbringen sollen. Sie bitten um Nachhilfe mit Almosen.

Apostolische Präfectur Ober-Gimbebafien. Aus diesem Arbeitsgebiete der Väter vom heiligen Geiste bringen die Freiburger katholischen Missionen eine Schilderung aus der Station Caconda.

Es wurde dort mit einem Waisenhaus der Missionsanfang gemacht. Die gute Pöfle der Waisenkinder, die sämtlich ordentlich gekleidet einher giengen, erregte das Wohlgefallen und Verlangen der jungen Leute. Eine Arbeitschule mit 12 jungen Negeren war die nächste Folge, darauf schloffen sich immer mehr auch dem christlichen Unterrichte an, wurden Katechumenen, zogen andere

nach sich und die Zahl der Getauften wuchs von Jahr zu Jahr. Mittlerweile kamen Ordensschwestern und begannen ihr Wirken bei der weiblichen Jugend; viele dieser Schwesterzöglinge sind nun mit jungen Christen vermählt und so erstanden eine Reihe von Christendörfern, die stets einen Anziehungspunkt für die Heiden der Umgebung bilden.

P. Riedlinger ist unermüdetlich auf dem Wege von Ort zu Ort, hoch zu Ross, mit dem Taufwassergefäße und dem Arzneikästchen vor sich, das Gewehr schußbereit, — das ist unumgänglich nöthig, denn das Gebiet wimmelt noch von wildem Gethiere, Löwen u. dgl.

Eine Kirche, Ziegelbauwerk, ist fertiggestellt, im vorigen Jahre wurde zu Frohnleichnam das erstemal die Procession in schönster Weise gefeiert.

Französisch Kongo. In der Mission Loango bringt das Seminar für einheimische Zöglinge schon gute Früchte. Die älteren Zöglinge greifen neben ihren Studien schon hin und wieder in das praktische Missionsleben ein, indem sie bei Besuchen ihren Landsleuten schon Religionsunterricht geben, deren Kranke pflegen, ihnen Beistand im Sterben und an den armen dienstunfähigen Sklaven Samariterdienst leisten.

Einer dieser Seminaristen hat auf regelmäßigen Ausflügen in 16 Ortschaften der Lagunen-Inseln dem Christenthum Eingang verschafft. Im letzten Jahre wurden in der Loango-Mission 200 Erwachsene getauft.

Portugiesisch Westafrika. Die Väter vom heiligen Geiste haben in den Gebieten von Mossamedes, Benguella, Loanda und Kongo 58 Priester, 69 Brüder und 33 Schwestern an der Arbeit in 24 Stationen, in 22 Schulen sind 1800 Kinder.

In Senegambien wurde eine neue apostolische Präfectur errichtet und den Vätern vom heiligen Geiste übergeben. Sie trägt den Namen französisch Guinea.

III. Amerika.

Nordamerika. Apostolische Präfectur Alaska. Seit 1896, da dieses Gebiet von der Jurisdiction des Bischofes von Vancouver-Inland ausgeschieden und als eigene Präfectur errichtet wurde, hat die Mission manche neue Erfolge zu verzeichnen. Trotz der Schwierigkeit, daß nämlich an den günstig gelegenen Posten überall schon protestantische Sendlinge sich niedergelassen hatten, haben die katholischen Missionäre überall, wohin sie kommen, auch festen Fuß gefaßt.

Nach dem letzten Jahresberichte haben die Jesuiten-Missionäre schon neun Haupt- und ebensoviele Neben-Stationen besetzt. In der Mission unter den Eskimos an der Yukon-Mündung arbeiten die Patres Barnum und Robaut auch an der Herausgabe einer Grammatik und eines Wörterbuches in der Innuit-Sprache. Vier Stationen sind auch mit Schwestern besetzt.

In Alaska hat die katholische Mission nun eine neue Arbeit übernommen: die Seelsorge bei den Arbeitern in den Goldminen. Die Aufschließung dieser Goldminen, die schon seit 1880 großartig betrieben wird, hat eine Unzahl von Goldsuchern aus aller Herren Länder in jene unwirtlichen Gebiete geführt, darunter auch viele Katholiken, welche dringend der Priester bedürfen.

Darum wurde die Stadt Juneau und Douglas mit Priestern besetzt, auch mit Ordensschwestern aus Canada, welche den Unterricht der Kinder und den Spitalsdienst bei den erkrankten oder zu Krüppeln gewordenen

Arbeitern versehen; auch in Sitka, dem russischen Stapelplatz, ist ein Missionsposten und haben dort die Priester auch eigentliche Missionsarbeit unter den Thlinkit-Indianern begonnen.

Noch viel großartiger gestaltet sich in neuester Zeit der Andrang von goldsüchtigen Leuten zu den Goldminen und Goldfeldern am Yukon und am Klondike. Auch dahin mußten die katholischen Missionäre folgen und arbeiten seit 1894 unter denselben. Der erste derselben war P. Judge, der zwei Jahre ganz allein die Seelsorgearbeit leistete und daneben noch in der Umgebung bei den Tselik-Indianern die Mission eröffnete.

Britisch Nordamerika. Am Klondike, dem allerneuesten Eldorado, ist das Zufließen der Einwanderer am ärgsten.

Was darüber in den Freiburger katholischen Missionen zu lesen ist, 3. B. die Schilderungen von diesen Zügen über die von Schnee und Eis starrenden Gebirge, über die Anstrengungen und Entbehrungen, denen sich die Leute unterziehen müssen, klingt geradezu fabelhaft.

Auch dahin ist P. Judge vorgebracht und nach ihm einige Ordensschwwestern und konnte in Dawson-City bereits Schule und Spital eröffnet werden.

Manitoba. Ein friedlicheres und viel schöneres Bild bietet eine Schilderung der Freiburger katholischen Missionen über die Entwicklung der katholischen Mission in dieser Provinz.

Vor 60 Jahren sind die ersten katholischen Missionäre dorthin gekommen. Sie fanden noch die ursprüngliche Wildnis im unbestrittenen Besitze der Indianer. Seither ist durch zahlreiche Einwanderung weißer Ansiedler die Wildnis in fruchtbare Ländereien umgewandelt. Dörfer und Städte wuchsen empor und ist z. B. Winnipeg, wo vor 30 Jahren nur etliche Hütten standen, jetzt eine Stadt mit 35.000 Einwohnern. Die Gesamtbevölkerung zählt schon über 193.400 Seelen. Für die Missionäre, 45 Weltpriester und 42 Ordenspriester, zum größten Theile Deutsche, gibt es Arbeit in Hülle und Fülle und überall erfreuliche Erfolge.

Am Oberen-See, in den weiten Gebieten, wo einst die Mission unter den Huronen, Irokesen und anderen Stämmen an den großen Seen eine so herrliche Wirksamkeit entfaltete, hat sie jetzt nur noch Arbeit unter den spärlichen Resten der Indianer.

P. Specht S. J. hat in 15 Bezirke verstreut noch gegen 14.000 Indianer und Mischlinge, darunter noch etliche hundert Heiden. Die Arbeit ist mühevoll wegen der ungeheuren Wegestrecken.

Süd-Amerika. Brasilien. Ein Bericht (Freiburger Missionen) bespricht das Wirken der Kapuziner-Missionäre in der Diözese S. Luiz-Maranhao-Pianhy. Auf drei Stationen vertheilt arbeiten zwölf Patres und fünf Brüder in der Mission unter den heidnischen Indianerstämmen und leisten noch viel mehr Arbeit unter dem Christenvolke, als Ersatz für den großen Priester-mangel.

Diese Diözese hat eine Ausdehnung von 761.681 Quadratkilometer (bedeutend größer als ganz Oesterreich-Ungarn). Die Bevölkerungszahl ist 780.000, einschließlich 10.000 Wilde, die noch in schwer zugänglichen Waldgebieten haufen. Die Zahl der vorhandenen Weltpriester ist nicht angegeben; der Bericht sagt nur, daß jede größere Stadt Deutschlands mehr Geistliche besitze, als dort das ganze Land. Daraus läßt sich begreifen, was der Bericht über die Arbeitsleistung der Kapuziner erwähnt, wie zum Beispiel P. Marcellus auf einer Missions-Rundreise in 100 Tagen 200 Predigten hielt, 1386 Tausen, 40.237 Firmungen und 33.500 Communionen spendete. Die Gesamtleistung der Kapuziner in diesem Gebiete war im letzten Jahre: 23 Tausen an Heiden, 97.200 heilige Firmungen, 100.000 heilige Communionen.

Ecuador. Der schon gemeldete Ansturm des Freimaurerthumes hatte sich auch auf die Jesuiten geworfen.

In Riohamba war das Colleg der Jesuiten erstürmt worden und die Patres wurden in das Gefängnis abgeführt. Der Protest des katholischen Volkes bewirkte wieder ihre Freilassung und sie setzen ungehindert ihr Unterrichtswerk fort.

In Quito, wo die Radicales ebenfalls die gewaltsame Entfernung der Jesuiten durchsetzen wollten, ist ihr Vorhaben auch vereitelt worden, ebenso konnten die Jesuiten in Piso mitten in diesen Unruhen ihre Studienanstalt vergrößern und besser ausstatten.

Dagegen ist es den Freimaurern gelungen, die Napo-Mission unter den Indianerstämmen am oberen Marañon aufzuheben; sogar die Schwestern, welche in Archidoma eine Indianer-Mädchenschule leiteten, mußten als staatsgefährlich diesen Posten verlassen und das arme Indianervolk ist nun aller geistlichen Hilfe beraubt.

Dafür übernahmen die Jesuiten die Mission unter den etwa 5000 Indianern in Bambisa.

IV. Australien und Ozeanien.

Apostolisches Vicariat Neupommern. Bischof Msgr. Couppé meldet neue Erfolge, deren Zeuge er auf der letzten Rundreise in seinem Missionsgebiet gewesen ist.

In Ramandu hatten sich 2000 Eingeborne aus jenen Districten eingefunden, die von der Regierung noch immer den Wesleyanern vorbehalten sind. Sie baten wieder flehentlich um katholische Missionäre, die ihnen leider nicht gegeben werden können, solange die Regierung nicht Religionsfreiheit gewährt.

In Buna Marita ist mit der Taufe von 24 Frauen die Zahl der Christen auf 145 gestiegen, in Takubar wurden 11 Männer nach sorgfältiger Vorbereitung getauft; unter dem Eindrucke der schönen Feier traten 21 Männer sofort in das Katechumenat ein.

Aus Buna Pope berichtet P. Dick über seine Arbeit bei den Kanachen, deren Gleichgiltigkeit die Geduld des Missionärs auf harte Probe stellt.

Sie melden sich scheinbar eifrig zum Unterrichte, aber sobald derselbe beginnt und die prima lectio brevis überstanden ist, kommen sie nur mehr nach Belieben. So oft der Missionär an das gegebene Versprechen erinnert, wird es erneuert und ebenso wenig gehalten. Eine Eigenthümlichkeit, welche die Sache noch schwieriger macht, ist, daß die Weiber sehr für die Wesleyaner in Takubar eingenommen sind und alle Einladung des Missionärs stets mit großer Seelenruhe dahin beantworten: Die Männer gehen zu dir und wir nach Takubar!

Bei all dem bleibt der Muth des Missionärs aufrecht und die Sache geht doch langsam vorwärts.

Apostolisches Vicariat Gilbert-Inseln. P. Lebean arbeitet auf der Insel Tarawa. Die Monatshefte der Gesellschaft vom heiligsten Herzen bringen einen Brief desselben zum Abdrucke sammt einem Bilde dieser Insel, deren Hufeisenform so eigenartig ist, daß sie kaum ihresgleichen hat.

Ebenso eigenartig ist auch die Bevölkerung. Die Inselaner sind Teufelsanbeter. Aus dem, was der Missionär über ihre schändliche Unsittlichkeit und Vertrautheit mit Zauberei und den ganz unheimlichen Ergebnissen derselben schreibt, übt der Böse dort auch eine Herrschaft sondergleichen.

Man kann sich denken, welcher harten Kampf da die Mission zu bestehen habe, der umso härter wird durch die bitterste Armut. Der Missionär schreibt zum Beispiel von den Ordensschwestern, die er zur Mithilfe hat, daß sie nacheinander schwer erkrankten und zwar infolge ungenügender Nahrung. Selbstverständlich geht es ihm selbst nicht besser. Dennoch hat er bereits das Missionshaus fertig gestellt und soll jetzt ein Kirchlein bauen, wofür er um mitleidige Hilfe bittet. Seiner Bitte schließt sich der König dieser Insel, Tem Mateg, ein braver Katholik an, mit einem selbstverfaßten Schreiben „an die Männer des Papstes im Lande der Weißen“.

Apostolisches Vicariat Fidji-Inseln. Auf den zu diesem Vicariate gehörigen Salomons-Inseln, deren wilde Bewohner die bisherigen Versuche zur Eröffnung der Mission durch Ermordung zweier Bischöfe und zehn Missionäre zurückgewiesen haben und vorher und nachher ihre Bezeichnung als Menschenjäger oder Kopfabstecher stets zu bewahrheiten wußten, will man neuerdings einen Missionsversuch machen.

Der apostolische Vicar Msgr. Vidal hat in Frankreich 20 junge Missionäre angeworben, die sich auf dieses Werk vorbereiten. Fünf sind schon mit dem Bischöfe in dessen Gebiet abgereist und sind bestimmt, nach gehöriger Vorbereitung als erste Vorposten dieses gefährliche Gebiet zu beziehen.

V. Europa.

Norwegen. Der apostolische Vicar Msgr. Fallize bringt in den Freiburger katholischen Missionen wieder Meldung über neue Erfolge der katholischen Mission.

In Christiania wird für die St. Josef-Schwestern ein neues großes Krankenhaus gebaut und wurde die zweite katholische Kirche zu Ehren St. Halvard eingeweiht. In Stavanger wurde eine hübsche Kapelle gebaut und haben die Schwestern ein Spital eröffnet. In Trondhjem, wo die katholische Mission in einer abgelegenen und verruhenen Vorstadtgasse ihr Kirchlein hatte, wurde von der Stadtbehörde inmitten der Stadt ein altes Gebäude überlassen, welches nun zu Kirche, Schule und Missionshaus umgestaltet wird.

In Bergen wurde dem Bischöfe durch eine Deputation protestantischer Aerzte die Bitte vorgelegt, ein Spital mit Ordensschwestern zu errichten. Da der Bischof erklären mußte, daß er derzeit die Mittel dazu nicht habe, erbaten sich dieselben, auf ihre Kosten den Bau herzustellen mit der Bedingung, daß es den Namen „katholisches Spital“ führen müsse, — „schon dieses genüge, um die Anstalt populär zu machen.“

Mit dem Schreiber dieses Berichtes werden manche der P. T. Leser, die den Bericht einer Durchsicht würdigten, der Ansicht beistimmen: Es ist viel und harte Arbeit, die im Missionswerke geschieht. Sie ist mehr und schwerer, als die wir zu leisten haben, heiße sie nun Decanats- oder Pfarrgeschäft oder Hilfe des Mitarbeiters. Uebrigens sind alle, mögen sie arbeiten unter wilden Heidenvölkern oder in alten Christengemeinden, vom Professoren-Catheder oder vor den Bänken der Schulkinder, im hohen Dome oder im kleinen Dorfkirchlein, vor großen Versammlungen oder in ärm-

licher Stube am Krankenbette, die den Hirtenstab führen und die Untergebenen — alle sind wir Werkleute dessen, der gesagt hat: „Ich kenne die meinen und die meinen kennen mich.“ Seine Hirtenhand sei und bleibe über uns und Seinem Werke!

Sammelstelle:

Gaben=Verzeichnis:

Bisher ausgewiesen: 5626 fl. Neu eingelaufen: a) mit besonderer Bestimmung: hochw. Pfarrer Trnka in Kniebis für Mission Asiam 1 fl. 50 fr.; aus Schwandenstadt für Ausäbigenanstalt Birma 70, Kloster Nazareth in Banjaluka 50; hochw. Pfarrer Weismann in Kanaridl für Annam Hinterindien 2 fl.; durch hochw. Herrn Dechant Ropp in Trofaiach von vier Personen für Süd=Schantung 6 fl.; b) zur freien Verfügung: hochw. Cooperator Niewehr in Trausdorf für China 2 fl.; Serviten=Convent Luggau zum Verkauf von Heidentindern 1 fl.; hochw. Herr Dechant Ropp in Trofaiach 5 fl.; Th. Sammer, Unterapping zum Verkauf von Heidentindern 1 fl.; hochw. Herr Kobylansky, Lemberg 1 fl. 50 fr.; hochw. Pfarrer Szücsy in Kis-Levard, Ungarn zu Ehren des heiligen Josef 5 fl.; durch Redaction der Quartalschrift aus Wallerstein 200 Mark = 117 fl. 80 fr.; diese 133 fl. 30 fr. zugewiesen: je 10 fl. an folgende Missionen: Betlah, Nagpore, Dacca, Asiam, Ceylon, Aegypten (Schwestern), Ober-Nil (Millhillen), Basutoland (Oblaten), Ubanghi, Central-Afrika, Alaska, Neu-pommern, St. Gilbertsinseln; 3 fl. für Süd=Schantung. Summe der neuen Einläufe 144 fl. Gesamtsumme der bisherigen Almosen 5770 fl. Deo gratias!

Kurze Fragen und Mittheilungen.

I. (Ave Maria.) Der gelehrte Benedictiner Dr. Beda Plaine hat in der Zeitschrift *Joluciones Catolicas* (Juli und August 1897) über den Englischen Gruß eine sehr interessante historische Studie veröffentlicht. Der Inhalt dürfte auch hier der Mittheilung wert sein. P. Plaine beweist, daß der Gebrauch des ersten Theiles des Englischen Grußes ins sechste oder siebente Jahrhundert hinauf reicht, der Gebrauch des zweiten Theiles (*Sancta Maria* etc.) ins 12. oder 13. Jahrhundert. Kein Document läßt sich jedoch dagegen anführen, daß die Christen nicht schon vor dem Concil von Ephesus den Englischen Gruß zu beten pflegten. Dieses Concil kann vermöge seiner Proclamation der seligsten Jungfrau als „Gottesmutter“ gleichsam als Auctor des zweiten Theiles (*Sancta Maria*), wenigstens der Worte *Mater Dei* angesehen werden. Dagegen ist kein Grund vorhanden, mit Baronius und Bona anzunehmen, das Concil habe den Englischen Gruß den Gläubigen als Gebetsform vorgeschrieben. Severus, Bischof von Antiochien, hat zwar in seiner Abhandlung über den Taufritus ein dem Englischen Gruß ganz ähnliches Gebet; aber daraus läßt sich nicht folgern, daß diese Gebetsformel im ganzen Orient gebräuchlich gewesen sei, und noch weniger, daß das ephesinische Concil ihr Urheber sei. Im Abendland finden wir den ersten Theil des Englischen Grußes in einer Homilie des hl. Eleutherius von Tournay (521). Der Papst Gregor der Große verwendet in seinem Antiphonar das Ave Maria als Offertorium am vierten Adventsonntag. Beim hl. Isidorus von Toledo finden wir es

in seiner Schrift *De perpetua Virginitate Mariae*. Was den zweiten Theil (*Sancta Maria etc.*) anbelangt, haben wir allen Grund anzunehmen, daß nach dem Concil von Ephesus derselbe in ähnlich lautender Weise in Uebung gewesen sei. Im neunten Jahrhundert (Leben des hl. Gauderic, des hl. Ildephons etc.) finden wir dann nicht bloß das Gebet, sondern auch den Namen „Englischer Gruß“. Immerhin läßt sich daraus noch nicht der Schluß ziehen, daß vor dem zwölften Jahrhundert die Kenntnis dieses Gebetes von den Gläubigen verlangt worden sei. Der ehrwürdige Balduin, Erzbischof von Canterbury und E. de Sully, Bischof von Paris (am Ende des zwölften Jahrhunderts), sind uns jedoch Zeugen, daß zu ihrer Zeit der Englische Gruß allgemein als Gebetsformel im Gebrauche war. Das *Sancta Maria etc.* war jedoch erst später in allgemeiner Uebung. Der hl. Dominicus betete die 150 Ave Maria seines Rosenkranzes ohne *Sancta Maria*. Dagegen nimmt man an, er habe wie der heilige Bischof Amadeus von Lausanne die Worte „Jesus Christus“ zu dem Gruße Elisabeths hinzugefügt. Endlich hat der heilige Papst Pius V., der Reformator der römischen Liturgie, den Text des ganzen Ave Maria festgestellt und ihn in das Brevier aufgenommen, wie er schon im Officium der Trinitarier und in dem der Camaldulenser sich vorfand. Andererseits wurde nun wiederholt verboten, noch etwas hinzufügen oder etwas wegzulassen so zum Beispiel das „Amen“, welches die Spanier nach „Jesus“ hinzusetzten.

Salzburg.

Em. Professor Johann M ä f.

II. (Cheverkündigung außer den Sonn- und Feiertagen.) Nach dem Tridentinum muß die Cheverkündigung an Festtagen inter missarum solemnities vollzogen werden. Nach verschiedenen Erklärungen der C. C. darf dieselbe mit Erlaubnis des Bischofs auch vorgenommen werden „*fectis suppressis*“ — „*etiam tempore vespertini officii cum cantu celebrati, dummodo frequens populi concursus verificetur*“. Conf: Gasparri I n 167 et n 170. Nun hat ein Pfarrer bei Gelegenheit einer Mission am Sonntag ganz die Verkündigung vergessen und fragt, ob er dieselbe am Montag bei der Predigt in Gegenwart der Pfarrangehörigen nachholen dürfe, und ob er dieses dem Ordinariat anzeigen müsse. Wir antworten: Wenn die Sache drängt, darf er ruhig die Epistole in diesem Falle anwenden. Denn der Zweck des Gesetzes wird völlig erreicht, und er thut unter den Verhältnissen, was sich thun läßt. Zu einer Anzeige beim Ordinariate, wenn nicht ein specielles Gesetz in der Diocese das verlangt, ist er nicht verpflichtet. Gilt ja nach soliden Auctoren und besonders nach dem hl. Alphons eine einmalige Auslassung der Verkündigung als *materia levis*, die somit im Nothfalle aus wichtigen Gründen unter keiner Sünde verpflichtet. Somit sollte ein Pfarrer, der unglückseliger Weise eine Proclamation ausgelassen, am letzten Sonntag vor der Eheschließung zum zweiten- und drittenmale die Ehecontrahenten ausrufen. Natürlich ist es besser vor der Verkündigung, wenn die Zeit es gestattet, die Dispens einzuholen.

Balkenburg.

W. Stentrup S. J.

III. (Die großen Scholastiker als Exegeten.) Bei den großen mittelalterlichen Scholastikern denkt man meist nur an ihre hohe Auszeichnung in Philosophie oder speculativer Theologie. Daß sie aber nicht minder Meister in der Exegese waren, wird leider gar häufig vergessen. Diesen letztern Vorzug nun hebt Papst Leo XIII. ganz besonders hervor in seinem Rundschreiben „Providentissimus Deus“ („de studiis Scripturae Sacrae“) vom 18. November 1893. Nach des Papstes Worten suchten sie zwar, wie ihre Biblischen Correctorien deutlich bezeugen, die echte Lesart des lateinischen Textes zu erforschen, aber mehr Eifer und Fleiß verwandten sie auf die Erklärung und Auslegung. Wie nicht besser zuvor, unterschieden sie klar und bestimmt den verschiedenartigen Sinn der heiligen Worte und erwogen wohl eines jeden Bedeutung in theologischer Hinsicht. Genau gaben sie an den Inhalt der einzelnen Theile der verschiedenen Bücher, erforschten der Verfasser Absicht, erklärten den innigen Zusammenhang der Sätze unter einander und verbreiteten so das hellste Licht über dunklere Stellen. Ueberdies bieten ihre eigentlich theologischen Bücher, wie ihre Schriftcommentare eben aus der heiligen Schrift eine erstaunliche Fülle von Gelehrsamkeit. Dem hl. Thomas von Aquin aber gebührt auch in diesem Sinne unter ihnen die Palme. Gewiß wollen wir uns dies nicht unisonst vom obersten Lehrer der heiligen Kirche gesagt sein lassen!

Bayern.

P. Joseph a Leonissa O. M. Cap.

IV. (Eigenschaften der wahren Frömmigkeit.) Nichts darf aus Gewohnheit, Alles vielmehr durch die freie Wahl unseres Willens geschehen. Mögen die guten Werke, welche wir verrichten, groß oder klein sein, unser Wille muß mit denselben übereinstimmen; dann ist die Frömmigkeit innig. Sie muß aber auch fest und stark sein, um die Versuchungen zu überwinden, die verschiedenartige Gemüthsart der mit uns lebenden Personen, sowie die eigenen Unvollkommenheiten zu ertragen und fortwährend zu bekämpfen, uns nie leiten zu lassen von Zu- oder Abneigung. Die großmüthige Frömmigkeit setzt sich entschieden hinweg über das Gerede und Urtheil der Welt, weiß sich in Alles zu schicken, und überläßt es ohne Unruhe und Verwirrung einem Jeden, seine Bahn zu verfolgen, je nach der Verschiedenheit der Erleuchtungen und dem verschiedenen Maße der von Gott empfangenen Gnaden. Die wahre Frömmigkeit sucht aus allen Kräften stets sanftmüthig, einfach und geduldig zu sein. Sorgfältig wacht sie über das zu lebhafteste und heftige Temperament, damit es nicht die Oberhand gewinne; bei aller Armseligkeit, bei allen Schwächen und Gebrechen läßt sie sich nimmer entmuthigen oder gar erschrecken und forschet durchaus nicht immerfort ängstlich nach, ob sie im geistlichen Leben Fortschritte macht; alle Arten von Leiden duldet sie mit Liebe und aus Liebe zum leidenden und gekreuzigten Heilande. Der wahrhaft Fromme ist endlich klug. Eifrig ist er in den geistlichen Uebungen; aber diesen Eifer versteht er unter Leitung eines bewährten Führers zu mäßigen. (Vgl. die Lehre des hl. Franz v. Sales von der wahren Frömmigkeit, 1. Theil, 2.—6. Cap.)

P. Josef.

V. (Verehrte Bilder sind beizubehalten.) In unseren Tagen werden viele Altäre mit neuen Aufsätzen oder Hochbauten bedacht. Die bisherigen enthielten oft ein altes Bildwerk, namentlich sind noch aus der Zeit der Gothik stammende Marienstatuen keine Seltenheit, ja unsere meisten Marianischen „Gnadenbilder“ sind Erzeugnisse der Gothik. Da wäre es nun ein arger Fehlgriff, wenn man für den neuen Altaraufsatz zugleich ein neues Hauptbild machen ließe, damit eben alles neu werde. Das andächtige Volk würde durch eine solche Neuanschaffung ebenso beleidigt werden, wie es einst durch so manche Uebergriffe der Josefiner im Herzen gepackt worden ist. Daher liest man unter „Entscheidungen des hl. Stuhles und anderer kirchlichen Behörden bezüglich der Rosenkranz-Bruderschaft“ im neunten (Juni-) Heft 1896 des „Marien-Psalter“ S. 206: „Bilder und Statuen der seligsten Jungfrau Maria, die durch alte Verehrung ehrwürdig geworden, soll man nicht leicht entfernen und durch neue ersetzen, da die Erfahrung zeigt, daß der Cult der seligsten Jungfrau durch neue Bilder an Stelle der alten, die dem Volke durch die gewohnte Verehrung theuer geworden, zuweilen mehr abnimmt, als gewinnt“. Das ist so ganz ad hominem und gilt der Erfahrung zufolge gleichfalls von sonstigen alten und vielverehrten Bildwerken, sie mögen einen Heiligen oder auch den leidenden Erlöser als „Mann der Schmerzen“ oder als crucifixus u. s. w. darstellen.

Steinerkirchen a. d. Traun. P. Johannes Geistberger O. S. B.,
Pfarrvicar.

VI. (Das Wichtigste bei der Krankenpflege.) Es ist uns schon in mehreren Krankenhäusern aufgefallen, wie zuweilen, ja meistens die bestgeeigneten frommsten Krankenschwestern mangelhaft unterrichtet sind über die wichtigsten und nothwendigsten Acte und Gebete zu einem seligen Tode. Da kann es dann Fälle geben, wo solch eine Schwester einzig und allein den Kranken zum Tode vorbereiten, von seinen Sünden reinigen, mit Gott versöhnen und vereinigen soll, zum Beispiel einen Protestanten oder Ungläubigen oder einen plötzlich Sterbenden. Wie wird sie aber dieses allerwichtigste Werk, die Rettung dieser verlassenen Seele, mit Zuversicht erfüllen können, wenn sie sich selber nicht recht klar ist über die necessaria necessitate medii ad salutem und sich mit einigen Trostworten und ungenügenden Gebeten verhilft. Es ist also Sache der Seelsorger und Klostergeistlichen, diese wichtigsten Rechtfertigungslehren, die Acte des Glaubens, der Hoffnung und namentlich der vollkommenen Liebe und Reue und ihre unumgängliche Nothwendigkeit und rechtfertigende Wirksamkeit, selbst in Abwesenheit eines Priesters, oder in Unkenntnis der wahren Religion den so bereitwilligen Ordensschwestern öfters und gründlich beizubringen. Womöglich sollten sie diese heilbringenden Gebete in das tägliche, gemeinschaftliche Abendgebet der Kranken einschalten, da nirgends mehr plötzliche, unvorhergesehene Todesfälle vorkommen, als gerade in Spitälern. Die guten Schwestern waren uns selbst schon mehrfach äußerst dankbar für obige Anleitung und gründlichere Belehrung über diese allerwichtigsten Kenntnisse, die sie aber vom Mutterhause, ja von Haus aus hätten mitbringen sollen

und die ja keinem guten Christen fehlen dürfen. Bei Krankenwärterinnen bilden diese Kenntnisse wahrhaft die kostbarste Seelenheilkunde.

Bühl (Obereßß).

Abbé E. Meyer.

VII. (Augusto Conti.) Der berühmte italienische Philosoph und Dichter, Literat und Künstler Augusto Conti hat unlängst das 50. Jahr seiner Lehramtsthätigkeit angetreten und am 6. December 1897 sein 75. Lebensjahr zurückgelegt. Aus Anlaß dieser zweifachen freudigen Begebenheit möchten wir erwähnen, daß Contis verdienstvolles Leben und epochemachende Werke der selige Wiener Universitätsprofessor Dr. Karl Werner in seinem lehrreichen Werke über „die italienische Philosophie des 19. Jahrhunderts“ (Wien, Falsch, 1885. III. 337—402; IV. und V. passim) ausführlich dargestellt hat. Professor Romano (Asti, Via delle Scuole, 20), Redacteur der jungen viel versprechenden Rivista Pedagogica, zeichnet sich in seiner Schrift: La filosofia di A. Conti e lo stato presente della scienza (Genova, Tip. Papini, 1895) durch bündige Kürze aus; derselbe Vorzug dient auch den Aufsätzen Alfani's (Roma letteraria, 10. März 1896, und Il Cuore di Gesù, 1. December 1897), Sartinis (Rivista bibliografica, 25. September 1896) und Zampinis Ateneo, 15. August bis 12. September 1897), zur Empfehlung. Zwei diesbezügliche Abhandlungen, welche der Schreiber dieser Zeilen vor fünf Jahren zum 70. Geburtstag Contis in der Campania Sacra (Capua, Maggis e Luglis 1892) und im Ateneo (1892 f.) veröffentlichte, erscheinen soeben in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage in der vortrefflichen von der K. K. S. schon früher (1894. S. 512) zur Anzeige gebrachten Wochenschrift Il Paese von Perugia. Demnächst wird auch die Agramer Zeitschrift Kršćanska Skola daran theilnehmen durch einen literarischen Beitrag des unermüdlchen Dr. Lang, welcher bereits durch seine Arbeiten über den seligen J. B. de la Salle, Overberg, Rousseau, den seligen Canisius u. A. der pädagogischen Welt in Kroatien vortheilhaft bekannt ist.

Agram. Mois Mazoni, Universitätslector der italienischen Sprache.

VIII. (Italienische Zeitschriften anläßlich des bischöflichen Jubiläums des heiligen Vaters Leo XIII.)

Durch das denkwürdige päpstliche Rundschreiben „Rerum novarum“ über die Arbeiterfrage angeregt, wurde die Rivista internazionale di scienze sociali e discipline ausiliarie mit einem besonderen Breve ins Leben gerufen. Der durch seine gelehrten Werke: L'Aristotelismo della Scolastica (dritte Auflage Siena, Tip. S. Bernardino, deutsch bearbeitet durch Dr. Schneid in Eichstätt, 1875) und: Le Origini del Cristianesimo ed il pensiero stoico (Roma, Tip. Befani, 1892) auch außerhalb Italiens vortheilhaft bekannte Redacteur dieser hervorragenden Rundschau Msgr. Professor Dr. Salvatore Talamo hat für sein Unternehmen eine stattliche Reihe von tüchtigen italienischen und ausländischen Mitarbeitern gewonnen, deren wir hier einige erwähnen wollen, und zwar die Cardinäle Capecepatro und Prisco, die Universitätsprofessoren Toniolo, Olivi, Salvioni, Del Gaizo, dann Rodriojuez de Cepada, W. Croke, L. Anzoletti, Burri, Ermini, Semeria, Milanese u. s. w. Die Zeitschrift läßt sich angelegen sein, durch eigene

Abhandlungen, durch Auszüge aus allen wichtigeren Zeitschriften der ganzen Welt, ebenso wie auch durch literarische Notizen, bibliographische Anzeigen und reichhaltige Zeitläufe (Chronik) ihre Leser mit all dem, was sich auf das Gebiet der Sociologie und der Hilfswissenschaften bezieht, bekannt zu machen. Jedes Monatsheft ist wenigstens 160 Seiten stark. Der Preis beträgt ganzjährig 1 fl. 50 kr. ö. W. Die Jahrgänge 1893 bis 1897 können von neuen Abonnenten mit großem Rabatt nachbezogen werden durch die Administration der Rivista: Roma, Via Torre Argentina, 76, Palazzo Sinibaldi.

Um die neuesten Forschungen der Wissenschaft, die wichtigeren Ergebnisse der Literatur und Kunst zu besprechen und für die Vertheidigung der christlichen Religion zu verwenden, gründete 1865 der selige Lodovico da Casoria O. S. Fr. (1814 bis 1885; vgl. Card. Capeceaturo: *La Vita del Padre L. d. C.* 2^a ediz. Roma, Desclée Lefebvre e Ci 1894) in Neapel eine Monatschrift, zu deren Mitarbeitern er alle gläubigen Gelehrten und Schriftsteller, Geistliche und Laien berief, ohne Unterschied der politischen Gesinnung. Dazu kam später auch eine populäre Zeitschrift, und beide hat sein würdiger Nachfolger P. Bonaventura zu einem Organ vereinigt: *La Carità e l'Orfanello*, welches nach so langem Bestande noch segensvoll wirkt. Jährlicher Preis 3 fl. ö. W. Napoli, San Raffaele a Mater Dei.

Il Cuore di Gesù, 1895 ins Leben getreten, erscheint monatlich in Florenz Via capo di mondo 2) vom P. Fedele Greco, einem trefflichen Jünger des seligen Ludwig da Casoria, redigiert, fördert eifrig die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu und wird gegen einen beliebigen an die Redaction einzusendenden Jahresbeitrag franco expediert.

Don Bosco erscheint seit October 1897 am 25. jeden Monats in Mailand (Istituto Salesiano di S. Ambrogio, Via Copernico 9) und vertritt die christliche Pädagogik und Erziehung durch theoretische und praktische Aufsätze, ebenso wie auch durch lehrreiche und interessante Notizen. Der Titel des Blattes bedeutet schon ein ganzes Programm und dient ihm zur besten Empfehlung; weltberühmt ist ja das Leben und Wirken dieses großen Erziehers, welcher defunctus adhuc loquitur, indem er nach zehn Jahren aus dem Munde seiner eifrigen Schüler, Verehrer und Mitarbeiter zu den christlichen Eltern und Lehrern wieder so anregend spricht. Ganzjährig nur 1 fl. 40 kr. ö. W. M.

IX. (Bilder oder Reliquien von Heiligen bei theophorischen Processionen.) In einer kleinen Stadt Spaniens wurde alljährlich am zweiten Sonntag im September um 2 Uhr nachmittags eine Procession mit dem Allerheiligsten zu Ehren der seligsten Jungfrau abgehalten und wurden dabei Bilder oder heilige Reliquien der seligen Jungfrau, des hl. Josef und anderer Heiligen mitgetragen. Im Zweifel, ob eine derartige Praxis mit den Rubriken und Decreten der heiligen Riten-Congregation übereinstimme, stellte der dortige Pfarrer folgende Anfrage an die S. R. C.: „Utrum extra festum Corporis Christi ejusque octavam liceat in honorem B. Mariae V. aut Sanctorum in vespertinis

processionibus deferre Ssmum Eucharistiae Sacramentum et etiam Imagines sive Reliquias ipsius Beatae Virginis ac Sanctorum? Die Congregation antwortete am 31. Jänner 1896: Affirmative de consensu Ordinarii quood primam partem, negative quood secundam (Reliquien und Bilder dürfen also nicht mitgetragen werden).

Linz.

Professor Dr. Gfoellner.

X. (Der schwachfüßige Priester.) Zum Troste für Priester, welche in ähnlichen Verhältnissen sich befinden, veröffentlicht der Avvisatore ecclesiastico folgenden Fall: An die Riten-Congregation wurde das Gesuch unterbreitet: Beatissime Pater! Fr. Aegidius Sacerdos professus Ordinis Minorum Capuccinorum in Belgio Brugis commorans, ad Pedes S. V. humillime provolutus exponit, quod a pluribus iam mensibus nequit se pedibus sustinere ob infirmitatem. At magno animi affectu cupiens S. Missae sacrificium celebrare, enixe rogat ut Sanctitas Vestra dignetur ipsi concedere quod Missam sedens, non excepto Canonis et Consecrationis tempore, celebrare valeat; quemadmodum nonnullis ab Apostolica Sede indultum fuisse legitur. Et Deus ecc.

Diese Bitte wurde wirklich gewährt. Die vom Cardinal M. Masella S. R. C. Pr. gefertigte Erledigung lautet: „Sanctissimus Dominus Noster Leo Papa XIII, referente me infrascripto Cardinali Sacrae Rituum Congregationi Praefecto, attentis expositis et praesertim commendationis officio tam Rmi Dni Episcopi Brugen, quam P. Procuratoris Generalis Ordinis Minorum Capuccinorum, preces remisit prudenti arbitrio ipsius Revmi Ordinarii Brugensis, qui, praevio experimento num infirmus Orator Sacrum faciens a Canone usque ad consummationem, fulero innixus, vel alicui Sacerdoti superpelliceo induto, stare possit; eidem nomine et auctoritate S. Sedis, de speciali gratia concedere valeat eiusmodi Missae celebrationem in privato tamen Oratorio, facta quoque potestate interdum extra Altare considendi excepto Canone, uti supra. Si autem stare nequeat, idem Rmus Ordinarius, de specialissima gratia, permittat, ut Orator integre sedens Sacrosanctum Missae Sacrificium privatim celebret, cum adsistentia alterius Sacerdotis superpelliceo induti: atque onerata super his omnibus conscientia P. Superioris, seu Custodis Coenobii, ubi degit Orator. Contrariis non obstantibus quibuscumque. (S. R. C. die 27. aprilis 1896).

Außerspitisch (Tirol).

P. Peter Alverà, Pfarrer.

XI. (Die Aufreizung zum Boycott strafbar.) Dem Begriffe der Feindseligkeit entspricht auch das Boycottieren, daher ist die Aufreizung zu demselben nach § 302 des Strafgesetzes als Vergehen mit strengem Arreste von drei bis sechs Wochen strafbar. (Erkenntnis des Cassationshofes vom 27. October 1896, Bl. 12384).

Alverà.

XII. (Rosentränze aus Glas benedicierfähig.) Rosentränze aus Glasperlen können dann mit den heiligen Ablässen versehen

werden, wenn sie fest und nicht hohl geblasen oder mit Wachs gefüllt sind. Beringer (die Abfälle, 11. Auflage, S. 329) schreibt: „Die Rosenkränze können von Zinn oder Blei sein, von Holz, auch von festem und gediegenem Glas oder Krystall. (Decr. auth. n. 249 „ad 1 und 2“). *Alverà.*

XIII. (Verwirkung der zukommenden Congrua.)

Durch die Unterlassung der Einreichung der Fassion, sowie durch die vorbehaltlose Annahme der Hilfspriestercongrua wird der Anspruch auf die Ergänzung des priesterlichen Einkommens bis zur Höhe der einem selbstständigen Seelsorger zukommenden Congrua pro praeterito verwirkt. (Erkenntnis des Verwaltungsgerichtshofes vom 21. December 1895, Bl. 6146.) *Alverà.*

XIV. (Nothwehr der Eltern zum Schutze der Kinder.)

Zwei Knaben schlugen vor kurzem wiederholt den kleinen Sohn eines Arbeiters Kleinert in Wien. Dieser verwies den Knaben öfters ihr Benehmen und als dies nichts half wandte er sich direct an die Eltern. Aber auch dieser Appell blieb fruchtlos. Als nun das Söhnchen des Kleinert neuerdings weinend nach Hause kam, gieng dieser auf die Straße, gab den beiden Burschen einige Ohrfeigen und entriß ihnen dann ein Stäbchen, mit welchem er ziemlich ausgiebig die Rücken der Missethäter bearbeitete. Kleinert hatte sich deswegen wegen Mißhandlung zu verantworten und gab den Thatbestand zu. Nach durchgeführter Verhandlung verzichtete der Vater des einen Knaben auf die Bestrafung des Angeklagten. Der Richter sprach auf Grund dessen Kleinert frei, bemerkte aber in seiner Urtheilsbegründung wörtlich: „Auch wenn der Privatbetheiligte nicht auf eine Bestrafung verzichtet hätte, würde ich den Angeklagten dennoch freigesprochen haben; denn wenn ein Vater sieht, daß sein Kind von einem anderen fortgesetzt mißhandelt wird, wenn alle Ermahnungen und ein Appell an die Eltern der Knaben fruchtlos bleiben, so ist er als Vater entschieden berechtigt, zum Schutze seines Kindes, gewissermaßen als Nothwehr, den betreffenden Knaben innerhalb der gesetzlichen Grenzen, d. h. ohne körperliche Schädigung, eine energische Züchtigung zu verabsolgen.“ *M.*

XV. (Ein Schulknabe ohne Confession.) In einer anfangs November 1896 abgehaltenen Conferenz des Lehrkörpers der Knabenbürger Schule in Hernals wurde nach Mittheilung der Blätter beschloffen, folgendes dem Bezirkschulrath zu bringen und zur Beschlußfassung zu unterbreiten: Der Schüler der dritten Classe, Heinrich Werner, Sohn des Beamten Hugo Werner, sollte am Ende des letzten Schuljahres 1895/96 zur Ausstellung des Entlassungszeugnisses die Geburtsdaten bringen, was er zu thun nicht imstande war. Darauf wurde dessen Vater vorgeladen, und dieser erklärte, daß sein Sohn weder Katholik, da er ja nicht getauft, noch Israelit sei; doch sei er geneigt, seinen Sohn in kürzester Zeit taufen zu lassen, damit dieser eine Note in Religion erhalte. Nachdem jedoch Herr Werner keine Miene machte, seinen Sohn taufen zu lassen, erhielt er eine neue Vorladung in die Schule, und erklärte dann bei dieser Gelegenheit, daß er sich zur Taufe seines Sohnes nicht drängen lassen werde. Aus diesem Anlasse faßten die Lehrer den Beschluß, dem Schüler

aus dem Gegenstande Religion keine Note zu geben und die Ausstellung eines Abgangszeugnisses ganz zu verweigern, sowie die ganze Sache dem Bezirkschulrath zur weiteren Amtshandlung zu unterbreiten. Der Bezirkschulinspector Bözl ordnete an, daß dem gewissen Schüler Werner ein Abgangszeugnis auszufertigen und in die Rubrik „Religion“ das Wort „confessionslos“ einzusetzen sei. Wegen dieser Bezeichnung verweigerte der Vater des Kindes die Annahme des Entlassungszeugnisses, aus welchem Grunde der Lehrkörper ein zweitesmal zur Berathung zusammentrat. Das Ergebnis dieser Berathung bildete der abermalige Beschluß, die Angelegenheit dem Bezirkschulrath mit der Bitte zu unterbreiten, eine genaue Untersuchung zu pflegen, ob nicht ein Frevel an der katholischen Religion dadurch begangen worden sei, daß Heinrich Werner mit Wissen seiner Eltern von der ersten Classe der Volksschule bis zur dritten Classe der Bürgerschule katholischen Religionsunterricht genossen und, ohne getauft zu sein, die heiligen Sacramente der Buße, der Communion und der Firmung empfangen hat. Des weiteren wird darum gebeten, den Gerichten die Anzeige zu machen, damit diese die Untersuchung einleiten mögen, ob, nachdem der Schüler keine Geburtsdaten zu bringen vermag, mithin auch in keiner Geburtsmatrik eingetragen erscheinen dürfte, nicht etwa eine Absicht vorliege, den Knaben der Militärdienstpflicht zu entziehen. Diese neuerliche Eingabe ist an den Wiener Bezirkschulrath abgegangen. (Wir wundern uns darüber, wie dieser Knabe in die Schule aufgenommen werden konnte, ohne daß der Herr Schulleiter einen Tauf- oder Geburtschein verlangte. Wie steht es da mit der genauen Führung der Amtsschriften? Noch mehr wundern wir uns, wie der k. k. Herr Bezirkschulinspector gegen die gesetzlichen Bestimmungen einfach anordnen konnte, dem Knaben ein Abgangszeugnis mit der Clausel „confessionslos“ zu geben.)

XVI. (Ist die Einführung des Kindheit=Jesus=Vereines unter den Schulkindern erlaubt?) Der Einführung dieses so eminent humanen, socialen, katholischen Werkes kann von keiner Seite eine Schwierigkeit gemacht werden. Geistlicherseits ist man längst darüber einig, daß alle thätigen Mitglieder dieses Vereines an einem wahrhaft apostolischen Werke sich betheiligen, und es ist von dieser Seite her nicht nur kein Hindernis zu befürchten, sondern es ist vielmehr der lebhafteste Wunsch aller, denen die Rettung unsterblicher Seelen und das Verlangen, den Himmel mit Engeln bevölkert zu wissen, am Herzen liegt, daß zahlreiche dem Vereine beitreten, vorausgesetzt, daß sie auch den sehr bescheidenen Anforderungen der Vereinsstatuten (täglich ein „Ave“ an Gebet und wöchentlich einen Heller an Almosen) gewissenhaft nachkommen. Auch vonseite der Schulbehörde kann kein Anstand erhoben werden. Die Ministerial-Verordnung vom 25. October 1870 Z. 14472 (M. B. Bl. 1873, Nr. 93) untersagt zwar eine active oder passive Theilnahme der Volksschüler an Vereinen. Allein diese Verordnung hat durch einen Erlass des k. k. Cultusministeriums vom 3. Juni 1885 eine Abänderung erfahren. Derselbe hat folgenden Wortlaut: „Die in Betreff des „Werkes der heiligen Kindheit Jesu“ (Kindheit=Jesus=Verein) gestellte Anfrage wird dahin beantwortet, daß die hieramt-

lichen Verordnungen vom 17. Juni 1873 (Z. 7702), betreffend Geldsammlungen in den Schulen, und vom 25. October 1873, betreffend die Theilnahme der Schüler an Vereinen, hierauf keine Anwendung mehr finden, weil eine diesbezügliche Vereinsorganisation nicht mehr besteht und die Schulkinder am „Werk der heiligen Kindheit Jesu“ sich nur durch Gebet und Almosengeben betheiligen. Um jedoch dieses Mißverständniß hintanzuhalten, wird das Almosensammeln in den Schulen zu vermeiden sein“. — Somit kann ein Anstand auch von dieser Seite nicht erhoben werden. Es wäre nur noch die Frage offen: Dürfen auch die Schriften des Vereines der heiligen Kindheit unbeanstandet an die Kinder vertheilt werden? In einem Erlasse des böhmischen Landeschulrathes vom 14. März 1896 Z. 8661, werden die k. k. Bezirksschulräthe beauftragt, den Lehrpersonen an den Volkss- und Bürgerschulen einzuschärfen, daß sie weder selbst literarische Erzeugnisse unter die Jugend tragen, noch die Austheilung solcher in was immer für einer Form gestatten. Anlaß zu dieser Verfügung gab der Umstand, daß unter der Jugend Böhmens socialdemokratische, nationale und hussitische Schriften verbreitet wurden. Dieser Erlass muß aber eine Correctur erfahren, nachdem zwei Ministerialerlässe (v. J. 1870 u. 1879) die Austheilung von Büchern an die Jugend, vollzogen durch die Lehrpersonen, gestatten. Um jeder weiteren Beanständigung von was immer für einer Seite her vorzubeugen, ist eine genaue Durchsicht des Buches oder der Schrift unerlässlich; denn sobald der Jugend etwas in die Hand gegeben wird, was gegen Religion und Sitte ist, wird das göttliche und menschliche Gesetz in seine Rechte treten.

XVII. (Religionsunterricht in Paris durch Laien.)

Im November des verflossenen Jahres wurde in Paris der nationale Katholikentag von Frankreich abgehalten. In einer der geschlossenen Sitzungen berichtete der Generalvicar Odélin über den Damenverein zur Ertheilung des Katechismusunterrichtes, der 1883 in Paris begonnen, sich über 78 Pfarreien des Sprengels erstreckt, 2000 Damen zählt, welche gegen 23.000 Kindern der Staatschulen den Katechismusunterricht ertheilen. Diese freiwilligen Religionslehrerinnen gehören allen Ständen an; es befinden sich einfache Arbeiterinnen darunter. Sie müssen die Kinder meist erst beten lehren und ihnen die nöthigen Bücher geben. Es sind hauptsächlich Kinder bis zu zehn Jahren. Nach diesem Alter müssen dieselben zwei Jahre lang dem Religionsunterricht der Pfarrgeistlichen beiwohnen, um zur ersten heiligen Communion geführt zu werden. Manche dieser Kinder zeichnen sich durch Eifer aus und bringen ihre Kameraden zum Unterricht. Mehrere haben sich zum Priester- und Ordensstande entschlossen, besonders sind mehrere Schulbrüder geworden.

XVIII. (Armen-Begräbniß in Niederösterreich.)

Der Armenpfleger der Gemeinde hat, sobald ein seiner Obhut zugewiesener Armer stirbt, das Begräbniß zu veranlassen. Dies geschieht dadurch, daß der Armenpfleger für den Sarg und das Uebertragen desselben an den Sterbeort sorgt und gleichzeitig die Anzeige von dem Ableben des Armen beim Gemeindevorstand erstattet. Dieser hat die Pflicht, das weiters Noth-

wendige zur Beerdigung des Armen zu veranlassen, die Anweisung der Grabstelle, die Herrichtung des Grabes, das Uebertragen der Leiche zum Friedhof und die Vornahme der Bestattung. Die Gemeinde hat auch für die Beerdigung solcher Leichen auf Gemeindefkosten zu sorgen, deren Armut nicht constatirt ist, zum Beispiel der Leichname von unbekannten Verunglückten, der angeschwemmten oder aufgefundenen Leichen. Die Bezahlung der Rechnung (mit Belegen) erfolgt vom Bezirksarmenrath, an den sie vom Armenpfleger, beziehungsweise der Ortsarmencommission einzusenden ist, direct. Die Todtenbeschauegebühr muß in allen Fällen, in denen der Bezirksarmenfond die Begräbniskosten zahlt, von diesem beglichen werden.

So der n.-ö. Landesauschuß mit Erlaß vom 19. April 1896 Z. 20112.

Wien (Pfarre Altlerchenfeld).

Carl Krasa, Cooperator.

XIX. (Matrikenauszüge zum Zwecke der Armenpflege stempelfrei.) Das k. k. Finanzministerium hat mit Erlaß vom 12. März 1896 Z. 55842 ex 1895 eröffnet, daß den vom Bezirksarmenrath zum Zwecke der Armenpflege requirirten Matrikelauszügen die Stempelfreiheit im Sinne der Tarifpost 117 m.) Gebührengesetz unter den Modalitäten des Erlasses des k. k. Finanzministeriums vom 7. Juni 1894 Z. 24914 zukomme.

Diese zum Zwecke der stempelfreien Ausfertigung der Matrikenauszüge im Armenwesen herausgegebene Verordnung gilt zunächst nur für Niederösterreich.

Krasa.

XX. (Der Sprachgebrauch und die Bibelübersetzungen.) „Die Mode ist ein Tyrann“ gilt in hohem Grade vom Sprachgebrauche. Wer Stellen aus der heiligen Schrift in sprachwidriger Uebersetzung auf die Kanzel bringt, kann dadurch bei naseweisen Menschen lächerlich werden oder in den Verdacht der Unwissenheit kommen, besonders in Städten. — Die beliebteste katholische deutsche Bibelübersetzung ist die Altilloische. Sie enthält eine Reihe verkehrter Ausdrücke. Pred. 10, 8 heißt es „Wer einen Zaun einreißt, den wird die Schlange stechen“. Im Lateinischen steht dem Hebräischen entsprechend mordebit „beißen“. Das ist richtig; denn eine Schlange hat doch keinen Stachel. Is. 12, 4 „Macht kund unter den Völkern seine Anschläge“ statt „Rathschlüsse“, „Veranstaltungen, Anstalten“ für consilia; hebräisch steht aliloth (Groß-) thaten. „Anschläge“ heißt heutzutage fast immer so viel als „böse Pläne“, klingt also von Gott geradezu gotteslästerlich. Sprüche 15, 22 „Vereitelt werden die Anschläge, wo kein Rath ist“ statt „Pläne“. „Absichten“, hebräisch machascha both: daselbe. Ps. 65, 5 „er ist schrecklich in seinen Rathschlägen über die Menschenkinder“ statt „Rathschlüssen, Entschlüssen, Fügungen“. „Rathschläge“ ist Mehrzahl zu „Rath“, hier also ganz unpassend. — Job 1, 8 heißt Job „einfältig“. Man spricht wohl noch von einem „einfältigen Tropf“, vom „heiligen“ Job hört es sich an wie eine Beleidigung. Lateinisch steht allerdings simplex, aber wir würden dafür eher sagen „aufrichtig, brav“, „aufrichtig, redlich, rechtschaffen“. Im Griechischen findet man ἀνεμπτος „untadelig“, besser als simplex dem hebräischen tham „vollkommen“ entsprechend. — Jesus Sirach 31, 20 „Höre zuerst auf um des Wohlstandes

wissen“ für „Anstandes“. Jf. 51, 20 „deine Kinder lagen sinnlos an allen Straßenecken“ für „besinnungslos“. Auch „unsinnig“ sagt man nicht gern mehr von Menschen, wohl von Meinungen und Handlungen, von Menschen lieber „unklug, unvernünftig“. — „Schalkheit, schalkhaft“ findet sich häufig für „Bosheit, böshaft“. „Schalkheit hat heute einen harmlosen Sinn, taugt also nicht Sirach 3, 29. 18, 10. 31, 14—15. 37, 30. Matth. 20, 15 und für andere Stellen, wo man an „verkehrte, böshafte, neidische“ Herzen und Augen denkt. Bei Matth. steht nequam πονηρός. Die Münster'sche Perikopenübersetzung für die Kanzel sagte „sieh dein Auge darum scheel“; das ist jedenfalls besser als „ist dein Auge darum schalkhaft“. „Böshaft“ oder „neidisch“ wäre auch nicht unrichtig. — Sir. 27, 4 „Hältst du dich nicht beständig in der Furcht des Herrn, so wird dein Haus bald gestört sein“. „Gestört“ muß nach dem lateinischen subvertetur = Septuaginta καταστραφῆσεται „zerstört“ heißen. Dagegen richtig ein „verstörtes“ Antlitz, ein „gestörtes“ Spiel. Sir. 26, 17 „Ein betrunkenes Weib ist etwas sehr Aergertliches“ statt ira magna ὀργή μεγάλη „Verbießliches“. „Aergertlich“ wird im Plattdeutschen gewöhnlich für „Zorn erregend“ gebraucht, im Hochdeutschen für „Aergernis gebend“. — Sir. 3, 4 „Wer Gott liebt, wird seine Sünden versöhnen“ statt „sühnen“. Personen „versöhnt“ man. — Ps. 38, 13 „Ein Eintömmeling bin ich bei dir“ statt advena Antömmeling; vgl. hebräisch thoschab Anwohner, Ansiedler, Gast. Ps. 40, 4 „Er mache ihn selig auf Erden“ beatum. „Selig“ sind wir nur mehr im Himmel, „glücklich“ auch auf Erden.

Die deutsche Sprache leidet so sehr an der E-Krankheit, daß sie fast in jeder zweiten Silbe ein e bringt. Es ist daher höchst überflüssig, Sir. 30, 7. 43, 25 mit Alioli zu sagen: „bei jedem Laut bewege sich sein Innerstes“ „leget sich der Wind“ für „bewegt“ „legt“. Derartige Fälle sind bei ihm sehr häufig. Sir. 28, 8—10. Sprüche 3, 30 hingegen sagt er „Gedenk“ „enthalt“ „Zank“, wo man das e ungern vermißt; „enthalt dich“ klingt hart.

Die Eder'sche Perikopenübersetzung für das Bisthum Trier setzt „wann“ im Sinne von „so oft als“, wo der Sprachgebrauch nur „wenn“ gestattet. zum Beispiel „Wann der böse Geist aus einem Menschen ausgefahren ist“. „Wann“ ist nur mehr Fragewort oder hat dann im Gefolge. Ein Dichter zur Zeit Bürgers durfte sich wohl erlauben zu sagen „die Wolken flogen vor ihm her, wie wann der Wolf die Herde scheucht“. Uns kommt es schon sehr altfränkisch vor.

Ginderich am Rhein.

D. Frankenberg.

XXI. (Ueber den Begriff der bleibenden Verwendung eines emeritierten Geistlichen in Bezug auf die Gemeindevahlberechtigung.)

Dem emeritierten Pfarrer in Lunda wurde das Wahlrecht nach der mährischen Gemeinde-Wahlordnung in die Gemeinde Leipnik zuerkannt, weil er als dermaliger Beneficiat in Leipnik verpflichtet sei, an Sonn- und Feiertagen die hl. Messe in der Pfarrkirche zu celebrieren, abwechselnd mit dem Pfarrclerus in der Pfarrkirche zu predigen und dem jeweiligen Pfarrer im Beichtstuhl auszuhelfen. Die dagegen erhobene Beschwerde, welche behauptet, daß der Beneficiat in Leipnik nur auszuhelfen ver-

pflichtet ist, daher nicht als bleibend in der Seelsorge verwendet anzusehen sei, wurde mit Erkenntnis des Verwaltungs-Gerichtshofes vom 26. Februar 1897, Z. 1128, als unbegründet abgewiesen. Bleibend in der Seelsorge verwendet wird jener Geistliche, welcher kraft der ihm verliehenen Jurisdiction und kraft seines Amtes an einem bestimmten Orte dauernd, wenn auch nur zur Aushilfe für den selbständigen Pfarrer des Sprengels, seelsorgliche Functionen ausübt. Da nun P. J. Stonic thatsächlich Seelsorgsfunctionen ausübt und die Verpflichtung hiezu nach dem Beneficial-Instrumente eine dauernde ist, so ist an dessen Wahlberechtigung kein Zweifel.

Dompropst Anton Pinzger.

XXII. Eine dissentierende Ortsgemeinde kann zur Beitragsleistung zu einem confessionellen Pfarrfriedhofe nicht gezwungen werden.) In Syojbic mußte aus sanitären Gründen ein neuer Friedhof angelegt werden und wurde von der Mehrzahl der zum Pfarrverbande gehörigen Gemeinden die Errichtung eines confessionellen Friedhofes angestrebt und die Concurrenzverhandlung infolge dessen eingeleitet. Siegegen widersetzte sich die Gemeindevertretung Bobor, welche einen eigenen Communalfriedhof herstellen zu wollen erklärte. Auch der Verwaltungs-Gerichtshof erkannte unterm 18. Februar 1897, Z. 935, daß die Gemeinde Bobor zur Beitragsleistung für einen confessionellen Friedhof in Syojbic nicht verhalten werden könne. Denn, wenn auch nach dem Gesetze vom 30. April 1870 nicht jeder neue Friedhof als eine Communal-Anstalt errichtet werden müsse, sondern derselbe als confessioneller nach den Kirchenconcurrenz-Normen errichtet werden könne, so ist zu dem letzteren die Zustimmung aller theiligten Factoren nothwendig. Es ist in den Willen der Ortsgemeinde gestellt, ob sie die erzwingbare Verpflichtung zur Errichtung eines Friedhofes, sei es allein oder in Vereinigung mit andern Gemeinden erfüllen wolle. Da nun die Gemeinde Bobor beschloß, für sich einen eigenen Communalfriedhof zu errichten, so hat sie dem Gesetze genügegeleistet und kann zu dem Pfarrfriedhofe zu keinem Beitrage herangezogen werden, am wenigsten auf Grund eines Majoritätsbeschlusses. Nach der Ministerialverordnung vom 31. December 1877 sind einstweilen die Angelegenheiten der zu einer Pfarrgemeinde gehörigen Katholiken von den Ortsgemeindevertretungen zu besorgen. Es ist aber noch nicht gesetzlich festgestellt, in welcher Weise die verschiedenen Concurrenzfactoren der Pfarrgemeinde zusammenwirken müssen, um einen für die Gesamtheit bindenden Beschluß zu bewirken. Vielmehr ist gegenwärtig bei solchen Verpflichtungen die Zustimmung sämmtlicher Concurrenzfactoren nothwendig und ist eine Majorisierung der Dissentierenden nicht zulässig.

A. Pinzger.

XXIII. (Gingegangene Verpflichtungen zur Leistung für Cultuszwecke verjähren sich nicht.) Mehrere Gemeinden in Böhmen weigerten sich zur Zahlung von Giebigkeiten an den Pfarrer in Choteborek, weil durch die Verpflichtungsurkunden nur ein privatrechtliches Schuldverhältnis begründet wurde, dieses aber durch Unterlassung der Einhebung seit dem Jahre 1847 erloschen sei. Ihre Beschwerde wies der Verwaltungs-Gerichtshof mit Erkenntnis vom 25. Februar 1897, Z. 1129

ab, denn in der Urkunde vom 5. Juni 1797 verpflichten sich die Gemeinden, die in Frage stehenden Gaben „seit altersher“ so auch in Zukunft ihrem Pfarrer zu leisten. Die Fertigung der Urkunde durch den Ortsrichter beweist, daß durch dieselbe nicht einzelne Ortsinsassen, sondern die Gemeinden als Körper verpflichtet waren. Da es sich um Abgaben für den Lebensunterhalt des Seelsorgers, also um Leistungen für Cultuszwecke handelt, so erscheinen diese als Leistungen öffentlich rechtlicher Natur, auf welche die Verjährungsbestimmungen des a. O. G. B., welches nach § 1 nur „die Privatrechte und Pflichten der Einwohner des Staates unter sich bestimmt“, keine Anwendung finden.

M. Pinzger.

XXIV. (Die Herstellung eines Thurmes in der bisherigen Form entspricht den Concurrenzvorschriften.)

In Attersee war die Thurmkuuppel schadhaft und sollte durch eine neue ersetzt werden. Während die Vermögensverwaltung der Pfarrkirche und die Pfarrgemeinde die Reconstruction in der bisherigen Kuppelform beehrte, beantragte der Patronatsvertreter die Herstellung in der dauerhafteren und weniger kostspieligen Form einer viereckigen Pyramide. Da eine Einigung der Concurrenzfactoren nicht erzielt werden konnte, so trafen die Administrativbehörden die Entscheidung, und zwar zuletzt das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht im Sinne der Anschauung der Patronatsvertretung. Der Verwaltungs Gerichtshof aber hob in Erkenntnis vom 13. Mai 1897 Nr. 2745 diese Entscheidung als im Gesetze nicht begründet auf. Bei Reconstructionsbauten an Kirchengebäuden sei im Falle der Nichteinigung der Concurrenzfactoren für die Form und den Umfang der Herstellungen und die Leistungspflicht des Patrons der bisherige Bestand maßgebend. Sowohl im Jahre 1829, als die Kuppel des Pfarrkirchthurmes neu hergestellt wurde, als auch im Jahre 1859, wo gelegentlich der Reparaturen der Kuppel eine schönere Form gegeben wurde, hatte der Patron seine Zustimmung zur Kuppelform gegeben und seinen concurrenzmäßigen Beitrag geleistet. Wenn nach der Vorschrift des § 32 des Gesetzes vom 7. Mai 1874, auf die sich der Patronatsvertreter berief, die Patronatslasten nur auf die bestimmte Kirche eingeschränkt sind, so folge hieraus, daß das Object der Patronatsverpflichtung, d. i. die bestimmte Kirche, in dem Umfange und der Gestaltung, wie dasselbe bei der Ueberrnahme des Patronates besteht, zu erhalten sei und der Patron eine Aenderung des Umfanges oder der Form der Kirche oder einzelner Theile behufs Verminderung der Patronatslasten nicht verlangen kann. Bei den obwaltenden thatsächlichen Verhältnissen mußte daher der Verwaltungs-Gerichtshof für die Reconstruction der Kuppel im Sinne der Kirchenvermögens-Verwaltung Attersee die Entscheidung treffen.

M. Pinzger.

XXV. (Ein bischöfliches argumentum ad hominem hinsichtlich des „Beichtmonopols“.) In der „W. Pr. Correspondenz“ von 1894 wurden von einem Einsender unter der Marke „Estote prudentes“ die unheiligen Folgen des sogenannten Beichtzwanges, vulgo Beichtmonopols, gezeichnet.

Der vortreffliche Bischof einer nahen französischen Diöcese, der die bösen Folgen dieses Zwanges in seiner Diöcese wohl kannte, schlug deshalb seine Ritter mit einem geharnischten argumentum ad hominem.

Die Gnadenzeit der heiligen Exercitien war gekommen. Mit den zahlreich erschienenen Priestern wollte auch der hochwürdigste Herr Bischof die geistlichen Uebungen mitmachen. Am Vorabende bischöfliche Heerschau und Ansprache ad captandam benevolentiam. Eingang ex circumstantiis und ex abrupto zugleich. „Hochwürdige Mitbrüder!“ — so ungefähr begann er — „ich beginne die heiligen Exercitien damit, daß ich bis zum Schlusse derselben allen Anwesenden jedwelsche Jurisdiction für den Beichtstuhl entziehe. Es ist nicht mehr als billig, daß Sie die Exercitienbeicht bei mir ablegen, daß die Schäflein bei ihren Hirten Trost und Hilfe suchen, damit Hirt und Herde sich kennen lernen und desto inniger miteinander verbunden bleiben.“ Gesichter!! Lautes Schweigen. Dann ecclesia murmurantium. Das ist doch zu bunt, meinen die Zungen, dazu sind wir nicht hiehergekommen. Es bleibt doch wahr, so die Alten, der gnädige Herr vergaloppiert sich in seinem Uebereifer, er hat noch zu wenig Erfahrung. Nun, rath der greise Decan von N., wir schicken eine Deputation an den Hochwürdigsten behufs Abänderung dieser Maßregel. Gesagt, gethan. Vortritt, Vorstellung, Vortrag. Antwort: „Quod dixi. dixi. Wird doch jeder Priester meiner Diöcese so viel Vertrauen zu mir haben, daß er bei mir beichten darf.“ Deputation ab.

Nächsten Morgen wiederholte Comitésitzung sämmtlicher Exercitianten. Erneute Vorstellungen. Antwort wie oben.

Mittags jedoch ergreift der umsichtige Kirchenfürst das Wort. „Meine Hochwürdigen Mitbrüder! Auf allgemeine Bitte ziehe ich die so mißliebige Bestimmung zurück. Es freut mich, daß Sie dieser Anordnung gegenüber so entschiedene Stellung genommen. Ich habe diese Entrüstung selbst beabsichtigt, um Ihnen auf eclatante Weise zu zeigen, wie wichtig, unklug und schädlich die Ausreden sind, welche gewisse Priester zu Gunsten des Beichtmonopols in Umlauf setzen. Wenn Sie einen Beichtzwang von meiner Seite desavouieren, warum suchen Sie so hartnäckig ihn durchzuführen gegenüber Ihrer Gemeinde? Wenn Sie selbst auch lieber bei einem andern beichten, als bei Ihrem Hirten, warum verargen Sie das Gleiche Ihren eigenen Schäflein? Wenn der Grund: „Alle Beichtväter sind Priester, alle gleich verschwiegen, ob sie euch kennen oder nicht“ — bei Ihnen nicht durchschlägt, wie sollten Ihre Gläubigen ihn begreifen? Wenn Sie selbst nicht glauben, daß es unter allen Umständen besser sei, dem eigenen Hirten sein Gewissen zu offenbaren, wie sollte dann das Ihren Untergebenen so einleuchtend sein? Wenn Ihnen solch tiefe Demuth, solch rücksichtsloses Zutrauen abgeht, den Lehrern aller Tugenden, wie können Sie vernünftigerweise solche Tugend von Ihren Schülern fordern und gerade von den großen Sündern? Wenn Sie sich abgestoßen fühlen von einem bischöflichen Beichtzwang, wird nicht das pfarrrliche Beichtmonopol viele Seelen Ihrer Gemeinden vom Beichtstuhl fernhalten und vielleicht ebenso viele zu ungiltigen Beichten veranlassen? Dies gerade in jenen Fällen, wo Sie das „immer beim eigenen

Seelenhirten beichten“ als einzige Remedur anpreisen — bei Gewohnheits- und Gelegenheits Sündern. Je schwerer die Sünden, je öfter die Rückfälle, je größer die Gefahr eines solchen Pönitenten, desto unheilvoller ist es, ihn so oder anders zu nöthigen, nur Ihnen zu beichten. Freilich ist es gut, wenn solche gewöhnlich dem gleichen Confessarius beichten, und wenn Sie allein sind in der Pfarrei, liegt es in den meisten Fällen nahe, daß nur Sie der confessarius ordinarius sein können. Aber üben Sie auch dann keinen moralischen Zwang aus auf solche Seelen; ziehen Sie wenigstens einigemal im Jahre einen fremden Beichtvater bei und bestehen Sie darauf, daß Personen, die öfters beichten, besonders wenn selbe „schwere Sünder“ oder junge Leute sind, beim extraordinarius sich stellen. Gewissensfreiheit vor allem, vor allem Gewissensfreiheit in Auswahl des Beichtvaters. Es ist bekannt, wie ausgedehnte Freiheit diesbezüglich der heilige Vater Leo XIII. selbst — gegen alle bisherige Gewohnheit — den Ordensleuten, speciell den Klosterfrauen gewährt hat; wie viel mehr will er sie also gewährleistet wissen hinsichtlich der gewöhnlichen Christen? Gehen Sie also heim, meine Mitbrüder, und erfüllen Sie den Willen des Papstes; gehen Sie heim und vergessen Sie die bischöfliche Arroganz nicht, welche sich das Beichtmonopol anmaßen wollte, aber auch nicht Ihrer Mißstimmung, mit welcher Sie das drückende Joch abwarfen. Was Du nicht willst, daß man Dir thut, das füg' auch keinem andern zu“.

So ungefähr mag der hochwürdigste Herr gesprochen haben. Schreiber hat es nur aus zweiter Quelle und kann deshalb nicht wörtlich referieren. Bei den meisten soll das bischöfliche Wort auf guten Grund gefallen sein. Die Hyperklugen werden wohl selbst seine Consequenz a pari und a fortiori nicht begriffen haben; ihr Saul heißt vor wie nach: „Grau ist jede Theorie etc.“ Ihr hättet schon recht, ihr Riesenpraktiker, wenn nur der kluge Kirchenfürst oder besser ihr, seine eminent praktischen Partner nicht ex absurdo bewiesen hättet, daß gerade die Praxis des Beichtmonopels nicht grün, sondern grau und schwarz ist, ob man sie auch mit der Schneebrille falscher Taktik oder unpriesterlicher Zelotypie als grün anschauen mag.

XXVI. (Einschreibung in die Bruderschaftsbücher. Weißes Scapulier.) Die Vorschrift der heiligen Kirche, die Namen der in die Bruderschaften 1. von der allerheiligsten Dreifaltigkeit, 2. der seligsten Jungfrau Maria vom Berge Karmel und 3. von den sieben Schmerzen Mariä durch Einkleidung in das weiße, braune und schwarze Scapulier Aufgenommenen an ein Kloster der betreffenden Orden: Trinitarier, Karmeliter, Serviten oder an eine nächstgelegene canonisch errichtete Bruderschaft (doch etwa innerhalb eines Jahres) einzusenden, um auch der Ablässe theilhaftig zu werden, kommt manchen hart, unpraktisch, hemmend vor. Wenn man aber die Convenienzgründe hiesfür beachtet, so wird man kaum mehr etwas dagegen haben und dieselbe gern befolgen.

1. Durch das Scapulier tragen die gültig eingekleideten Personen das Kleid jener Orden (in verkleinerter Form): der Trinitarier, Karmeliter, Serviten und wenngleich sie dadurch noch nicht dem dritten Orden derselben angehören, so stehen sie doch in einer besondern Gemeinschaft der Gebete,

Vußübungen, der Wirksamkeit und Verdienste (wohl auch der heiligen Messen) mit diesen Orden. (Es entsteht dadurch ein lebhaftes Interesse an dem Wohlergehen und Leiden derselben, ein gewisses Mitleben mit ihnen).

2. Daraus geht auch hervor, daß die betreffenden Orden ihrerseits ein Interesse an dem Fortschritt oder Rückschritt, das heißt am religiösen Gedeihen der Bruderschaften, die so eng mit ihnen verbunden sind, haben müssen; eine gewisse Controlo hierüber kann einigermaßen doch durch Einschreibung der Namen in die Bruderschaftsbücher erzielt werden.

Einer der Consultoren, welche im Jahre 1887 über diesen Gegenstand ihr Votum abgaben, begründet seine Ansicht über die Nothwendigkeit der Einschreibung bei den Scapulierbruderschaften folgendermaßen. Die Einschreibung des Namens in das Bruderschaftsbuch ist das einzige, dauerhafte und authentische Zeichen der Einverleibung in die Bruderschaft. (S. Beringer „Ablässe“ 10. Aufl. S. 534).

3. Dazu kommt, daß die Gläubigen gewöhnlich mehr Achtung und Liebe zu Bruderschaften haben, in denen sie eingeschrieben werden, besonders wenn die Namen in einem Kloster oder Bruderschaftsorte aufbewahrt werden, wo ihrer in den heiligen Messen und Gebeten gedacht wird. Verlangt man ja doch auch für Vereine, die nur einen losen Zusammenhang mit dem Vorsteher derselben und untereinander haben, eine Aufschreibung, wie viel mehr ziemt sich dies für eine eigentliche Bruderschaft. Die Ablass-Congregation hat am 16. Juli 1887 erklärt, die Einschreibung sei wesentlich zur Aufnahme bei allen eigentlichen Bruderschaften und darum gemäß Decret vom 27. April 1887 eine unerläßliche Bedingung.

4. Es ist auch wohl zu erwägen, daß die eingekleideten Gläubigen der Ablässe der Bruderschaften nicht könnten theilhaftig werden, wenn die Einschreibung und Einsendung ihrer Namen gänzlich unterbleibt.

Wenn schon die Aufschreibung und Einsendung der Namen Mühe, manchmal einige Unkosten verursacht, so tröstet und ermuntert doch der Gedanke, daß diese Mühe gewiß verdienstlich und die Unkosten vom lieben Gott reichlich werden vergolten werden, dazu kommt noch der herzlichste Dank der eingekleideten Gläubigen. *)

*) *U n m e r k u n g.* Der Unterzeichnete ist wie bisher bereit, die Namensverzeichnisse für die drei Bruderschaften in Empfang zu nehmen und dieselben sowohl dem eigenen Bruderschaftsbuch vom weißen Scapuliere einzuverleiben, als auch jene fürs braune nach Marienberg, sowie jene fürs schwarze nach Glurns zu übermitteln. Wohl erbittet er sich dieselben in triplo (und zwar in Folioformat) jedoch wird er für vielbeschäftigte hochwürdige Herren und welche die Namen auch nicht von anderen können abschreiben lassen (es ist ja für jede der drei Bruderschaften ein eigenes abgeschriebenes Namensverzeichnis erforderlich), auch weiter diesen Liebesdienst — die Abschreibung und zwar gratis besorgen. Allenfalls dafür gesendete Liebesgaben wird er zur Stiftung eines feierlichen Jahramtes am Feste der heiligsten Dreifaltigkeit für alle hier Eingeschriebenen, besonders die Wohlthäter verwenden. Hiemit sei zugleich der herzlichste Dank jenen hochwürdigen Herren erstattet, welche mit den Namen auch Liebesgaben einjendeten, wodurch diese schöne Stiftung ermöglicht wird. Jene hochwürdigen Herren, welche Bestätigung des Empfanges der Namensverzeichnisse wünschen, werden gebeten eine Correspondenzkarte mit Adresse oder Briefmarke (auch ausländische brauchbar) beizulegen. — Jedem Namensverzeichnis sollte der Name der Scapulierbruderschaft, in welche die Personen eingekleidet und aufgenommen

wurden, vorangestellt werden (z. B. auf den 1. Bogen: Scap. Ss. Trinitatis, auf dem 2. Bogen: Scap. B. M. V. de monte Carn., auf dem 3. Bogen: Scap. 7 dol. B. M. V.) — ebenso der Ort, wo, und die Zeit, Jahr und Tag, wann die Einkleidung stattfand, sowie auch der Name des einkleidenden Priesters oder doch des Einsenders kundgegeben werden. Für das Namensverzeichnis genügt dann Tauf- und Familienname der Eingekleideten.

Es folgen (als Fortsetzung im zweiten Hefte 1896) die Namen der Orte, aus denen Namen zur Einreihung in die Bruderschaftsregister an den Unterzeichneten eingesendet wurden: Bockstein, Haimersdorf, Schwarzenberg, Eggenfelden, Kronburg, Gorheim, Dietfurt, Obhochberg, Kalsching, Weibach, Vorken, Mariathal, Jnnsbruck (Redaction der Monatsrosen) Karthause (bei Düsseldorf), Wottkersegg, Elspe-Attenborn, Rabenstein, Dwingen, Perkenrade, Willnöß-Niederndorf, Stehl, Kronburg, Dingelstädt, Rumberg, Steyr, Niederndorf, Obersüßbach, Naturns, Niglsbach, Düsseldorf, Hagenberg, Würzburg, Schwaz, Sonntagsberg, Elbigenalp, Scholten, Gommerichwang, St. Wallburg, Wien (O. S. Dom.), Lichtenfels, Prettau, Uch in Polen, Lichtensteig, Mühlendorf, St. Wallburg, St. Nikolaus Alt., Mlagenfurt, Schönwald, Meran, Rajen, Inngolstadt, Wolpertshaus, Zuckmantel, Thiergarten, Bais, Woldegg, Chirlan, Tramin, Bregenz, D. Tirol, Mühlberg, Oberpinsbach, Feldthurns, Michalden, Hausen, Heiligenbrunn, Mietenberg, Ratsch, Algund, Krenglbach, Königswiesen, Tarranz, Traunstein, Friesenhofen, Stills, Jams, Maria=Ed, Emans, Sigolsheim, Doppelshausen, St. Georg in Klaus, Gärdenberg, Oberau, Marienthal, Reisse, Feldmanusberg, Weisach, Eich, Mainz, Chorheim, St. Leonhard, Limburg, Volbers, Krefeld, Braunweiler, Rufschein, Maishofen, Rabenstein, Bregenz, Sarntheim, Wiffigheim, Wierzenheiligen, Neusatz, Lauterbach, Kronburg, Schweitenkirchen, Stehl, Mühlendorf, St. Jakob Def., Gorheim, Kempen, Dorsten, Freinberg, Waidbruck, Niederneukirchen, Kaltern, Güttingen, Eggenthal, Leonfelden, Prettau, Kollerlschlag, Düsseldorf, Salmünster, Judenau, Lohr, Borchdorf, Feldkirch, Marling, St. Lorenzen, Ravensburg, Reinswald, Mals, Hüls, Strahwalden, Sonntagsberg, Wiedenbrück, Bergheim, Lienz, Miemingen, Münster in W., Sergen, St. Georgen N.-De., Baumgartenberg.

Schlinig bei Mals in Tirol. P. Karl Ehrenstrasser, Expositus.

XXVII. (Personal = Einkommensteuer juristischer

Personen.) Die Personal-Einkommensteuer trifft nur physische Personen; juristische (moralische) Personen unterliegen derselben nicht. Juristische Personen sind zum Beispiel der Staat, die Länder, Bezirke, Gemeinden, Corporationen, Vereine, Genossenschaften, Gesellschaften, Kirchen, Pfarren, Fonde, Anstalten. Nun ist nur diese juristische Person für sich, nicht aber auch die physischen Personen, welche die juristische Person bilden, von der Personal-Einkommensteuer frei. Wenn zum Beispiel eine Handels-Gesellschaft oder eine andere Genossenschaft, welche eine juristische Person bildet, ein Jahreseinkommen von 10.000 fl. hat, so ist wohl die Genossenschaft rücksichtlich des von ihr bezogenen Einkommens nicht steuerpflichtig, doch wenn von dieser Genossenschaft neun Personen ein Einkommen à 10.000 fl. beziehen, so ist jede dieser neun physischen Personen der Personal-Einkommensteuer unterworfen.

Die Steuerbehörde unterscheidet genau, ob sich ein Einkommen thatsächlich und in letzter Beziehung als ein Einkommen der juristischen Person oder nicht vielmehr als Einkommen von physischen Personen darstellt. Eine geistliche Communität hat es versucht und die Steuerfreiheit von dieser neuen Personal-Einkommensteuer angesprochen und kein Einbekenntnis gelegt, weil

juristische Personen dazu nicht verbunden sind und die Ordensmitglieder kraft der Gelübde kein Einkommen haben können. Daraufhin wurde der Communität von der k. k. Bezirkshauptmannschaft mitgetheilt, daß von der Communität als solcher allerdings keine Fassion begehrt werde, daß aber die Mitglieder der Communität ein Einbekenntnis zu legen haben, widrigenfalls gegen dieselben mit Ordnungsstrafen vorgegangen werden wird, und sie berief sich dabei auf § 158 Absatz 2 des Gesetzes. Nach Erlass vom 26. Jänner 1898, Z. 115 der k. k. Finanzbezirksdirection sei es auch gestattet, daß die Vorstehung der Communität ein cumulatives Einbekenntnis zur Bemessung der Personal-Einkommensteuer lege für alle Mitglieder derselben, auch für die, welche auswärts exponiert sind.

Eibesthal (N.-De.)

Fr. Kiedling, Pfarrer.

XXVIII. (Schülerausflüge.) Der k. k. Bezirksschulrath zu M. hat über die Schülerausflüge, deren Wert von allen Pädagogen anerkannt wird, wenn der Hauptzweck derselben die Weckung und Pflege des Sinnes für die Natur, für historische denkwürdige Stätten, wie zum Beispiel Kirchen, Wallfahrtsorte in der Heimat, ist und wenn bei denselben durch den zwanglosen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler praktische Belehrungen über Natur der Heimatskunde gegeben werden oder der Frohsinn der Jugend durch die Veranstaltung von Jugend- und Turnspielen in die richtigen Bahnen gelenkt wird, folgendes angeordnet:

1. Halbtägige Schülerausflüge können über Beschluß der Locallehrerconferenz der betreffenden Schule von den Classenlehrern oder Lehrerinnen an Ferialtagen unternommen werden.

2. Von diesem Beschlusse ist der Bezirksschulrath unter Anführung des Programmes des Ausfluges und des auf jedes Kind entfallenden Kostenbetrages acht Tage vor Ausführung des Ausfluges in Kenntniß zu setzen.

3. Zu ganztägigen oder zu Ausflügen, welche von mehreren Classen unternommen werden, ist unter Einhaltung der sub 2 aufgeführten Bedingungen die Genehmigung des Bezirksschulrathes einzuholen, doch muß hiebei, falls der Ausflug an einem Schultage veranstaltet werden soll, die Gewährung eines außerordentlichen Ferialtages seitens des Ortsschulrathes nachgewiesen werden.

4. Bei jedem Schülerausfluge muß für eine hinreichende Ueberwachung durch Lehrpersonen gesorgt sein und sind bei Ausflügen von Mädchenclassen in erster Linie die weiblichen Lehrkräfte zur Theilnahme verpflichtet. R.

XXIX. (Deutlichkeit der Matrifenauszüge.) Ein Erlass der niederöstrerr. Statthalterei vom 8. Jänner 1897, Z. 112.890 fordert sämtliche Matrifenauführer auf, sich bei Ausfertigung der für Ungarn sowohl als auch für fremde Staaten bestimmten Ex offio-Matrifenauszüge, deren äußere Form und Einrichtung dem Auslande nicht geläufig ist, und welche überdies vielfach in fremde Sprachen erst übersetzt werden müssen, einer ganz besonders deutlichen Schrift und einer ebenso sorgfamen Genauigkeit befleißigen zu wollen, wie bei den für das Inland bestimmten. R.

XXX. (Verpflichtung zum Fastengebot.) Dürftige Katholiken gehen alljährlich zur Frühlingszeit in protestantische Länder, um

dort den für ihre Familien nöthigen Lebensunterhalt zu gewinnen. Die Protestanten geben ihnen nur Fleischspeisen. Darüber beunruhigt, wenden sie sich an ihren Seelsorger. Dieser gibt ihnen mit Recht die Erlaubnis, alles zu essen, was ihnen vorgesetzt wird. Denn jene Arbeiter sind entbunden von dem kirchlichen Fastengebote durch den Nothfall, weil sie keine andere Nahrung haben können. Die Erlaubnis ihres Pfarrers ist an und für sich nicht nöthig, aber zur Beruhigung des Gewissens wird es gut sein, daß er ihnen die Erlaubnis oder Dispens gibt. Obiges gilt gleichmäßig bezüglich der Charwoche, wenn es die Nothwendigkeit erheischt. Indessen, fügt der Ami du Clergé (XXII. 50.), dem wir obiges entnehmen, bei, würden sie viel besser thun, zu ihrer Pfarre zurückzukehren, wenn möglich, um ihre religiösen Pflichten zu erfüllen.

Freistadt.

Prof. Dr. Kerstgens.

XXXI. (Die allgemeinen Anniversarien.) Das Augustheft der Ephem. liturgicae behandelt auf eine belgische Anfrage hin die Anniversaria defunctorum late sumpta, unter denen sie die Jahrtage verstehen, die für alle verstorbenen Parochianen oder alle Verstorbenen einer Bruderschaft an einem bestimmten Tage abgehalten werden. Die römische Zeitschrift sagt, daß nach einer bereits festgesetzten, aber noch nicht veröffentlichten Mißverung des liturgischen Rechtes solche Jahrtage nunmehr auch in Duplicibus minoribus abgehalten werden können. Dahin gehören besonders auch die Requiem, die bei uns vielerorten am Montag nach dem Kirchweihsonntag abgehalten werden.

Dr. Kerstgens.

XXXII. (Kann ein Bischof die Priester seiner Diöcese verpflichten, sich den geistlichen Übungen [Exercitien] zu unterziehen?) Den Wert der Exercitien haben, sagt die „Virtentasche“, so viele Päpste anerkannt, daß es fast überflüssig ist, dabei zu verweilen. Namentlich waren es Paul V., Clemens XI., Alexander VII., Innocenz XI., Pius IX. Mit Berufung auf die ausdrückliche Weisung der Päpste an die Bischöfe, die Exercitien dem untergeordneten Clerus auf das angelegenste anzuempfehlen, haben denn auch viele Provinzialconcilien und Diöcesan-Synoden auf die Nothwendigkeit, sich an den Exercitien vonseiten des Clerus zu betheiligen, hingewiesen. Angesichts der Aussprüche der Päpste und der Weisungen der Provinzial- und Diöcesan-Synoden erscheint es wohl nicht in das Belieben des Bischofes gestellt, sondern als seine dringende Pflicht, die Priester zur Betheiligung an den Exercitien zu veranlassen. Die Art und Weise der Ausführung ist dem einzelnen Bischofe anheim gestellt, der dabei gewiß seiner dreifachen Stellung als Hirte, Vater und Bruder besonders seinen Priestern gegenüber stets eingedenk bleiben wird.

Dr. Kerstgens.

XXXIII. (Gesetzliche Voraussetzungen für die Leistung des Patronatsdrittel zu Bauherstellungen an Kirchengebäuden in Tirol.) Nach mehreren für Tirol geltigen Hofdecreten ist der Patron dann zur Concurrenz heranzuziehen, wenn die Kirche kein entbehrliches Peculium, das heißt nicht soviel Vermögen besitzt, daß sie entweder aus den Interessen allein, oder auch mit Aufwendung

eines Theiles ihres Stammvermögens, ohne daß es ihr an der weiteren hinlänglichen Bestreitung der Currenterfordernisse mangelt, derlei Auslagen zu bestreiten vermag. Der Zweck dieser Bestimmungen ist offenbar, daß einerseits der Kirche unter allen Umständen soviel Stammvermögen bleiben muß, um aus den Erträgen desselben ihren Obliegenheiten nachkommen zu können, und daß andererseits die Concurrenzpflicht des Patrons insofern eine subsidiäre sein soll, daß vor allem das entbehrliche Kirchenvermögen für die Bauhaltung der Kirchengebäude zu dienen hat und nur bei Abgang eines entbehrlichen Vermögens der Patron zur Bestreitung dieser Auslagen herangezogen werden darf. Demnach fallen für die Beurtheilung, ob eine Concurrenz des Patrons einzutreten hat, zwei Momente ins Gewicht: es ist einerseits das Stammvermögen der Kirche festzustellen, und es sind andererseits die Einnahmen dieser Vermögens- sowie die auf demselben haftenden Auslagen zu erheben, um constatieren zu können, ob und welcher verfügbare Ertragsüberschuss und ob und welches verfügbare Stammvermögen vorhanden ist. Da sowohl nach den Bestimmungen des gemeinen Kirchenrechtes, wie auch nach den Normen des österreichischen Rechtes die Instandhaltung einer Kirche grundsätzlich und in erster Reihe auf dem Kirchenvermögen haftet und die Concurrenzpflicht anderer Factoren, zum Beispiel des Patrons, nur eine subsidiäre ist, die nur dann und insoweit einzutreten hat, als ein Kirchenvermögen nicht oder nicht zureichend vorhanden ist, so muß hieraus gefolgert werden, daß auch die Auslagen für die ordnungsmäßige Bauhaltung des Kirchengebäudes bei Feststellung des Vermögensstandes berücksichtigt werden müssen. (Erkenntnis des k. k. Verwaltungsgerichtshofes vom 16. März 1896, Z. 1366.)

Torskie (Galizien).

Dr. Josef Schebesta.

XXXIV. (Unrechnung von Auslagen in der Fassion.) Ein dalmatinischer Pfarrer bestreitet aus seinem Pfarreinkommen für seine Kirche zu Cultuszwecken Wein, Del, Kerzen, sowie andere Auslagen. Diese nun stellt er in seiner Fassion als das Pfarreinkommen belastend ein; allein von den competenten Behörden wurde im ordentlichen Rechtswege jene Post gestrichen, weil nach einem Decrete aus dem Jahre 1842 „das aus den Grundstücken und Dominicalrechten der Pfarre herührende Einkommen für die Vergangenheit wie für die Zukunft als von jeder Belastung frei anzusehen ist und ungeschmälert dem Pfarrer gebührt“. Daher argumentierte das um seine Entscheidung angegangene k. k. Reichsgericht, war der Kläger auf Grund dieses bis nunzu von keiner Seite angefochtenen Decretes berechtigt, jede Leistung aus dem Pfarreinkommen für die Kirche insolange einzustellen, als obiges Decret zu Recht besteht und nicht durch eine andere competenterseits erlassene Entscheidung aufgehoben wird. Wenn er desungeachtet aus dem Pfarreinkommen die von ihm gemachten Auslagen bestritten hat, ist diese Ausgabe als für eigene Rechnung gemacht anzusehen und er kann daher, insolange das obige Decret in Wirksamkeit steht, den Betrag jener Ausgaben dem Religionsfonde nicht in Unrechnung bringen. Ein Pfarrer nämlich, welcher Auslagen für die Kirche bestreitet, obgleich dieselben nach einer Entscheidung der competenten

Administrativbehörde das Pfarreinkommen nicht belasten, kann, solange diese Entscheidung zu Recht besteht, die Anrechnung dem Religionsfonde gegenüber nicht durch Klage auf Congruaergänzung vor dem Reichsgerichte geltend machen. (Erkenntnis des k. k. Reichsgerichtes vom 26. April 1895, Z. 96.)

Dr. Schebesta.

XXXV. (Cultusauslagen.) Cultusauslagen gehören nicht in den Jahresvoranschlag der Ortsgemeinde. Bei Ortsgemeinden, welche aus mehreren und nach verschiedenen Orten eingepfarrten Fractionen bestehen, ist es Aufgabe der Gemeinde, in Vertretung der Pfarrlinge gemäß der Ministerialverordnung vom 31. December 1877, R.=G.=Bl. Nr. 5 ex 1878, den allfällig bestehenden Obliegenheiten der einen oder anderen Pfarrgemeinde gerecht zu werden und nach § 36 des Gesetzes vom 7. Mai 1874, R.=G.=Bl. Nr. 50, zur Bedeckung dieser Cultusbedürfnisse durch die Ausschreibung einer Umlage auf die Mitglieder der respectiven Pfarrgemeinde, und nur auf diese Sorge zu tragen. Sollte sich hiebei wegen der Abgrenzung der Pfarrsprengel oder aus was immer für einem sonstigen Grunde der kirchlichen Zugehörigkeit zwischen den beiden Pfarrgemeinden ein Streit ergeben, so haben hierüber gemäß § 55 des citierten Gesetzes vom 7. Mai 1874 die Verwaltungsbehörden zu entscheiden. (Erkenntnis des k. k. Verwaltungs-Gerichtshofes vom 15. Juni 1895, Z. 3069.)

Dr. Schebesta.

XXXVI. (Festsetzung des Concurrrenzbeitrages für die Erweiterung eines Pfarrfriedhofes durch ein für die Pfarrgemeinde wie für den Patron rechtsverbindliches Uebereinkommen.) Das k. k. Ministerium für Cultus hatte mittelst Entscheidung die Pfarrgemeinde D. verpflichtet, zu den Kosten der im Jahre 1888 durchgeführten Erweiterung des dortigen Friedhofes mit dem Betrage von 653 fl. 66 kr. zu concurriren. Diese Entscheidung wurde damit begründet, daß bei der im Jahre 1888 vorgenommenen Collaudierung der Herstellungen, der von der Pfarrgemeinde zu bezahlende Concurrrenzbeitrag in Verhältnisse zu jenem des Patrons unter Zustimmung der Vertreter der Pfarrgemeinde mit dem Betrage von 653 fl. 66 kr. festgesetzt wurde, wodurch ein für beide Parteien rechtsverbindliches Uebereinkommen zustande gekommen ist, von welchem seitens der Gemeinde D. nachträglich nicht mehr abgegangen werden darf. Die Beschwerde bestreitet den Bestand eines Uebereinkommens zwischen den beiden Concurrrenzfactoren und ist des Erachtens, daß bei Bedachtnahme auf die schon im Jahre 1879 bewirkte Friedhofsverlegung, zu welcher die Pfarrgemeinde mit 1183 fl. 83 kr. concurrirte, der diese Gemeinde noch dermal treffende weitere Betrag in Rücksicht auf die bei der Erdauslockerung und Baubegebung erzielten Ersparnisse nicht 653 fl. 66 kr., sondern nur 424 fl. 6 kr. betrug.

Das Erkenntnis des Verwaltungs-Gerichtshofes, das die Beschwerde abwies, stützt sich auf folgendes: Mit rechtskräftigem Erkenntnis der competenten k. k. Bezirkshauptmannschaft aus dem Jahre 1878 wurde der mit der Verlegung des Friedhofes verbundene Aufwand für Hand- und Zugarbeiten der Gemeinde in dem Betrage von 1847 fl. 82 kr. zur Last gelegt. Diesen Betrag für die Gemeinde nicht zu erhöhen, verpflichtete sich

das mitbetheiligte Patronat, das die Ausführung der Friedhofsverlegung zu unternehmen hatte und zwar auf folgende Weise: Ein Theil des Friedhofes wurde im Jahre 1879 verlegt, die Beendigung der Verlegung geschah 1888. Da diese Weise 1879 vereinbart wurde, ohne daß die Gemeinde Einsprache erhob, so ist hiedurch einerseits das Patronatsamt zur Durchführung der Friedhofsverlegung in ihrer Gänze ohne weitere Belastung der Pfarrgemeinde, andererseits diese letztere in Uebereinstimmung mit dem behördlichen Concurrenzerkenntnisse verpflichtet, für die bezüglichlichen Kosten mit dem in diesem Erkenntnisse zum Ausdruck gelangten Betrage aufzukommen. Für die im Jahre 1879 durchgeführte Verlegung des Friedhofes auf die Theilfläche wurde die Gemeinde mit dem Betrage von 1183 fl. 83 kr. belastet, welcher Betrag von ihr auch geleistet wurde. In Rücksicht auf die Rechtskraft dieser Entscheidung des Ministeriums sind daher Einwendungen gegen die Arbeiten und Kosten, welche den Gegenstand derselben gebildet haben, dermal nicht mehr zulässig. Es kann sich daher gegenwärtig nur noch darum handeln, ob seitens des Patronatsamtes dem der Pfarrgemeinde zustehenden Rechtsanspruche, daß die ihr aus der Friedhofsverlegung in ihrer Gänze erwachende Last die Beitragsziffer des ursprünglichen Concurrenzerkenntnisses nicht übersteige, auch bei der Nachtragsherstellung Rechnung getragen wurde. Dies ist nun auch thatsächlich geschehen. Denn der Betrag, den die Gemeinde 1879 gegeben, summiert zu dem Betrage der Nachtragsherstellung, erreicht noch nicht die ursprünglich der Gemeinde aufgetragene Zahlung in der Höhe von 1847 fl. 82 kr. (Erkenntnis des k. k. Verwaltungs-Gerichtshofes vom 7. November 1894, Z. 4101.)

Dr. Schebesta.

XXXVII. (Kerzenaufzünder oder Aufzundwachs?)

Große Sorgen und Unannehmlichkeiten bereiten einem ordnungsliebenden Priester die Wachstropfen auf den Altartüchern. Kaum ist am Vorabend oder Morgen eines hohen Festes der Altar mit frischer blendend weißer Leinwand bedeckt, so grinsen vielleicht schon bei Beginn des Hochamtes, sicher vor der feierlichen Vesper, oder sacramentalen Andacht dem Celebranten verschiedene buntscheckige Wachstropfen von derselben entgegen, und verbittert ihn und der Kirchenwäscherin das Leben. Man suchte längst Abhilfe und nimmt sie, wo sie zu bekommen, hat solche also noch nicht überall gefunden. In München wurde ein Kerzenanzünder construiert für Benzingebrauch; Wachstropfen kommen durch ihn beim Aufzünden sicherlich keine auf den Altar, wohl aber beim Auslöschchen der Kerzen, weil das Löschhörchen beim fraglichen Aufzünder zu klein ist, deshalb an den Kerzen anstößt und, wenn es nach Löschung von drei bis vier Lichtern nicht gereinigt wird, ganz gewiß das Altartuch mit abscheulichen schwarzen Wachstropfen verunreinigt. Auch hat dieser Aufzünder andere Mängel. Trotz seines verschiebbaren Cylinders kann ein Luftzug die empfindliche Benzinflamme löschen; glimmte der Docht einer Kerze etwas stark ab, so ist sie mit dem Benzinanzünder meist gar nicht mehr aufzuzünden, weil seine Spitze gerade mißdet, anstatt im Bogen. Ob letztere Construction dabei möglich wäre, muß Einsender dem Urtheile der Verfertiger überlassen. — Nun wird seit einiger Zeit

auch von Wachsziehern „nichtabtropfendes Aufzündwachs“ empfohlen. Damit ist der fraglichen Calamität wirklich abgeholfen, für den Fall nämlich, daß es nicht abtropft. Einsender hat „nichtabtropfendes Aufzündwachs“ bezogen, das tropfte wie ganz gewöhnliche Rodel; er hat aber auch wirklich nichtabtropfendes erhalten zum Beispiel von der Firma „Herlisfer“ in Gmünd, Württemberg. Das Pfund kostet 2 Mark. Also: Aufzündwachs, das nicht abtropft, und zum Löschen ein größeres Hörnchen!

Zell a. A. Baden.

Pfarrer L. Löffler.

XXXVIII. (Aufluger Eifer.) „Er will allen alles werden“, nämlich mancher unüberlegte Seelsorger, und fängt dabei auf eine recht verkehrte Art an. Weil in der Gemeinde eine Darlehens-Casse noch fehlt und doch manchmal arme Leute Geld leihen wollen und müssen, die keine Hypothek und keinen Bürgen stellen können, so denkt er: „Ich will den sich ansammelnden Baufond dazu benützen. Wird einmal gebaut, so ist das Geld schon wieder da.“ So ließ er ein hundert Mark nach dem andern aus und wird als ein „guter Herr“ gepriesen. Als aber nach einigen Jahren der Bau da stand, und nun der Rest bezahlt werden sollte, fehlten ein paar Tausend Mark, für welche nur ziemlich aussichtslose Schuldscheine da lagen. Der „gute Herr“ war inzwischen arm gestorben, und auch die Familie konnte nichts ersetzen.

2. Ein alter Herr hatte den Namen, „er habe früher Medicin studiert, und kenne viel von Krankheiten“. Die Wahrheit war, daß er an den Anordnungen der neueren, besonders der jüngeren Aerzte, immer Vieles zu tadeln hatte, und so wurden die Kranken, respective deren Angehörigen, oft von ihm ermahnt, diese oder jene Anordnung des Arztes nicht zu befolgen, ja er kritisierte auch wohl einzelne Aerzte in scharfer Weise: „der versteht ja nichts, Ihr hättet besser den Sanitätsrath X. gerufen“ u. dgl. Resultat dieser über-eifrigen respective -flüssigen Bemühungen: 1. Klage und Verurtheilung wegen einer Beleidigung des Arztes Z zu 100 Mark Strafe. 2. Manche unliebsame Ueberraschung, auch wohl einmal mit heiterem Beigeschmack. In einer Conferenz erzählte er zum Beispiel vor zwei Jahren mit Behagen, wie lezthm ein Mädchen durch seine glückliche Dazwischentunft von einem sicheren Tode gerettet worden sei. „Ich hatte die Patientin, welche am Nervenfieber darniederlag, mit den heiligen Sterbesacramenten versehen, und besuchte sie des anderen Tages wieder. Da lag die Armste, denken Sie meine Herren, in einer Mulde mit kaltem Wasser, die schwache Person! Natürlich gab ich sofort Befehl, sie herauszunehmen. Sie ist nun auch jetzt Gott sei Dank wieder gesund, allein noch einige Minuten in dem kalten Wasser und sie wäre verloren gewesen.“ Da erhob sich sein mitanwesender Vicarius. „Herr Pastor, Sie haben bloß den ersten Theil der Geschichte erzählt. Darf ich jetzt den zweiten hinzufügen? Als Sie fort waren, kam der Doctor und verwunderte sich nicht wenig, daß man die Kranke, seiner Anordnung zuwider, sogleich wieder aus dem Wasser gethan. Wenn ihr den Pastor als euren Arzt habt, so bin ich hier überflüssig. Wollt ihr aber die Verantwortung für den Tod der Tochter nicht auf euch nehmen, so laßt sie ruhig liegen so lange Zeit, wie ich es verordnet habe.“ —

Natürlich ist das auch gleich geschehen und nun wird der Arzt sagen: „Wäre ich nicht gerade darüber gekommen, so war das Mädchen wahrscheinlich verloren.“ (Das Fieber war so hoch gestiegen, daß nur ein so drastisches Mittel noch retten konnte.) Die Anwesenden hatten nun die Wahl, wen sie als Lebensretter der Patientin ansehen wollten, den Pastor oder den Doctor.

3. Ein bayerischer Pfarrer war ein tüchtiger Musikant und hatte darum sich einen neuen Kirchenchor herangebildet, der zugleich kirchliches Musikcorps war, das heißt den Gesang gelegentlich mit Posaunen begleitete oder auch selbständig Musikstücke zur Aufführung brachte. So spielten sie um Weihnachten nach der Wandlung alljährlich einen hübschen Hirten-Choral, Composition des Pastors, mit einem herrlichen Trompeten-Solo, auf welches sich immer Jung und Alt freute. Nun traf es sich leider anno 1876, daß der Trompeter des Vereines tags vor Weihnachten erkrankte. Den Choral aber ohne Trompete aufzuführen, schien dem guten Pfarrer unmöglich. Kurzgefaßt steckte er die Trompete in die Albe und der mit zum Ministrieren bestellte Pater, der von der Sache keine Ahnung hatte, schaute dieser Manipulation zwar mit geziemendem Schweigen, aber doch höchlich verwundert zu, während der Expositus (Rector der Filiale) verständnisvoll lächelte. Nach der Wandlung begannen auf der Orgel die Bläser ihr Pastorale (Hirten-Musik), und wie sie eine Pause eintreten ließen, setzt der Celebrans — die Trompete an seine Lippen, und das liebliche Solo zittert und schmettert durch die weiten Hallen des Gotteshauses. Das war zwar praeter und contra rubricas, aber der gute Pfarrer hat gewiß vermeint, damit nicht bloß den Pfarrkindern, sondern auch dem lieben Christkindlein einen Dienst zu thun. Er wollte ihnen gar — Trompeter werden.

Breberen (Rheinpreußen).

Wilhelm Bongartz, Pfarrer.

XXXIX. (Die Wichtigkeit des Unterrichtes für die richtige Seelsorgspraxis.) Im Alumnate werden die Arbeiter im Weinberge des Herrn herangebildet. Einige Professoren haben die wissenschaftliche Vorbildung des ganzen Diöcesanclerus in den Händen. Wie wichtig es da ist, daß richtige Kräfte ausgewählt werden, welche nicht nur doctores, sondern auch docti sind, und welche ihre Zeit verstehen, liegt auf der Hand. Und wie schädlich, ja geradezu devastierend Professoren wirken können, welche jahraus jahrein ihre vergilbten Papiere vorlesen und deren neueste Citate aus den Siebziger Jahren sind, ist jedem klar und besonders dem, der seine Ausbildung theilweise unter solchen Lehrern genossen hat. Welch schwere Verantwortung lastet auf einem solchen Herrn, wenn er seiner Aufgabe nicht gewachsen ist und die jungen Herren in das praktische Leben hinaus-sendet, wo sie hilflos dastehen und ihr Leben lang halbe Figuren spielen, wenn sie nicht zufällig den mächtigen Drang in sich fühlen, sich selbständig fortwährend weiterzubilden. Welch eine herrliche Wissenschaft ist die Pastoraltheologie und wie anziehend läßt sie sich gestalten, wenn der Docent seine Zeit, und die Aufgabe des Clerus in der Zeit versteht. Wenn aber Männer diese Wissenschaft vortragen, welche von der praktischen Seelsorge nichts verstehen, welche nie in einer Volksschule gelehrt, welche Praxis weder geübt, noch ein Verständnis dafür haben; und wenn Gott in seinem unerforsch-

lichen Rathschlüsse solchen Herren eine lange Thätigkeit schenkt, welche nachtheilige Folgen ergeben sich daraus! Was nützen alle theoretischen Abhandlungen über den homiletischen Vortrag zc., wenn der Professor keine blasse Idee hat, wie dieselben in die Praxis umzusetzen wären. Für Schulung des Vortrages geschieht in den mir bekannten Seminarien gar nichts, darum auch der Mangel an bedeutenden Rednern im Weltclerus. Man verlangt vom Seelsorger gewisse medicinische Kenntnisse, nennt aber im theologischen Lehrkurs nicht einmal den Namen: Pastoral-Medicin. Man schlägt in anderen Disciplinen wochenlang auf längst abgethanen Irrthümern herum und übergeht die modernen so rasch wie möglich und überläßt den Seelsorgern selbst, sich die Kenntnis und die richtige Werthschätzung des apologetischen Momentes zu verschaffen. Es nützt auch nichts, viel darüber zu reden oder zu schreiben, daß man zum Beispiel die modernen Irrthümer in der Schule widerlege; daß man das Sacrament der Ehe in der Schule behandle. Es sieht jeder verständige Priester ohne gelehrte Artikel die Nothwendigkeit respective Nützlichkeit einer Behandlung ein, aber nur um das Quomodo? handelt es sich, da ist des Pudels Kern. Nicht jedem ist es verliehen, das Richtige zu treffen, und wenn auch jeder Katechet verschiedene Wege wandelt, so wünscht er doch eine allgemeine Anleitung. Es nützt auch nichts, über gewisse Casus lange Artikel zu schreiben und die sämmtlichen neuen und alten Autoren zu citieren, und den Fall advocatenmäßig zu drehen und zu wenden, denn viele lesen solche überlange Artikel überhaupt nicht; andere wissen am Ende soviel wie früher; nur die Gelehrten *ex cathedra* haben eine Freude daran, und für diese sind sie nicht geschrieben. Von Adam und Eva anzufangen, mag bei Principienfragen unerläßlich oder doch wünschenswert sein. Ein Fictum aufzubauschen und zu verwirren, ist nach meiner Ansicht kein Erfordernis der Wissenschaft; schwieriger und verdienstvoller scheint mir zu sein: ein Factum in klarer bündiger Weise allseitig zu beleuchten.

Spital am Semmering.

Johann Seidl, Cooperator.

XL. (Das schönste und kräftigste Morgengebet.)

Schlägt man manche Gebetbücher auf, so findet man oft darin Gebete als Morgen- und Abendandacht bezeichnet, die nicht warm und nicht kalt sind. Wie dieses sogar Laien auffällt, wenn sie sonst beim Beten etwas denken, beweist folgender Vorfall, den der bekannte F. A. Wegel in einer seiner Schriften erzählt. Eines der Kinder der freiherrlichen Familie von Frankenstein hatte einst auf einer Reise eine hübsch stark verschnörkelte Morgenandacht vorgebetet. Am anderen Morgen sagte der Vater Georg Arbogast, Freiherr von und zu Frankenstein (gest. 1890): „Heute bet' ich“. Und er begann mit seiner kräftigen, tiefen Stimme: „Im Namen des Vaters . . . Vater unser, der du bist in dem Himmel . . .“

Es soll aber damit nicht gesagt sein, daß das Morgengebet aus nichts anderem als aus dem Vaterunser bestehen soll. Werden ja doch die Kleinen in der Schule schon gelehrt, daß eine Empfehlung an Maria, an den heiligen Schutzengel und an den heiligen Namenspatron morgens und abends am Plage ist. Aber das schönste und wirksamste Gebet ist und bleibt doch das Gebet des Herrn, das uns Jesus, die Weisheit selbst,

gelehrt hat. Dieser Meinung ist auch der selige Alban Stolz, der in seinem „unendlichen Gruß“ folgendes sagt: „Ueberhaupt wüßte ich auf der Welt kein besseres Morgengebet aufzutreiben, als wenn du jeden Morgen ein Vaterunser und Begrüßet=seist=du=Maria beten würdest, aber mit langsamem, ernstlichem Nachsinnen dazwischen, so daß es fast eine Viertelstunde lang dauerte“.

Schwarzenberg.

Augustin Freudenthaler, Coop.

XLI. (Andacht zu Maria und glückliche Sterbestunde.) Es war im Mai des Jahres 1886 und zwar am letzten dieses Monates, als mir gegen Abend gemeldet wurde, daß in einem Bauernhause ein hochbejahrter „Einleger“ krank sei; ich möchte ihn versehen, wann es mir beliebt, da es noch nicht so gefährlich um ihn stehe. Ich solle jedenfalls das Gewitter abwarten, das soeben loszubrechen drohte und wenn ich nach der Maiandacht, die jedesmal um sieben Uhr ist, komme, so sei es bald genug. Ich versprach es. Der Bote entfernte sich, auch das Gewitter gieng vorüber. Die Zeit zum Abendmahle, sechs Uhr, kam heran. Da war es mir, als ob mich immer eine innere Stimme mahnte, ich solle vor der Maiandacht den Kranken versehen. Ich wollte jedoch der Stimme kein Gehör geben, da ich, wie die erste, so auch die letzte Maiandacht gerne halten wollte. Um indessen aus der Unruhe, die mich da befiel, herauszukommen, legte ich mir die Sache folgendermaßen zurecht. Wenn meine Herren Mitbrüder bei Tisch von dem in Aussicht stehenden Verschgang zu sprechen anfangen, und der Herr Collega sich mir freiwillig anbietet, die Maiandacht zu übernehmen, dann will ich noch vor derselben den Verschgang machen, sonst nachher. Beides aber geschah. Ich machte mich nun auf den Weg und traf den Kranken noch angekleidet im Bette liegen. Er beichtete ordentlich. Auf einmal aber merkte ich, wie sein Antlitz erbleichte und alle Anzeichen des nahen Todes eintraten. Ich spendete ihm nun die heiligen Sterbesacramente in der kürzesten Form, und als ich ihm die Generalabsolution gab, that er noch einen Seufzer und verschied. Im selben Augenblicke verkündete die Glocke der eine halbe Stunde weit entfernten Pfarrkirche „Ave Maria“. Die Maiandacht war zu Ende. Die Leute im Hause waren sprachlos vor Erstaunen und konnten mit mir Gott nicht genug danken, daß der gute Alte noch rechtzeitig versehen ward. Die Wirtschafterin des Hauses erzählte nun, daß der Hingeschiedene seinerzeit mit einer gewissen Aufmerksamkeit den Hausleuten jedesmal meldete, wann Ave Maria geläutet wurde, und ich glaube, daß sich die seligste Jungfrau, „die Zuflucht der Sünder“, durch die Anregung zum rechtzeitigen Verschgange für den Liebesdienst des Greises dankbar gezeigt hat.

XLII. (Das Gebet ad mentem Pontificis.) Für sehr viele Ablässe ist die Bedingung gestellt, daß man eine Weile nach der Meinung des heiligen Vaters bete. Am 13. September 1888 beantwortete die S. C. Indulg. die Frage, ob es genüge, mentaliter zu beten, um die gestellte Bedingung zu erfüllen, also: „Laudabile quidem est mentaliter orari, orationi tamen mentali aliqua semper adjungatur oratio vocalis.“ Eine zweite Frage, die besagte heilige Congregation an

demselben Datum beantwortete, lautete: ob die Meinung, daß auch ein einziges Pater, Ave und Gloria genüge, verwerflich und vielmehr festzuhalten sei, daß fünf Pater und Ave oder ein entsprechendes Aequivalent verrichtet werden. Für diese Frage wurde auf eine frühere Antwort vom 29. Mai 1871 in Briocen verwiesen, welche lautete: „Preces requisitae in Indulgentiarum Concessionibus ad adimplendam summi Pontificis intentionem, sunt ad unius cujusque fidelis libitum, nisi peculiariter assignentur.“ Man kann also weder bestimmte Formeln, noch ein bestimmtes Quantum dieses Gebetes ad mentem Pontificis als Bedingung des Ablasses hinstellen.

XLIII. (Auch eine Praxis, einen Sarg zu ersparen!)

Jrgendwo war ein Leichenbegängnis mit einem „Mitgang“. Auf dem Wege zur Kirche sagte — was auch nicht sein sollte — der conducierende Priester zu dem die Leiche begleitenden, „der N. hat ein Kind bekommen“. Obwohl schon längere Zeit in der Seelsorge stehend, verstand der jüngere Priester den Sinn der gesprochenen Worte nicht. Erst die spätere Erklärung mußte die Sache dahin erläutern, daß in demselben Sarge, der die Leiche eines Erwachsenen barg, die Leiche eines todtgeborenen unehelichen Kindes hineingelegt worden war, das laut ärztlicher Erklärung schon vier Tage vor seiner Geburt abgestorben war. Da vielleicht auch anderswo dieser „billige“ Vorgang eingehalten wird, um einen Sarg zu ersparen, soll sowohl auf die Unschicklichkeit wie auf die Unerlaubtheit obigen Vorganges hingewiesen werden. Rundweg zu erklären, daß es unschicklich wäre, mehrere Leichen in einen Sarg zu legen, wage ich nicht. Noch lebhaft ist mir in Erinnerung — obwohl ich damals noch ein Knabe war — ein „Paradebett“, auf dem eine Mutter sammt nothgetauften Zwillingen, die alle drei bei der Geburt das Leben lassen mußten, in einem Sarge ruhten. Daran hat niemand Anstoß genommen, sondern im Gegentheil weit und breit sind die Neugierigen gekommen, um die „so schöne Aufbahrung“ zu sehen. Aber ein landfremdes Kind zu einem Erwachsenen in denselben Sarg zu betten, nur um die 50 kr. für das „Trüherl“ zu ersparen, wird gewiß jedermann indecent vorkommen. Der erwachsene Todte ist auch jetzt noch ein Mitglied sei es der leidenden oder der triumphierenden Kirche, das todtgeborene Kind ist aber nie ein Glied der Kirche gewesen, wie passen sie also zusammen? Dazu kommt ferner auch der Umstand, daß eine derartige Bestattung eines todtgeborenen Kindes gänzlich unerlaubt ist. Denn Todtgeborne dürfen nicht in geweihter Erde bestattet, sondern nur an dem eigens dazu eingeräumten und abgesonderten Plage, der auch für Selbstmörder bestimmt ist, beigesetzt werden, lautet die kirchliche Bestimmung. Der richtige Vorgang wäre somit der gewesen, die geringe Auslage eines kleinen Sarges nicht zu scheuen und denselben sammt dem Kindlein dem Todtengräber zu übergeben, damit er seiner Instruktion gemäß seines Amtes walte.

Schwarzenberg. Augustin Freudenthaler, Hilfspriester.

LXIV. (Ultramontan.) Wann gebrauchte man zum erstenmal die Bezeichnung Ultramontan? Mit diesem Namen bezeichnete man zuerst die Anhänger Rudolfs von Schwaben, des Gegenkönigs Heinrich IV., weil

der Papst auf ihrer Seite stand. Somit verdienen diese Bezeichnung jene, welche für Recht und Wahrheit, Glauben, Religion und gute Sitte einstehen.

XLV. (Osculum pacis in Missa solenni.) Ein Mitbruder fragt an, wie es mit der Verpflichtung, das osculum pacis in missis solemnibus zu ertheilen, stehe; in seiner Diöcese sei diese liturgische Uebung ganz in Vergessenheit gerathen und den Priestern nur aus der Seminarzeit in Erinnerung, wo der „Pax“ in der Kathedrale gegeben wird, wenn der Ordinarius celebriert. Hat die consuetudo in diesem Falle eine abrogierende Kraft? Wie die „Correspondenz“ ausführt, gehört das Pacis osculum zu den von den Rubriken geforderten Feierlichkeiten der Missa solennis. Bloß die Reihenfolge, in welcher dasselbe den im Chöre Gegenwärtigen und durch wen es ausgetheilt wird, ist nach dem Caeremoniale Episcoporum (l. I. c. 25. n. 12.) den Bestimmungen des Gewohnheitsrechtes überlassen. Es muß demnach bei allen Hochämtern mit Assistenz der „Pax“ sowohl den Assistenten, wie auch dem im Chöre anwesenden Clerus ertheilt werden. Der Modus und die Reihenfolge, wie ihn das Caeremoniale Episcoporum vorschreibt, ist kurz und klar in einem jüngst erschienenen Buche „Enchiridion Liturgicum“ von Josef Erker, Spiritual des Clerical-Seminars in Laibach angegeben. In demselben ist unsern Gegenstand betreffend u. a. auch ganz nach dem Caeremoniale Episcoporum bemerkt, daß dem Ordinarius, wenn er einem feierlichen Hochamt beivohnt, der „Pax“ per amplexum und nicht per instrumentum ertheilt wird. Nur Laien erhalten ihn in diesem Falle per instrumentum pacis. Der Bischof erhält den „Pax“ nach dem Caeremoniale Episcoporum (loco citato und l. I. c. 30 n. 2.) nur dann mit dem instrumentum pacis, wenn er einer stillen Messe in seinem Jurisdictionsbezirke beivohnt.

XLVI. (Unjähre Vaterschaft.) Die Witwe Bertha hatte sich im ledigen Stande mit dem vermögenslosen Dienstknecht Martin und zu gleicher Zeit mit dem reichen Bauerssohn Josef verlobt. Diesen letzteren erklärte sie nun vor Gericht als Vater ihres unehelichen Kindes, worauf dieser durch 12 Jahre Alimentationskosten zahlen mußte. Später bekommt Bertha Gewissensbisse über ihre Handlungsweise, besonders da ihr illegitimer Sohn viel mehr Ähnlichkeit mit Martin als mit Josef zeigte. Es wurde ihr in der Beicht gesagt, sie könne sich beruhigen, wenn auch Josef nicht der Vater des Kindes sei, so habe er obige Beträge als Buße gezahlt. — Hat der Beichtvater richtig entschieden? Darauf antwortet die Correspondenz: Bertha darf die von Josef erhaltenen Alimentationskosten behalten; zwar nicht aus dem Grunde, welchen der Beichtvater angibt, aber aus folgendem: Josef wurde auf Grund des thatsächlichen Umganges mit B. zur Zeit der Conception ihres Kindes vom Gerichte zu den Alimentationskosten verurtheilt. Dieses Urtheil begründet für B. ein Recht, diese Alimentationsbeiträge zu fordern und die ihr wirklich ausgezahlten zu behalten, solange nicht später die volle Gewissheit zutage tritt, daß Josef der Vater des Kindes nicht sei. Der bei der Mutter nachträglich entstehende Zweifel an seiner Vaterschaft wegen der größeren Ähnlichkeit des Kindes mit Martin kann die Vaterschaft Martins nie zur Gewissheit erheben.

XLVII. (Schaden mancher Wallfahrtsorte.) In vielen Pfarreien der Alpenländer sind die sogenannten Standesbeichten eingeführt. Die Dienstboten bekommen einen Tag frei, um ihre Osterbeicht zu verrichten. Sie kommen in der Früh zur Beicht, lehnen dann in den Gasthäusern herum und kommen um 12 Uhr zum Kreuzweg. Nun gibt es zahlreiche Bauern- und Meierhöfe, wo viele Dienstboten beisammen sind und vom Dienstgeber oder Verwalter sehr locker gehalten werden, weil sie ihm sonst fortgehen zur Bahn oder in die Fabrik, wo der Verdienst größer ist. Welche Zustände in solchen Höfen herrschen, weiß nur der Seelsorger. Aber beichten gehen sie „*Peccavi contra VI*“ seu „*fornicatus sum*“ bringen sie unter einer Emballage von kleinen lässlichen Sünden. Kein Quomodo? Kein Quoties? Kein Quamdiu? trotz wiederholter, jahrelanger Belehrung. Schließlich ist der Priester so weit, daß er weiß, er hat es mit einem wiederholt rückfälligen Gewohnheitsfünder zu thun, der aber immer absolviert wurde. Wie ist das möglich? Durch manche Wallfahrtsorte.

Der gewissenhafte Seelsorger handelt nach den Gesetzen der Moral. Er sucht den Sünder möglichst zu disponieren, verschiebt ihm jedoch die Losprechung *seclusis circumstantiis extraordinariis*. Dies hat aber zweierlei schlimme Folgen. 1. Bei der oben erwähnten Praxis der Standesbeichten wissen in kleinen Orten die Leute von einander, sie wissen genau, wenn jemand nicht zur Communion geht oder nicht beim Kreuzweg erscheint. Durch Verweigerung der Absolution ist also das Beichtsigill in Gefahr. Dadurch mögen sich viele Priester zu einer mehr als milden Praxis entschlossen haben und dadurch ist es möglich geworden, daß eine solche Sittenverderbnis durch Decennien sich erhält. 2. Verweigert der Priester die Absolution, so kränkt sich darüber der Pönitent nicht sonderlich, sondern er geht einfach in den nächsten Wallfahrtsort, oder wenn dort ein gewissenhafter Priester ist und kein Concurstag in einen größeren, wo immer derselbe Schimmel geritten wird. Mit seiner Methode, sein Hauptlaster hübsch einzuwickeln, kommt er leicht durch. Und der eigene Seelsorger hat umsonst sich bemüht. Wir meinen auch, wenn großer Concurstag ist, soll sich der Priester nie dazu fortreißen lassen, geschäftsmäßig das heilige Bußsacrament auszuspenden. Es kommt nicht darauf an, möglichst viele in einer Stunde „abzufertigen“, und es ist eines Priesters unwürdig, damit zu prahlen, wie schnell und flink er sei. Wie viel Unheil wird durch diese flinken Beichtväter angerichtet. Personen, die jahrelang bei keiner Beichte waren, rühmen sich in zwei Minuten fertig gewesen zu sein. Notorische Sonntagschänder — 2 Minuten, notorische Gewohnheitsfünder, Concubinarier — 2 Minuten. Natürlich hat eine solche Beicht keine Wirkung und die Leute, die jedes Jahr ihre Osterbeicht in einem Wallfahrtsorte machen, werden immer lauer und nachlässiger und treiben dem ewigen Verderben zu. Der Schaden, den ein lauer Priester an einem Wallfahrtsorte in einem Jahre anrichtet, ist größer als der Nutzen, den die Gebetserhöhungen der Thaumaturga durch Jahre hervorbringen.

Spital am Semmering.

Johann Seidl, Cooperator.

XLVIII. (Pfarreconcurs-Fragen.)¹⁾ I. Ex theologia dogmatica. 1. Quid est miraculum? quomodo demonstramus miracula fieri et ab eventibus naturalibus tuto discerni posse? 2. Quid est justificatio? quaenam dispositiones in adulto requiruntur ad eam acquirendam?

II. Ex jure canonico. 1. Quae sunt jura majestatica in vel circa sacra et qualis origo et valor eorum? 2. Quaenam privilegia sequuntur ex sacra ordinatione et quaenam concedit lex Austriaca sacerdotibus? 3. Sponsus viginti annorum cum sponsa consobrina duodeviginti annorum matrimonium contrahere vult. Quaenam de jure sunt considerata ratione harum circumstantiarum?

III. Ex theologia morali. I. Quotuplicem cultum Deo exhibere tenemur? Paucis probetur responsum. II. Quinam dicuntur cooperatores ad damnum proximi, et quando ad restitutionem obligantur?

IV. Aus der Pastoral: 1. De casuum reservatione, absolute quae communiter valeant exponatur. 2. Welche praktische Konsequenzen ergeben sich für Priester besonders als Seelsorger daraus, daß Jesus Christus solange im Altarsacramente gegenwärtig bleibt, als die Gestalten nicht verzehrt sind?

Predigt auf die Bitttage: Vorschuch: Bittet und es wird euch gegeben werden. Luk. 11, 9.

Thema: Macht des Gebetes.

Katechese: Warum wird Jesus der Heiland genannt?

V. Paraphrase: Erklärung des Evangeliums am 6. Sonntag nach Pfingsten. Marcus VIII. 1—9.

Literarischer Anzeiger.

(Unter dieser Rubrik bringen wir, solange der Raummangel andauert, Werke kleineren Umfangs oder wiederholte Auflagen größerer Werke zur Anzeige.)

- 1) **Der Mai-Monat.** Der Verehrung des reinsten Herzens Mariä gewidmet. Von P. Franz Sattler S. J. Zweite, unveränderte Auflage. Mit einem Titelbild. Freiburg 1898. Herder'sche Verlagshandlung.
- 2) **Die Rechtsunfähigkeit der Volksschullehrer und der Schulbureaukratismus.** Beleuchtet durch den Fall Zilling in Würzburg. Von F. A. Schröder. Leipzig. Verlag von Alfred Hahn. 1898. Preis M. 1.20 = fl. —.70.
- 3) **Johannes Morgensen.** Der jüngste Tag. Autorisierte Uebersetzung von Bernhard Mann, k. dänischer Consul a. D. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. 1898.
- 4) **Das Leiden Jesu Christi.** Fromme Annuthungen nebst Kreuzweg-Andachten. Von Adele Gräfin von Höffelze. Aus dem Französischen. 2. Auflage. Mainz. Verlag von Franz Kirchheim. 1898.

¹⁾ Bei der am 27. und 28. April abgehaltenen Pfarreconcursprüfung theiligten sich sechszehn Priester, darunter zwei Regularen.

- 5) **Die Trunksucht und die Brantweinplage**, deren Folgen und Heilmittel. Von Dr. Karl Müllendorff, Domcapitular und Ehrenprofessor. 2. Auflage. 1898. Druck und Verlag der Missionsdruckerei in Stehl.
- 6) **Beicht-Büchlein**. Kurze Anleitung zur Ablegung einer würdigen Beicht, für jüngere Kinder, besonders für Erstbeichtende. Von P. S. Müller, S. V. D. Verlag der Missionsdruckerei in Stehl.
- 7) **Beicht-Büchlein**. Kurze Anleitung zur Ablegung einer Generalbeicht. Für ältere Kinder, besonders für Erstcommunicanten. Von P. S. Müller, S. V. D. Verlag der Missionsdruckerei Stehl.
- 8) **Die Priesterweihe**. Andenken an den Weihetag des katholischen Priesters. Von Anton Hauser, Katechet. Augsburg. 1893. Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. (Mich. Seiz).
- 9) **Kleines Messbüchlein für Jung und Alt**, mit den ständigen Messgebeten, wie der Priester sie betet, und den Gesangstexten, wie der Chor sie singt, in lateinischer und deutscher Sprache und kurzer Erklärung der heiligen Messe. Für Jung und Alt, auch für Chorsänger und zu gemeinsamem Gebrauche verfaßt von Anton Hauser, Katechet in Augsburg. 13.—20. Tausend. 8. und 9. Auflage. Augsburg. 1896. Literarisches Institut von Dr. M. Huttler (Mich. Seiz.)
- 10) **Communionsbüchlein für Groß und Klein** auch für Erstcommunicanten von mehreren Katecheten. Mit einer Beilage: Ein Wort ans Mitterherz. Augsburg. Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. (Mich. Seiz.)
- 11) **Andenken an den Trauungstag der Eltern für die Jugend**, von Anton Hauser, Katechet in Augsburg. Augsburg. 1893. Verlag des Literarischen Instituts von Dr. M. Huttler. (Mich. Seiz.)
- 12) **Kleines Beicht-Büchlein**. Bußunterricht mit Beichtgebeten nach dem Gleichnis des Herrn vom „verlorenen Sohn“ von Anton Hauser, Katechet in Augsburg. 12. Auflage.
- 13) **General-Beichtbüchlein** oder kurze Anleitung zu einer Rückchau ins vergangene Leben und zu einer Lebensbeicht für Erwachsene besonders zum Gebrauch bei Missionen und Exercitien. Herausgegeben im Verein mit mehreren Priestern der Diocese Augsburg von Anton Hauser. 13. Auflage. Zu beziehen vom Herausgeber und durch die Buchhandlung von Mich. Seiz in Augsburg. (Preis 5 Pf.) Reinerlös zu wohlthätigen Zwecken.
- 14) **Verleih-Büchlein** enthaltend die kirchlichen Gebete bei Spendung der heiligen Wegzehrung und der heiligen Delung sowie die Generalabsolution und die Gebete der Seelaussegnung von Anton Hauser. 2. Auflage. Augsburg. 1896.
- 15) **Der hl. Gerlach von Honthen**. Sein Büsserleben und seine Verehrungen, dem Bekennerbischof Johann Bernhard von Münster als Andenken an die Jahre seiner Verbannung am Grabe des hl. Gerlach in Honthen gewidmet von Franz Wesselsmann. Druck und Verlag der Missionsdruckerei Stehl.
- 16) **Vis Maier und Lourdes**. Eine Reise durch Frankreich, beschrieben von Anton Hummel. Ravensburg. Verlag der Dorn'schen Buchhandlung. (Fr. Alber). 1898.
- 17) **Erklärung des römisch-katholischen Katechismus** in ausgeführten Katechesen. Im Anschlusse an den Breslauer Diöcesan-Katechismus. Herausgegeben von B. Klose. Geistlicher Rath und Schulrath, königl. Seminar Director a. D. Preis broschirt M. 3 50 = fl. 2.10, geb. M. 4. — = fl. 2.40. Habelschwerdt. Druck und Verlag von Frankes Buchhandlung. J. Wolf. 1898.
- 18) **Hallplätter-Träumereien**. Bilder aus Wiens Vergangenheit. Von W. Nollisch. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.
- 19) **Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage** der gesammten Staatswissenschaften und der Staatswirtschaft insbesondere. Von Adam Müller. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.

- 20) **Holands Knappen.** Ein Märchenspiel von Richard Kralik. Wien. Wilhelm Braumüller. Eben daselbst sind:
- 21) **Zur Aesthetik der Beuroner Schule.** Von P. Desiderius Lenz O. S. B. Wien.
- 22) **John Ruskin.** Von Ludwig Gall.
- 23) **Die mehreren Behmülen und ungarischen Nationalgesichter.** Erzählung von Clemens Brentano.
- 24) **Der Ruhm Oesterreichs.** Ein Festspiel nach dem Spanischen des Don Pedro Calderon. Von Richard Kralik.
- 25) **Holands Tod.** Ein Heldenspiel von Richard Kralik.
- 26) **Kaiser Markus Aurelius in Wien.** Ein Festspiel mit Chören von Richard Kralik.
- 27) **Ein Hans Sachs-Abend.** Für das Wiener Burgtheater. Bearbeitet von F. Lemmermeier und R. Kralik.
- 28) **Der gute Ton für die heranwachsende Jugend.** Von Hedwig Drensfeld. Hamm in Westfalen. Druck und Verlag von Breer Thiemann.
- 29) **Weihnachtsfeier in Schule und Haus.** Eine Sammlung von Gedichten. Ausgewählt von Hedwig Drensfeld. Hamm (Westfalen). Verlag von Breer Thiemann.
- 30) **Eine Null zu viel.** Von Hendrik. Aus dem Holländischen. Von A. Steinbach. Hamm. Verlag von Breer Thiemann.
- 31) **Die Presse eine Großmacht des 19. Jahrhunderts.** Für Christen beleuchtet von H. M. v. R. Graz. 1898. Verlag von Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meierhoff).
- 32) **Das alte Zunftleben.** Nach steirischen Urkunden zusammengestellt von M. Ljubša. Vicepräsident des kathol. Gesellenvereines in Graz. 1898. Verlag von M. Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meierhoff).
- 33) **David als Hirtenknabe.** Biblisches Schauspiel von Nic. Simeon S. J. Paderborn. 1898. Druck und Verlag der Bonifazius-Druckerei (J. W. Schröder).
- 34) **Erzählungen von Adolf Kolping: Paul Werner. Fromme Liebe.** Hamm in Westfalen. Verlag von Breer Thiemann.
- 35) **Blüten und Früchte.** Sammlung von gebiegenen Erzählungen und Novellen. Herausgegeben vom kathol. Pressvereine in Linz. 1. Bändchen: Der Ring des Mörders — das Geisterschloß von Gondri du Jardinier.
- 35a) **Stimmen vom Pölsenberge.** Von J. Bergmann. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1898.
- 36) **Anleitung zum innerlichen Leben.** Ein Spiegel für Mönche und alle, die nach der Vollkommenheit trachten. Aus dem Lateinischen des gottseligen Abtes Blossius von P. Konrad Eifner, O. S. B. Aus der Beuroner Congregation. Freiburg. 1898. Herder'sche Verlagsbuchhandlung.
- 37) **Biblishe Erzählungen** von P. A. Bertha. C. S. S. R. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. I. Adam und Noe. Paderborn. 1898. Druck und Verlag der Bonifazius-Druckerei (J. W. Schröder).
- 38) **Der Morgengottesdienst der heiligen Kirche** in der Charwoche in seinen Gebeten und Ceremonien. Erläutert von Karl Schnabel, Präfect im bischöfl. Knabenseminar zu Würzburg. Andreas Böbels Verlagsbuchhandlung. 1898.
- 39) **Antworten der Natur auf die Fragen: Woher die Welt, woher das Leben? Thier und Mensch; Seele.** Von Constantin Haferl. 4. erweiterte Auflage. Graz. 1898. Verlag von Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meierhoff).
- 40) **Der gesammte erste Religionsunterricht.** Ein Lernbüchlein für die drei unteren Schuljahre der Volksschule. Herausgegeben von Josef Schiffels. Mit Bildern. Freiburg. Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1898.
- 41) **Anfangsgründe der katholischen Religion.** Einleitung zu dem Katechismus für die Volksschulen im Bisthume Augsburg. Preis ungebunden

- 13 Pf. = 8 fr., gebunden 20 Pf. = 12 fr. 19. (der neuen Bearbeitung erste) Auflage. Buchhandlung Michael Seitz. Augsburg. 1898.
- 42) **Die Trappistenabtei Oelenberg und der Reformierte Cistercienser-Orden.** Von Karl Ruff, unter der Mitarbeit von Josef Greff. Mit 8 Abbildungen. Freiburg, in Breisgau. 1898. Herder'sche Verlags-
handlung.
- 43) **Johanna d'Arcs Maientage.** Erzählendes Gedicht in 22 Gesängen von M. v. Greiffenstein. Wien. 1898. Verlag von F. Kirsch. Buch-
druckerei Opitz. Wien.
- 44) **Mittel zur Beförderung des geistlichen Lebens für Kloster-
frauen und solche Seelen, die in der Welt Gott eifrig dienen
wollen.** Herausgegeben von F. Schönhold, Priester. († P. Josef
Schneider. S. J.). 6. Auflage. Mainz. Verlag von Franz Kirchheim. 1898.
- 45) **Abba, Vater.** Gebetbuch für die Kleinen. Zusammengestellt von einem
Geistlichen der Diocese Trier. Trier. 1898. Druck und Verlag der Paulinus-
Druckerei.
- 46) **Heilsquellen.** Belehrungen und Gebete für den Empfang der heiligen
Sacramente. Von Ludwig Soengen S. J. M.-Glabach. New-York. 1898.
Druck und Verlag von Kiffarth.
- 47) **Eucharistische Liebesblume mit marianischen Rosen.** Ein
Andachtsbuch für alle, die sich einer innigen Andacht zum allerheiligsten
Altarsacramente und zur Gottesmutter Maria befleißigen wollen. Von Josef
Kremer. Ausgabe I. 24. Auflage. Sorgfältig durchgesehen, verbessert und
vermehrt von Bernhard Deppe, Rector M.-Glabach und New-York.
1897. Druck und Verlag von Kiffarth.
- 48) **Kleines eucharistisches Vergißmeinnicht.** Gebet- und Andachtsbuch
für römisch-katholische Christen. Von Josef Kremer. Durchgesehen, ver-
bessert und vermehrt von Bernhard Deppe, Rector. M.-Glabach und
New-York. 1897. Druck und Verlag von Kiffarth.
- 49) **Ablassgebetbuch.** Von Josef Hilgers, Priester der Gesellschaft Jesu.
Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. Münster. Döna-
brück. Mainz.
- 50) **Maiblüten.** Gebete und Gesänge zur Feier des Marienmonates. Von
Ludwig Karl Sejdler. Neu bearbeitet von Anton Sejdler, Domorganist
in Graz. 1898. Ulrich Mosers Buchhandlung (F. Meierhoff).
- 51) **Der Myrrhengarten.** Ein vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch für
Verheirathete des bitteren Leidens Jesu Christi. Von P. Martin von Cochem,
Priester des Kapuzinerordens. Nach der Originalausgabe vom Jahre 1764
von neuem herausgegeben von einem Curatpriester. 2. Auflage. Paderborn.
Druck und Verlag der Bonifaziusdruckerei (F. W. Schröder).
- 52) **Die glückliche Ehe.** Lehr- und Gebetbüchlein für Erwachsene, welche in
den Stand der Ehe zu treten gedenken, sowie im besondern für Braut-
und Eheleute. Von Anton Hauser, Priester der Diocese Augsburg. Sechste
verbesserte Auflage des Trauungs-Andentens. Donauwörth. 1896. Druck
und Verlag der Buchhandlung V. Auer.
- 53) **P. Bruno Bereruffes S. J.** Neue praktische Betrachtungen auf alle
Tage des Jahres für Ordensleute. Aus dem Französischen übersetzt von
P. Wilhelm Sander S. J. Neu bearbeitet von P. Joh. Bapt. Loh-
mann S. J. Fünfte verbesserte Auflage. Erster Band: Vom 1. Januar
bis zum 30. Juni. Paderborn. 1898. Druck und Verlag der Junfer-
mann'schen Buchhandlung (Albert Pape).
- 54) **Lumen oordium.** Katholisches Gebet- und Gesangbuch, insbesondere
zum Gebrauche an höheren Lehranstalten. Von Prof. Dr. F. J. Dieffen,
Gymnasial-, Religions- und Oberlehrer in Köln und P. Piel, Seminar-
Oberlehrer und fgl. Musikdirector zu Vöppard. Verlag von J. B. Bachem.
Köln.
- 55) **Das Messbuch der heiligen Kirche** (Missale Romanum) lateinisch
und deutsch mit liturgischen Erklärungen. Für die Laien bearbeitet von

- P. Anselm Schott aus der Beuroner Benedictiner-Congregation. Fünfte Auflage. Mit Titelbild im Lichtdruck. Freiburg i. B. 1898. Herder'sche Verlagsbuchhandlung.
- 56) **Amlich Christi-Büchlein**, besonders zum Gebrauch der Sühnungsbruderschaft vom schmerzhaften Amlich unseres Herrn Jesu Christi. Von P. Josef Maier C. SS. R. Münster i. W. 1898. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff).
- 57) **Der kleine Krankenfreund**. Beherzigungen für Kranke und ihre Umgebung, nebst Gebeten für Kranke und Krankenpflegende. Von P. Lorenz Leitzgeb C. S. R. Münster i. W. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff).
- 58) **Betrachtungen über die Lehren des heiligsten Herzens Jesu auf dem Kreuzwege**. Nach den Schriften der seligen Margaretha Maria. Nebst einer kurzen Kreuzwegandacht und den gewöhnlichen nothwendigsten Gebeten. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Briß. Paderborn. 1898. Druck u. Verlag der Bonifaziusdruckerei (J. W. Schröder).
- 59) **Herz Jesu-Büchlein**. Enthaltend Andachtsübungen und Gebete zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu, sowie Betrachtungen für jeden Tag des Monat Juni. Von einem Priester der Diocese Münster. Dritte Auflage. 13.—23. Tausend. Münster in Westfalen. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff).
- 60) **Die vierzehn heiligen Nothhelfer**. Ein Belehrungs- und Erbauungsbuch für das katholische Volk. Von Dr. Josef Anton Keller, Pfarrer in Gottenheim bei Freiburg. Münster i. W. 1898. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff).
- 61) **Eucharistischer Monat**. Dreißig Betrachtungen über das allerheiligste Altarsacrament. Von Bourdaloue S. J. Aus dem Französischen übersetzt, sowie mit Beispielen und Andachtsübungen versehen von Johann Jakob Hauser, Pfarrer. Paderborn. 1898. Druck und Verlag der Bonifaziusdruckerei (J. W. Schröder).
- 62) **Kleines St. Aloisius-Büchlein**, enthaltend die Lebensbeschreibung des Heiligen, sowie Betrachtungen und Gebete für die sechs Sonntage zu Ehren des englischen Jünglings und Vorbildes der Jugend des hl. Aloisius. Von einem Priester der Diocese Münster. Münster i. W. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff).
- 63) **Frau, ichau, wem! oder: Ist Religion Privatsache?** Ein Wort der Liebe an die christlichen Arbeiter und ihre wahren Freunde. Von P. Andreas Hamerle C. SS. R. Münster i. W. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff).
- 64) **Das göttliche Herz Jesu**. Von P. Georg Freund C. S. R. Münster in Westfalen. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff).
- 65) **Jesus Christus**, Auszüge aus der Apologie des Christenthums. Von P. Albert M. Weiß O. Pr. 1898. Als Handschrift gedruckt.
- 66) **Der Rosenkranz**. 39 Predigten über Ursprung, Inhalt, Wirksamkeit und Gebetsweise des Rosenkranzes. Von Nikolaus Erpelding, Pfarrer. Dülmen i. W. 1898. A. Laumann'sche Buchhandlung. Verleger des heiligen apostolischen Stuhles.
- 67) **Der heilige Marthrer Josaphat Kuncewicz**, Erzbischof von Polazk, aus dem Basilianer-Orden. Nach dem Lateinischen des unierten Bischofs Jakob Susza aus dem gleichen Orden bearbeitet, mit einem geschichtlichen Ueberblicke über die unierten Ruthenen in Polen und Rußland. Von Johann Looßhorn. München. 1898. Verlag von P. Zipperers Buchhandlung (E. Gaubert).



Inserate.

Herder'sche Verlags-handlung, Freiburg, i. Br. — V. Herder, Wien, I., Postzeile 33.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anderdon W., S. J., Erzählungen aus der Heiligenlegende. Frei nach dem Englischen bearbeitet von M. Hoffmann. Zweite, verbesserte Auflage der „Heiligenbilder“. 12^o. (VI u. 412 S.) M. 2.40 = fl. 1.44; geb. in Leinwand mit Deckenpressung in Gold und Farben M. 3.50 = fl. 2.10.

In origineller Weise hat es der Verfasser verstanden, die fromme Betrachtung in eine äußerst lebendige und anziehende Sprache — fast möchte man sagen in Novellenform — einzuflechten, so daß die Lectüre eine ebenso unterhaltende als erbauende ist. — Das Buch ist elegant ausgestattet und eignet sich vorzüglich zu Geschenken.

Bibliothek der katholischen Pädagogik. Begründet unter Mitwirkung von Geh. Rath Dr. L. Kellner, Weihbischof Dr. Knecht, geistl. Rath Dr. F. Kofusz und herausgegeben von F. X. Kunz, Director des Luzernerischen Lehrerseminars in Fribourg.

X. Band. **Der Jesuiten Sacchini, Juvenius und Kropf Erläuterungsschriften zur Studienordnung der Gesellschaft Jesu.** Uebersetzt von J. Stier, R. Schwiderath, J. Jorell, Mitglieder derselben Gesellschaft. gr. 8^o. (XII u. 470 S.) M. 5 = fl. 3.—; gebunden in Halbfranz M. 6.80 = 4.08.

Biblische Studien. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. W. Fell, Prof. Dr. J. Felten, Prof. Dr. G. Hoberg, Prof. Dr. N. Peters, Prof. Dr. A. Schäfer, Prof. Dr. P. Vetter herausgegeben von Prof. Dr. O. Bardenhewer.

III. Band, 2. Heft: **Hummelauer, Fr. v., S. J., Nochmals der biblische Schöpfungsbericht.** Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8^o. (VIII u. 132 S.) M. 2.80 = fl. 1.68

Eberhard, Dr. H. († Bischof von Trier), Kanzel-Vorträge. Herausgegeben von Dr. Aeg. Dittscheid. Dritter Band: **Homiletische Vorträge über das zweite, dritte, vierte und fünfte Buch Moses.** Dritte Auflage. gr. 8^o. (VI u. 468 S.) M. 5 = fl. 3; in Halbfranz M. 7 = fl. 4.20.

Das berühmte Predigtwerk des Bischofs Eberhard von Trier, den man den „Fürsten der deutschen Prediger der Neuzeit, den Chrysostomus Deutschlands“ genannt hat, liegt jetzt in neuem Gewande vollständig vor: 6 Bände gr. 8^o. (XLVIII u. 2772 S.) M. 30 = fl. 18.—; geb. in Halbfranz M. 42 = fl. 25.20.

Die Zeitschrift „Prediger und Katechet“ (Regensburg 1897, 9. Heft) urtheilt darüber: „Diese Predigten sind wahre Meisterstücke von Homilien. In correcter Auffassung, in nützlicher Auswahl, in weiser Beschränkung dienen sie den besten Kanzelrednern zum Muster; in Erhabenheit der Gedanken, in lebenvollem Wechsel von Bildern und Gleichnissen und im Schwünge der Sprache finden sie in der Predigtliteratur Deutschlands in diesem Jahrhundert nicht ihresgleichen. Das Studium derselben verschafft einen außerordentlichen Genuß und wirt reichliche Funken in Geist und Herz, die zünden und Licht und Wärme verbreiten.“

Müller, M., C. SS. R., Rückkehr zu Gott. Betrachtungen über die Parabel vom verlorenen Sohn. Mit Genehmigung Sr. Eminenz des Cardinal-Erzbischofs von New-York. Aus dem Englischen überfetzt. Zweite Auflage. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 12^o. (VIII u. 622 S.) M. 3 = fl. 1.80; geb. in Leinwand mit Rothschnitt M. 3.80 = fl. 2.28.

Ruff A., und J. Gress, Die Trappistenabtei Oelsenberg und der Reformierte Cistercienser-Orden. Mit acht Abbildungen. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 12^o. (VIII u. 128 S.) M. 1.20 = fl. —.72; geb. in Halbfranz M. 1.50 = fl. —.90.

Am 21. März ds. Jz. waren es 800 Jahre, daß der Orden der Cistercienser gegründet wurde. Die Herausgeber widmen diesem Ereignis obiges Schriftchen als Jubiläumsgabe.

Scheben, Dr. M. J., Die Mysterien des Christenthums. Nach Wesen, Bedeutung und Zusammenhang dargestellt. Zweite Auflage, besorgt durch Dr. A. Rüpper. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8^o. (XXII u. 716 S.) M. 7.50 = fl. 4.50; geb. in Halbfranz M. 10 = fl. 6.—.

Schleutinger, H. S. J., Die Bildung des jungen Predigers nach einem Leitfaden und vollständigen Stufengange. Ein Leitfaden zum Gebrauche für Seminare. Neu bearbeitet von R. Kade S. J. Fünfte Auflage. 8^o. (XX u. 420 S.) M. 3.40 = fl. 2.04; geb. in Halbfranz M. 4.80 = fl. 2.88.

Schott, P. A., O. S. B., Das Messbuch der heiligen Kirche (Missale Romanum) lateinisch und deutsch mit liturgischen Erklärungen. Für die Laien bearbeitet. Fünfte Auflage. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. Mit Titelbild in Lichtdruck. Kl. 12^o. Taschenformat. (XXXII, 776 u. [216] S.) M. 2.50 = fl. 1.50; geb. M. 3.50 = fl. 2.10. und höher.

Diese Auflage wurde auf ganz dünnes (aber doch festes) Papier gedruckt und ist insofern dessen bei unverändertem Umfang (über 1000 Seiten) nur so dick, daß sich der Band in seinem jetzigen Volumen noch bequem in die Tasche schieben läßt.

Früher ist im gleichen Verlage erschienen:

— **Vesperbuch (Vesperale Romanum).** lateinisch und deutsch, enthaltend die Vespere des Kirchenjahres. Für Laien bearbeitet. Mit Erlaubnis der Ordensobern und „Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit einem Titelbild in Farbenrud. Kl. 12^o. Taschenformat. (XXXII u. 594 S.) M. 3 = fl. 1.50; geb. M. 3.80 = fl. 2.28 und höher.

Verlag von Franz Kirchheim in Mainz.

Soeben erschien in meinem Verlage und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aldermann, Raimund, Clericales Schulregiment in Mainz. Ein Blick in die Schulverhältnisse einer deutschen Stadt. gr. 8°. (IV u. 127 S.) Preis geheftet M. 1.20 = fl. .72.

Die Bedeutung, welche Mainz in diesem Jahrhundert für das katholische Leben vielfach besaß und die Stellung der Stadt im katholischen Deutschland sichern der Schrift gewiss allgemeines Interesse.

Gillat, Dr. Ludwig, erster Almosenier in Paray-le-Monial. Die Welberg-Andacht. Text der seligen Maria Margaretha Macoque. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Mit bischöfl. Approbation. fl. 8°. (VIII u. 166 S.) Preis in Leinwand geb. 1 M. = 60 kr.

Der hochw. Verfasser nennt die Andacht „die Perle der Herz-Jesu-Andacht“. Die selige M. Margaretha Macoque hat den Gedanken zu derselben nach den eigenen Worten des Erlebens gegeben.

Hilarius, P. a Sexten, Ord. Cap. Tir. Septen. Exprovinciali, Lect. Theol. Moral. approb. Examinator pro approb. Confess. in Dioecesi Tridentina, Tractatus de Censuris cum appendice de irregularitate. Cum permissu Super. Ord. ac Celatissimi et Rmi Episcopi Moguntini. gr. 8°. (XII und 357 S.) Preis geheftet M. 5.— = fl. 3.—, in Halbleder geb. M. 7.— = fl. 4.20.

Hoffelitz, Adels Gräfin von, Das Leiden Christi. Fromme Anmuthungen nebst Kreuzweg-Andachten. Aus dem Französischen. Mit kirchlicher Approbation. Zweite Auflage. 8°. (XV u. 649 S.) Preis geh. M. 3.— = fl. 1.80. In Leinwand geb. M. 4.20 = fl. 2.52.

Jörgensen, Johannes, Der jüngste Tag. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Bernhard Mann, kgl. dän. Consul a. D. 8°. (150 S.) Preis geheftet M. 2.— = fl. 1.20, in elegantem Salon-Callicoband M. 3.— = fl. 1.80.

Der bekannte geistreiche dänische Convertit behandelt die Gedanken und Erwägungen eines auf dem Sterbepett liegenden Unglücklichen in fesselnder moderner Sprache und meisterhaft ergreifender Darstellung.

Officium divinum. Ein katholisches Gebetbuch, lateinisch und deutsch. Zum Gebrauch beim öffentlichen Gottesdienst und zur Privatandacht. Von Dr. Christoph Rousang, päpstlicher Hausprälat, Domcapitular und Regens am bischöflichen Seminar in Mainz. Siebenzehnte Auflage, neu bearbeitet von Dr. Josef Selbst, Domcapitular und Professor am bischöflichen Seminar in Mainz. Mit bischöfl. Approbation. 8°. (XIV u. 865 S.) Preis geheftet M. 2.— = fl. 1.20. In diversen Einbänden von M. 3.— = fl. 1.80 bis M. 6.— = fl. 3.60.

Das in der gebildeten Männerwelt und in den Kreisen der studierenden Jugend seit Jahren allbeliebte Gebetbuch erscheint hier von bewährter, kundiger Hand bis auf die neuesten Decrete ergänzt und umgearbeitet.

Schönbold, F., Priester († P. Jos. Schneider, S. J.), Mittel zur Beförderung des geistlichen Lebens für Klosterfrauen und solche Seelen, die Gott in der Welt eifrig dienen wollen. Sechste Auflage. Mit kirchlicher Approbation. 16°. (IV u. 164 S.) Preis geheftet 50 Pf. = 30 kr., in Leinwand gebunden 75 Pf. = 45 fr.

Varcard, Dr. theol. Elysiogius, erster Religionslehrer am Seminar von Rouen. Leben des heiligen Bernard von Clairvaux. Von der französischen Akademie preisgekröntes Werk. Autorisierte Uebersetzung von Mathias Sierp, Pfarrer von Venne, vormals Professor der Dogmatik am Seminar zu Rouen. Zwei Bände. Mit einem Porträt des Heiligen, einem Plane von Clairvaux und einer Karte der Umgegend des Klosters u. Mit bischöfl. Approbation. gr. 8°. (XIX, 595 u. 644 S.) Preis geh. M. 14.— = fl. 8.40. In 2 eleganten Halbfassianbänden M. 18.— = fl. 10.80.

„Das ist, ich bin glücklich, es sagen zu können, ein Leben des heil. Bernard, wie ich es geträumt und mit heißen Wünschen herbeigesehnt habe.“

(P. Stützer in der „Eistercienfer-Chronik“.)

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Deharbes köpferes Handbuch zum Religions-Unterricht

in den Elementarschulen, im Anschlusse an den neuen Katechismus von Fulda, Gildesheim, Köln, Münster, Paderborn, Sachsen, Trier; Breslau, Ermland und Limburg neu bearbeitet von Jakob Linden S. J. 6. völlig umgearb. Aufl. 760 S. gr. 8°. M. 5.— = fl. 3, geb. M. 6.40 fl. 3.84.

Diese neue Auflage stellt eine durchgreifende den Bedürfnissen der Elementarschulen angepasste Neubearbeitung dar; das „kürzere Handbuch“ ist nicht zu verwechseln mit der großen (4bänd.) Katechismuserklärung von Deharbes, welches M. 12 kostet.

Schuen, J., Predigten für das katholische Kirchenjahr. I. Bd. 2. Abth. Predigten für die Festtage. Herausg. v. P. Phil. Seeböck, O. S. F. 2. Auflage. 540 S. gr. 8°. M. 4.— = fl. 2.40.

Schuen, J., Der Katechismus auf der Kanzel. Entwürfe zu katech. Predigten. 2. Abth.: Von den Geboten. 2. Auflage. 336 S. gr. 8°. M. 2.20 = fl. 1.32.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. in Einsiedeln, Waldshut und Köln a/Rh.

Einladung zum Abonnement auf ein Kunstwerk ersten Ranges.

Allgemeine Kunstgeschichte. Von **Dr. P. Albert Kuhn**, O. S. B.,
Professor der Aesthetik. Die Werke
der bildenden Künste vom Standpunkte der **Geschichte, Technik, Aesthetik**,
Gesamt-Umfang 1800—2000 Seiten, Lexikon-Format mit über 1000 Illustrationen und
mehr als 120 ganzseitigen artistischen Beilagen in Typographie, Lithographie, Licht-
druck und in reicher polychromer Ausführung.

Vollständig in 3 Bänden, circa 25 Lieferungen à M. 2 = fl. 1.20.

Die 14. Lieferung ist bereits erschienen.

Urtheil: Zeitschrift für christliche Kunst, 1895, Nr. 10 . . . Vortrefflich
ausgeführte, auch farbige Tafeln und zahlreiche Textbilder, eine nur durch grosse Opfer
ermöglichte umfangreiche Bereicherung des Bilderschatzes liefern in ungewöhnlicher Fülle
das Erläuterungsmaterial und der anschaulich belehrende Text, der sein Herauswachsen
aus der Lehrthätigkeit überall erkennen lässt, liefert dazu einen vortrefflichen Commentar.
— Das längst empfundene Bedürfnis nach einer auf gesunder und breiter Grundlage auf-
gebauten, wissenschaftlich zuverlässigen und doch volksthümlich gehaltenen Kunstgeschichte
ist daher auf dem besten Wege, befriedigt zu werden.

Roma. Die Denkmale des christlichen und heidnischen Rom in Wort und
Bild. Von **Dr. P. Albert Kuhn**, O. S. B., Professor der Aesthetik. **Pracht-**
werk mit 690 besten Holzschnitten reich illustriert, nebst 4 doppelseitigen Einschalt-
bildern, 2 Porträts von Papst Pius und Papst Leo. Fünfte Auflage, 1897, 576 S.
Quartformat.

Gebunden: In Original-Einband, Rücken roth Chagrin-Leder, Decken rothe Lein-
wand, Gold- und Blindpressung, Feingoldschnitt M. 12 = fl. 7.20.

Ein Werk, das an Gediegenheit, Pracht und Schönheit kaum seinesgleichen haben
dürfte und sich mit Recht ganz aussergewöhnlichen Beifalls erfreut. Da weiss man nicht,
soll man mehr den herrlichen, ebensowohl erbauenden, als belehrenden Text bewundern
oder die prächtigen Illustrationen, die geschmackvolle Ausstattung; dieses Werk ist sicher
eine wahre Zierde für jede Familie.

„Mainzer Journal.“

Magnificat. Zwölf Bilder in Lichtdruck aus dem Leben der Mutter des Heilandes.
Von **Jos. Aug. Untersberger**, jr. Zweite Auflage, Format
230×320 mm.

Diese Bilder sind ein wahres Erbauungsbuch; wer sich in dieselben versenkt, dem
entbieten sie eine ganze Fülle von Betrachtungsstoff. Die Ausführung ist eine tadellose.
Der Preis ein billiger.

„St. Augustinus“ in Wien.

Gebunden: In roth Leinwand, Goldpressung und Bild, Feingoldschnitt M. 5 = fl. 3.

Benzigers Goffine. Unterrichts- und Erbauungsbuch oder Katholische
Handpostille. Eine kurze Auslegung aller sonn- und
festtäglichen Episteln u. Evangelien, Darlegung der daraus folgenden Glaubens-
und Sittenlehren, Unterricht auf die Feste der lieben Heiligen, eine Erklärung der
heiligen Messe und der wichtigsten Kirchengebräuche, zahlreiche Hausandachten und
eine Beschreibung des heiligen Landes. 85. Auflage der Bearbeitung von **Pater**
Theodosius Florentini, O. M. Cap., Generalvicar. Bevorwortet von Sr. Gnaden
dem Hochw. Herrn Dr. Friedrich Fiala, Bischof von Basel. Mit Approbationen
und Empfehlungen von 13 hochw. Kirchenfürsten.

„Von den vielen existierenden Goffine-Ausgaben hat die vorliegende Ausgabe allen
übrigen sämtliche Vorzüge abgelauscht und kann infolge dessen als die beste bestehende
Ausgabe genannt werden. In sehr eleganter Ausstattung, mit einem prächtigen Farbendruck-
bilde und mehreren uncolorierten Abbildungen hat uns die rührige Verlagshandlung einen
vorzüglichen Goffintext geboten, der jeder christlichen Familie von eminentem Nutzen
ist. Dabei ist der Preis so niedrig, dass jedermann in den Stand gesetzt ist, sich diese
Fundgrube häuslichen Segens aneignen zu können.“

„Literarischer Courier“, Würzburg.

II. Illustrierte Volksausgabe. Mit 2 Chromobildern, zweifarb. Familienchronik,
6 Einschaltbildern, Karte von Palästina und 140 Textillustrationen. 812 Seiten.
Lex. 8.

Gebunden: Rücken schwarz Leder, Decken Leinw., Rothschn. M. 4.50 = fl. 2.70,
dunkelfarbig fein Leder, reich vergoldet, Fgoldschnitt M. 10 = fl. 6.

III. Wohlfeile Ausgabe. Mit Chromobild, zweif. Titel nebst Familienchronik und
8 Einschaltbildern. 856 S. 6°.

Gebunden: Schwarz Halblederband mit Blindpressung, Rothschnitt M. 3 = fl. 1.80.

IV. Billigste Ausgabe. Mit Titelbild und 4 Kopfillustrationen. 448 Seiten. kl. 8°.

Gebunden: Schwarze Leinwand mit Blindpressung, Rothschnitt M. 1.50 = 90 kr.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck

Zeitschrift für katholische Theologie.

XXII. Jahrgang.

Jährlich 4 Hefte. Preis 3 fl. österr. Währung = 6 Mark.

Inhalt des soeben erschienenen zweiten Heftes:

Abhandlungen. L. Bercher S. J., Gewissheit der natürl. Gotteserkenntnis II. S. 193
 M. Hirschmann, Religionsgespräche zu Regensburg 1601 II. S. 212
 J. Stiglmaier S. J., Sacramente und Kirche nach Bl. Dionysius S. 216
 B. Weber, Die Galaterfrage S. 304
Recensionen. Fr. Trentle u. A. Schäfer, Einleitung i. d. N. T. (J. B. Nitsch S. J.) S. 331. — Fr. de Hummelauer S. J., Comment. in Exod. et Levit. (M. Lasse S. J.) S. 317. — G. Galt, Die Hügel von Jerusalem (L. Fond S. J.) S. 339. — Le Camus, Voyage aux 7 églises (Derf.) S. 341. — C. Fraig, Vom Erkennen (M. Hofmann S. J.) S. 343. — G. Arendt S. J., Crisis aequiprobabilismi (H. Roldin S. J.) S. 345. — P. Hilarius O. Cap., Tract. past. de sacramentis (P. Gottfried O. Cap.) S. 349. — St. Weijßel S. J., Die Verehrung U. L. Frau (E. Michael S. J.) S. 352. — J. Silbernagl, S. Michner, Fr. Heiner, Kirchenrecht (J. Bieberlad S. J.) S. 357. — M. De-Luca S. J., Prael. iuris canonici (M. Hofmann S. J.) S. 365. — E. Selzmann, Angelus Silesius (E. Michael S. J.)

S. 363. — A. Cauchie, Ecole belge à Rome, A. Pieper, Legaten u. Nuntien, R. Hinojosa, Diplomacia pontificia, Pierling S. J., La Russie et le st. siège (L. Paflor) S. 371. — C. Braun, Gerandaltung des Würzburger Clerus (E. Michael S. J.) S. 376. — Durand-Oheikho S. J., Grammatica et chrestomathia arabica (J. B. Nitsch S. J.) S. 379. — H. Hutton, The church of the 6. century (M. Zimmermann S. J.) S. 380.

Analekten. Jüd. Liturgie v. altschriftl. Kunst (L. Fond S. J.) S. 382. — Zur Beurteilung Savonarolas (E. Michael S. J.) S. 388. — Zwei neue arab. Zeitschriften (L. Fond S. J.) S. 391. — Zu Ps. 14 (53) (J. R. Jenner S. J.) S. 393. — Gefangenschaft Johann XXIII (P. Albert) S. 402. — Zu Jos 4–5 (J. Ponthelm S. J.) S. 404. — Widerlegung des Materialismus (J. Bieberlad S. J.) S. 413. — Zur socialen Frage (Fr. v. Weidß Glon) S. 414. — Das Fest der göttl. Vorsehung (M. Nilles S. J.) S. 415.

Kleine Mittheilung S. 416

Literarischer Anzeiger Nr. 75. S. 9*

Neuer Verlag der Jos. Höfel'schen Buchhandlung in Rempten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Das übernatürliche Leben. Katechetische Vorträge über Benedikt Nepesny, Beneficiat. Mit bisch. Approbation. (Katech. Handbibliothek 23. Bändchen.) kl. 8°. 350 S. Preis brosch. M. 1.80 = fl. 1.08, gebd. M. 2.10 = fl. 1.26.

Kurzer praktischer Brautunterricht. Materialien und Winke insbesondere für jüngere Priester nebst einer populären Darstellung der hauptsächlichsten Ehehindernisse, sowie einer Skizze für das Examen der Brautleute von einem Seelsorgsgeistlichen. Mit bischöfl. Approbation. (Katechet. Handbibliothek 24. Bändchen.) kl. 8°. VIII u. 72 S. Preis brosch. 80 Pf. = 48 fr., gebd. M. 1.10 = 66 fr.

Kurzer und leichtfaßlicher Beichtunterricht für Kinder. (Abdruck aus den „Katechetischen Blättern“.) Dritte Aufl. Mit oberhirtl. Approb. (Katech. Handbibliothek 25. Bdh.) 8°. 16 S. Preis 15 Pf. = 9 fr., 50 Ex. M. 6.50 = fl. 3.90. 100 Ex. M. 12.— = fl. 7.20.

Ueber die Erhebung der Pädagogik zur Wissenschaft.

Von Dr. Otto Willmann, Professor in Prag. (Pädagogische Vorträge Heft 22.) 40 S. 8°. Preis brosch. 50 Pf. = 30 fr.

Der durch seine vorzügliche „Didaktik“ rühmlichst bekannte Verfasser bietet hier eine geistvolle philosophisch-pädagogische Abhandlung, die sicher eine Stütze unserer „Pädagogischen Vorträge“ genannt werden darf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B. — G. Herder, Wien, I., Wollzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der gesammte erste Religionsunterricht.

Ein Vernbüchlein für die drei unteren Schuljahre der Volksschule. Herausgegeben von **Josef Schiffels**. Mit Bildern. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. 16°. (IV u. 80 S. u. 2 S. „Begleitwort.“) 35 Pf. = 20 fr.; geb. 40 Pf. = 24 fr.

Neuer Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Dörholt, Dr. B., Das Taufsymbolum der alten Kirche nach Ursprung und Entwicklung. I. Theil. Mit kirchlicher Druck-erlaubnis. 169 S. gr. 8°. M. 4 = fl. 2.40.

Vollsgreuber, Dr. Celestin, Augustinus. Auf Grund des kirchengeschichtlichen Schriftennachlasses von Josef D. Cardinal Rauscher herausgegeben. Mit einem Bildnis von Fährich. Mit bischöflicher Druckerlaubnis. 968 S. gr. 8°. br. M. 15 = fl. 9.

Schäfer, Dr. Alois, Einleitung in das neue Testament. (Wissenschaftl. Handbibl. I. R. 15. Bd.) 392 S. gr. 8°. M. 4.60 = fl. 2.76, geb. M. 5.60 = fl. 3.60.

A. Laumann'sche Buchhandlung, Dülmen i. W.

Verleger des heiligen Apostolischen Stuhles.

In unserm Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Rosenkranz.

Einunddreißig Predigten über Ursprung, Inhalt, Wirkksamkeit und Gebetsweise des Rosenkranzes. Von **Nikolaus Erxleben**, Pfarrer, zur

Zeit Katechet und Beichtvater im Ursulinerinnen-Institut zu Rudow bei Berlin. 8°. 352 S. Preis broch. M. 2.40 = fl. 1.44, geb. M. 3.20 = fl. 1.92.

Ein geistlicher Herr, dem das Werk im Manuscript vorgelegen, schreibt über dasselbe: „Noch selten habe ich ein Manuscript oder Buch mit solchem Interesse gelesen, als diese Predigten, die ich sehr zum Drucke empfehle und glaube, daß sie einen großen Ablos finden werden. Altes und Neues in schön gebiegener Form finden wir dort vereinigt. Gemeinplätze oder phantasievolle Phrasen sind fern gehalten, um den gesunden Kern ist auch eine gesunde Schale gelegt worden. Mit der Publicierung dieses Manuscripts wird vielen Geistlichen ein großer Dienst geleistet.“

Ein neues Werk über Lourdes

ist im Verlage des kathol. Pressvereines in Linz erschienen:

Am Mutterherzen oder: U. L. Frau von Lourdes und

ihre Gegner von Professor Dr. Johann Aderl, Chorherr des Stiftes St. Florian, (dem bekannten Verfasser des in einer Million Auf-lage verbreiteten: U. L. Frau von Lourdes). — 420 Seiten. Preis 1 fl. 60 fr., per Post 1 fl. 70 fr.

Das hochwürdigste bischöfliche Ordinariat Linz empfiehlt dies Werk mit sehr anerkennenden Worten.

Qu. Haslinger's Buchhandlung (J. Sachsperger)

in LINZ a. d. D.

= Special-Geschäft für katholische Theologie =

hält stets auf Lager und bringt, da von nachstehenden Artikeln kürzlich neue Auflagen mit den Ergänzungen und neuesten Officien bis zur Jetztzeit ausgegeben wurden, in empfehlende Erinnerung:

Missale Romanum. Klein-Folio.

Einband: Schwarzes Leder mit Rothschnitt	fl. 21.—
Schwarzes Leder mit Goldschnitt	" 21.60
Roths Leder mit Goldschnitt	" 22.80

Missale Romanum. Quart-Format.

Einband: Schwarzes Leder mit Rothschnitt	" 15.60
Schwarzes Leder mit Goldschnitt	" 16.80
Roths Leder mit Goldschnitt	" 17.22

Missale Romanum in 18° (15×9½ cm gross).

Einband: Halbleder-Rothschnitt	" 4.08
Schwarzes Leder mit Rothschnitt	" 4.68
Schwarzes Leder mit Goldschnitt	" 5.08
Chagrin-Goldschnitt	" 5.88

Die Preise verstehen sich ohne die betreffenden Proprien.

Breviarum Romanum. 4 voll. in 18°.

Einband: Leder mit Rothschnitt	" 10.80
Leder mit Goldschnitt	" 11.40
Chagrin mit Goldschnitt	" 13.20

Horae Diurnae Breviarii Romani in 32°.

Einband: Halbleder mit Rothschnitt	" 1.86
Leder mit Goldschnitt	" 2.52
Chagrin mit Goldschnitt	" 2.88

Ausser diesen genannten befinden sich auf unserem Lager auch die meisten übrigen liturgischen Werke oder können binnen kürzester Frist in den verschiedensten Einbänden besorgt werden.

Ferner sind in der jüngsten Zeit folgende neue Auflagen oder Neuigkeiten eingelangt, auf welche wir hierdurch höflichst aufmerksam zu machen uns gestatten:

Scherer P. A., Bibliothek für Prediger. 5. Auflage. Band I fl. 3.24, II. 4.56, III. 4.20.

Das vollständige Werk wird mit einem Universal- und Katechet. Sachregister acht Bände umfassen.

Zollner Joh. Ev., Standeslehren auf alle Sonntage des Kirchenjahres. 2. Auflage. I. Band. fl. 1.80.

Augustinus des heiligen, Bekenntnisse. Uebersetzt mit einem kurzen Ueberblick des Lebens und Wirkens dieses Heiligen. fl. —.90.

Müller Dr. Willibald, Neuer Volksadvocat. Rathgeber in allen bürgerlichen und öffentlichen Rechtssachen, als auch im Privat- und Geschäftsverkehr. 11. Auflage. I. Band: Das Rechtsbuch. Auf Grund der neuen Civilprocess-Ordnung, der neuen Steuergesetze u. s. w. bearbeitet. Broschirt fl. 4.50, gebunden fl. 5.40.

Der II. Band, welcher im Erscheinen begriffen ist, wird das Geschäftsbuch enthalten.

Die geehrten Aufträge finden stets sofortige Erledigung. Auf Wunsch stehen auch Sendungen zur geneigten Einsichtnahme jederzeit zu Diensten.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Qu. Haslinger's Buchhandlung.